Berliner Pflaster.

Berliner Pflaster.

Illustrierte Schilderungen aus dem Berliner Leben.

Unter Mitwirkung erster Schriftsteller und Künstler

herausgegeben von

M. Reymond und L. Manzel.

Berlin 1891.
Verlag von Dr. W. Pauli.
S.W. 11.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Mitarbeiter.

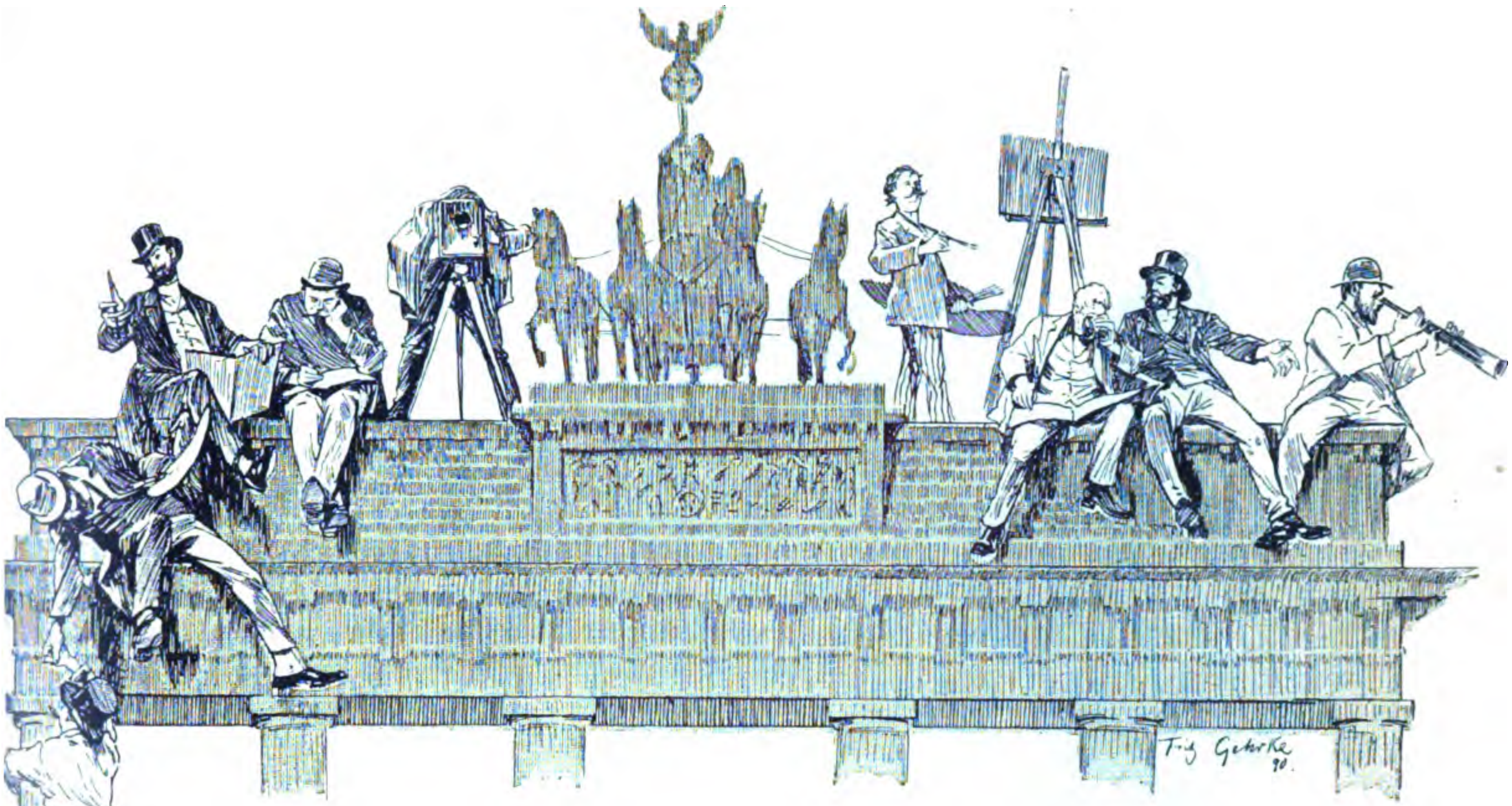
Schriftsteller.

Wilh. Bölsche.
Gustav Dahms.
Hermann Heiberg.
O. Justinus.
Paul Lindenberg.
Ludwig Pietsch.
M. Reymond.
Baron v. Roberts.
Julius Rodenberg.
Schmidt-Cabanis.
Hanns v. Spielberg.
Georg Schweitzer.
Aug. Trinius.
J. Trojan.
E. v. Wolzogen.
Eugen Zabel.
Fedor von Zobeltitz.

Künstler.

J. Bahr.
O. Berner.
G. Brandt.
Fr. Gehrke.
O. Günther-Naumburg.
Prof. Henseler.
F. Jüttner.
H. Katsch.
H. Klimsch.
G. Koch.
L. Manzel.
Martini.
O. Marcus.
Hans Mützel.
C. Röchling.
E. Rosenstand.
Ad. Schlabitz.
J. Schlattmann.
Prof. Skarbina.
Fr. Stahl.

Inhalts-Verzeichnis.



Berliner Pflaster

Man spricht von den weltbedeutenden Brettern der Bühne. Mit dem gleichen Rechte kann man von dem weltbedeutenden Pflaster der Großstadt sprechen. Denn auch dieses ist nichts Anderes als eine Schaubühne, auf welcher in ununterbrochener Folge und ewigem Wechsel Gestalten erscheinen und verschwinden, Ereignisse sich vorbereiten und vollziehen, die in ihrer Gesamtheit ein kleines Weltgetriebe für sich bilden, ganz abgesehen davon, daß sie zugleich ein Spiegelbild jenes großen Weltgetriebes sind, welches wir Kulturleben nennen. Wo fände sich die Signatur des Zeitalters des Dampfes und der Elektrizität deutlicher ausgeprägt, als auf dem Pflaster der Großstadt, das überragt ist von hunderten von Fabriksschornsteinen, den Minareten des modernen Großindustrie-Kultus, nach allen Richtungen durchkreuzt und überspannt von Schienenwegen, auf denen das Dampfroß den lokalen Alltags- und Allerweltverkehr besorgt, eingewoben in ein förmliches Spinnennetz von Fernschreib- und Fernsprechdrähten und überstrahlt von dem zauberischen Glanze zahlloser Bogen- und Glühlichter?! Wo käme das Gleichnis vom





„sausenden Webstuhl der Zeit" treffender zum Ausdrucke, als hier, wo die Fäden des Weltverkehrs aus allen Richtungen zusammenlaufen, um von den mannigfaltigen, rastlos mit- und nebeneinander arbeitenden Riesenmaschinen des Verkehrsapparates erfaßt, geordnet, ineinander verschlungen und wieder hinaus geleitet zu werden in alle Welt?! Man erzählt von Demosthenes, daß er, um sein ungefügiges und schwaches Organ zu üben und zu stärken, an den Meeresstrand hinaus gegangen sei und seine Stimme mit dem tosenden Lärm der stürmisch bewegten See gemessen habe. Wo könnte ein moderner Demosthenes derlei Uebungen stilgerechter und mit besserem Erfolge als auf dem großstädtischen Pflaster anstellen, inmitten der donnernden Brandung der Schallwellen des Wagengerassels, welches niemals ganz erstirbt und nur während weniger Nachtstunden sich etwas beruhigt?! Und die riesigen Ziffern des großstädtischen Personenverkehrs — jene Million, welche London, der Goliath unter den Großstädten, schon seit vielen Jahren an jedem Werktage vom Umfange der Stadt nach deren Innerem strömen und nach Feierabend wieder zu den äußeren Quartieren zurückströmen sieht, jene Fünfundsechzig bis Achtzigtausend, welche nach der neuesten Pferdebahnstatistik Tag für Tag nur mittels dieses einen Transportmittels die wichtigsten Knotenpunkte der Berliner Lokalverkehrs passiren — was könnte in bezeichnenderer Weise das ruhelos nach Erwerb und Genuß jagende Leben unserer Zeit illustrieren, als diese Ziffern?

Für Viele ist das Pflaster der Großstadt thatsächlich ihre ganze Welt. Sie wachsen auf und werden alt auf diesem Pflaster, und selbst die Reise in die Ewigkeit führt sie nur etliche Fuß tief unter dasselbe; dennoch sehen, erfahren und erleben sie genug, um sich ein erkleckliches Theil allgemeiner Welt- und Zeiterkenntniß anzueignen. Während der festgesessene Dörfler oder Kleinstädter das Dasein einer Auster fristet, die von der Welt nichts weiter kennen lernt, als ihre Bank und das bischen Wasser drüber,



strömt dem Großstädter alles Neue, das Kultur und Mode der Menschheit bringen, ganz von selbst zu. Er hat's besser als weiland Mohamed, der bekanntlich zum Berge gehen mußte, weil der Berg nicht zu ihm kommen wollte. Die Welt geht dem Großstädter nach, sucht ihn im eigenen Hause auf, belebt sein heimisches Pflaster mit den Berühmtheiten und Absonderlichkeiten des Tages und streut ihre dernières nouveautés aller Art verschwenderisch längs seines alltäglichen Weges hin. Der großstädtische Pflastertreter kann an den Schaufenstern, den Sammelstätten der Kunst und Wissenschaft, den Brennpunkten des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens, den Knotenpunkten des Weltverkehrs, die das Weichbild seiner Stadt in sich schließt, die gesammte Kultur- und Zeitgeschichte studieren, und wäre auch sein Bildungsbedürfnis nach dieser Richtung ein noch so geringes, so bliebe doch von den Eindrücken, die er ungesucht empfängt, immerhin genug an ihm haften, um ihm ein gewisses welterfahrenes und weltsicheres Gepräge zu verleihen. Wenn Frosch schon seinem alten Leipzig nachrühmen durfte: „Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute", so gilt das in hundertfältigem Maße von dem Pflaster der modernen Weltstadt, die, wie schon erwähnt, durch die heutigen Verkehrsmittel gewissermaßen in die vierte Dimension des Dampfes und der Elektrizität entrückt und in unmittelbare Berührung mit der ganzen großen Welt unseres kleinen Erdballes gebracht ist.

Wenn aber das großstädtische Pflaster einerseits seine Leute bildet, so bedarf es derselben andererseits als Staffage zur Gewinnung jener besonderen Eigenart, die es erst interessant macht, ihm Leben und Farbe giebt. Landschaften, Dörfer, kleine Städte geben auch ohne Staffage ein karakteristisches Bild; der Karakter der Großstadt ist dagegen unzertrennlich von demjenigen ihrer Bewohner. Wären alle Großstädter von gleichem Schlage, dann würden auch alle Großstädte — trotz der Verschiedenheit der Lage, des Baustiles und sonstiger Aeußerlichkeiten — einander ähnlich sehen, wie eine





Kaserne der anderen. Unerläßliche Vorbedingung der scharf ausgeprägten Eigenart einer Großstadt ist daher diejenige ihrer Bevölkerung. Und an dieser fehlt es nirgends, am allerwenigsten aber in Berlin. Die verschiedenartigsten Umstände historischer, sozialer und lokaler Natur haben an der Bildung des spezifisch berlinischen Volkskarakters mitgewirkt, und wenn dieser — in Folge der weltstädtischen Entwickelung Berlins während der letzten zwei Jahrzehnte — heutzutage auch nicht mehr ziffermäßig das vorwiegende Element in der Karakteristik der Gesamtbevölkerung bildet, so ist er doch nach wie vor der einflußreichste Faktor in der Gestaltung dieser letzteren und der hervorstechendste Zug desselben geblieben — gewiß der beste Beweis der ihm innewohnenden Lebenskraft.

Man wird unter den europäischen Großstädten wenige finden, deren Bevölkerung so viel Typisches, ganzen Gruppen gemeinsam Eigenthümliches aufzuweisen hätte, wie diejenige Berlins. Dieser Gleichartigkeit innerhalb bestimmter Schichten und Klassen steht aber eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der letzteren gegenüber. In dieser Beziehung merkt man der neuen Weltstadt ihre Jugend an; der ausgleichende Einfluß des kosmopolitischen Lebens, welches die große Stadt eben erst zur Weltstadt macht, hat sich hier noch nicht in genügendem Maße Geltung verschaffen können. Um so schärfer tritt die ursprüngliche Eigenart der Bevölkerung hervor, um so bunter gestaltet sich der Wechsel, das Gegensätzliche in den Erscheinungen, die das Berliner Pflaster uns vorführt. Auch die außerordentlich rasche Entwickelung Berlins hat viel dazu beigetragen, Abwechslung in die Szenerie zu bringen und allerorten Gegensätze zu schaffen. Wir finden oft auf einem kleinen Fleck Erde Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinigt: hier ein bürgerlich-behäbiges Familienhaus aus den noch gar nicht fernen Tagen, da Berlin eine Stadt mittleren Ranges gewesen; daneben ein moderner Miethspalast, der vor Kurzem an die Stelle eines eben solchen Familienhauses gesetzt worden ist, und dahinter in Parzellen zerschnittenes Garten- oder Wiesenland, auf welchem demnächst noch gewaltigere Miethskasernen gleich Pilzen emporwachsen werden. Ebenso finden wir auch unter den heutigen Berlinern solche, die bereits zu alt sind, um




F. Sk.



Kaserne der anderen. Unerläßliche Vorbedingung der scharf ausgeprägten Eigenart einer Großstadt ist daher diejenige ihrer Bevölkerung. Und an dieser fehlt es nirgends, am allerwenigsten aber in Berlin. Die verschiedenartigsten Umstände historischer, sozialer und lokaler Natur haben an der Bildung des spezifisch berlinischen Volkskarakters mitgewirkt, und wenn dieser — in Folge der weltstädtischen Entwickelung Berlins während der letzten zwei Jahrzehnte — heutzutage auch nicht mehr ziffermäßig das vorwiegende Element in der Karakteristik der Gesamtbevölkerung bildet, so ist er doch nach wie vor der einflußreichste Faktor in der Gestaltung dieser letzteren und der hervorstechendste Zug desselben geblieben — gewiß der beste Beweis der ihm innewohnenden Lebenskraft.

Man wird unter den europäischen Großstädten wenige finden, deren Bevölkerung so viel Typisches, ganzen Gruppen gemeinsam Eigenthümliches aufzuweisen hätte, wie diejenige Berlins. Dieser Gleichartigkeit innerhalb bestimmter Schichten und Klassen steht aber eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der letzteren gegenüber. In dieser Beziehung merkt man der neuen Weltstadt ihre Jugend an; der ausgleichende Einfluß des kosmopolitischen Lebens, welches die große Stadt eben erst zur Weltstadt macht, hat sich hier noch nicht in genügendem Maße Geltung verschaffen können. Um so schärfer tritt die ursprüngliche Eigenart der Bevölkerung hervor, um so bunter gestaltet sich der Wechsel, das Gegensätzliche in den Erscheinungen, die das Berliner Pflaster uns vorführt. Auch die außerordentlich rasche Entwickelung Berlins hat viel dazu beigetragen, Abwechslung in die Szenerie zu bringen und allerorten Gegensätze zu schaffen. Wir finden oft auf einem kleinen Fleck Erde Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinigt: hier ein bürgerlich-behäbiges Familienhaus aus den noch gar nicht fernen Tagen, da Berlin eine Stadt mittleren Ranges gewesen; daneben ein moderner Miethspalast, der vor Kurzem an die Stelle eines eben solchen Familienhauses gesetzt worden ist, und dahinter in Parzellen zerschnittenes Garten- oder Wiesenland, auf welchem demnächst noch gewaltigere Miethskasernen gleich Pilzen emporwachsen werden. Ebenso finden wir auch unter den heutigen Berlinern solche, die bereits zu alt sind, um





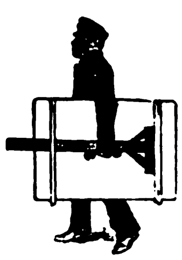
noch Großstädter werden zu können, andere, die eben im Begriff stehen, es zu werden, und endlich den Nachwuchs, der mit dem hektischen Pulsschlag und den überspannten Nerven der richtigen Großstädter bereits zur Welt gekommen und bestimmt ist, die Anderthalbmillionenstadt von heute zu einer Zwei- und Dreimillionenstadt zu erweitern — Platz dazu ist ja in Hülle und Fülle vorhanden!



Bei solchem Reichthum, solcher Mannigfaltigkeit des Stoffes lohnt es sich wohl der Mühe, das Berliner Pflaster als Schaubühne des Berliner Lebens durch ein schlagfertiges Aufgebot berufener Beobachter blokieren und nebst Allem, was darauf und darum ist, mit Feder und Griffel fixieren zu lassen.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant!

Mit dieser Wegleitung und wohlausgerüstet mit ihrem Schanzzeug und Belagerungsgeschütz haben sich die Theilnehmer an dieser Blokade ans Werk gemacht und auf beherrschender Höhe Stellung genommen. Der Augenblicksphotograph eröffnet die Aktion





mit etwelchen Ueberraschungsaufnahmen auf gut Glück. Schnapp — hat ihn schon! Bei derlei Aufnahmen wird bekanntlich in der Regel besser getroffen als gezielt; man nimmt eben mit Allem vorlieb, was man in der Geschwindigkeit erhaschen kann. Hier ein Schusterjunge, der als Ordnungsmann den entlaufenen Sprößling seines Lehrherrn mit mehr Nachdruck als Liebe zur Pflicht zurückführt; dort der halbvergangene Konkurrent Klingel-Bolle's, des Berliner Großmilchmannes par excellence, mit seinem bescheidenen Hundegefährt. Quousque tandem? Bald wird das Arbeitsdreirad den Hund auch aus diesem Geschäftszweige verdrängt haben.

Rrrr — ein anderes Bild! Ah — die flotte Weltstädterin auf dem Wege zu Gerson, zu Heese, oder — zur Normaluhr. Eine ganz besondere Uhr, das; sonst schlägt dem Glücklichen keine Stunde, hier aber schlägt ihm eine, und zwar eine ganz bestimmte. Aber wie die Stunde zögernd kommt und flüchtig vergeht, so ist's auch mit dem Normaluhr-Glück, das, oft erst nach langem, mühevollem Werben errungen, wohl nur selten die selige Stunde des ersten Stelldichein überdauert. Glücklicherweise ist der Berliner mit einer tüchtigen Gabe Stoizismus ausgestattet und weiß sich ins Unvermeidliche mit Humor zu schicken. Der „Naturforscher" vulgo Lumpensammler, welcher soeben aus der Müllkute einen Toilettegegenstand ans Tageslicht gezogen hat, der vielleicht noch in der letzten Saison zur Hebung der göttlichsten Taille gedient hat, ist eine treffende Illustration zu diesem eingefleischten Berliner Stoizismus, dessen oberster Grundsatz es ist, nichts „tragisch zu nehmen".

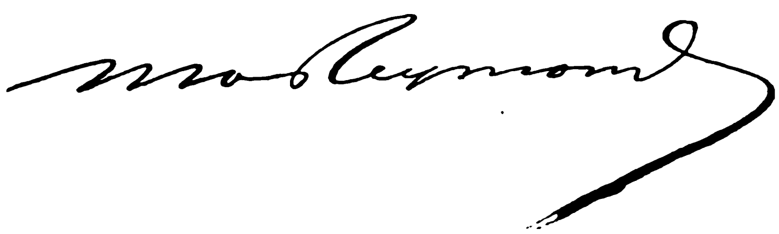


Der Augenblicksphotograph arbeitet emsig weiter. In bunter Reihe zaubert er die Bilder aus seinem Kasten hervor. Hier ein Stück Berliner Pflasterleben im engsten Sinne des Wortes: die Asphaltleger an der Arbeit, eine Szene alltäglichster Art, denn an dem Berliner



Pflaster wird das ganze Jahr hindurch gebuddelt und wieder zugedeckt. Dort der sportgewandte Lenker des „Einers", wie man, dem Sprachreinigungsdrange folgend, das „Skiff" des Ruderkünstlers jetzt zu nennen liebt. Der Hofsänger, das musikalische Organ der Hintertreppe; die Rekruten, die unter höherer Führung ihren ersten Spaziergang durch die Residenz machen; der fortbildungsbeflissene Handwerkslehrling, der berittene Schutzmann im Unwetter und der Weißbierphilister in seiner behaglichen Stammkneipe — das alles sind typische Gestalten, die jeder Berliner kennt und mit vergnüglichem Schmunzeln in diesen Augenblicksbildern wiedererkennen wird. Husch — da tauchen im Zwielicht noch zwei Gestalten auf und rasch hat sie der Künstler fixiert: Der Don Juan vom Hausvoigteiplatz hat sein Gretchen in der Nähe des Konfektionsgeschäftes abgefaßt, in welchem die Schöne tagüber als Probiermamsell funktioniert. „Wo soupieren wir heute, Schätzchen? Im deutschen Sekthause oder im Augustiner?" — „„Heinrich, mir graut vor Dir . . . natürlich im deutschen Sekthaus!"" — Auch derlei Scenen sind typisch für das Berliner Pflaster.

. . . . Aber nun genug des Probegeplänkels; die regelrechte Blokade kann beginnen. Auf die Schanze denn und gut Glück zum fröhlichen Werke!







Das tanzende Berlin.



Die Saison, dieses vielgestaltige, buntfarbige, zerstreuungssüchtige Etwas, welches sich so schwer zergliedern läßt, da es in tausende kleiner Theilchen zerfällt, die jenes schillernde, unterhaltende, fesselnde Ganze bilden, diese Saison fängt in Berlin schon früher wie in anderen Weltstädten an und währt mindestens ebenso lange wie in jenen. Kaum daß im Thiergarten der Fuß raschelnd durch das falbe Laub gleitet, kaum daß die Denkmäler daselbst von einer vorsorglichen Parkverwaltung mit einem hölzernen Gewand bekleidet werden und auf den Straßen die Holz- und Kohlenverkäufer ihre wenig melodischen Stimmen erschallen lassen, ertönen bereits verlockend an vielen Stellen in unserem steinernen Häusermeer die ersten tanzauffordernden Walzerklänge, und sitzen alsbald die Mitglieder der Vergnügungs-Komitees unzähliger Vereine mit ernsten



Mienen beisammen, um das Unterhaltungsprogramm für den beginnenden Winter zu entwerfen. Unsere jungen Damen träumen nur noch von Gesellschaften und Bällen, Diners und Soupers, Soiréen und Thee-dansants und wie sonst noch diese gutdeutschen Bezeichnungen lauten, der Junggeselle unterzieht das siegreiche Dreigestirn: Frack, Chapeau-Claque und Lackschuhe, einer prüfenden Besichtigung, der Ballvater in spe denkt mit Sorge an durchwachte Nächte und zugige Fahrten oben auf dem Kutscherbock, damit die Toiletten der Damen nicht zerknittert werden, und die Ballmutter nimmt in einer einsamen Stunde die Patiencekarten zur Hand und sieht mit hoffnungsfreudigem Lächeln, daß „Er" sich zu dem Töchterchen fügt — eine Verlobung kann und wird daher nicht ausbleiben!

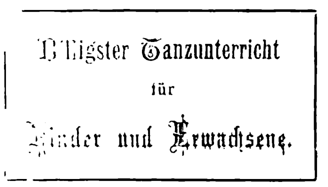


Im November schon flattern die ersten Einladungskarten umher, meist zu abendlichen Gesellschaften; sie treten als Vorboten zunächst schüchtern auf und das „U. A. w. g." in der Ecke wird noch nicht mit Bestimmtheit als: „Und Abends wird getanzt" ausgelegt. Oft genug freilich ist dies der Fall, denn die junge Welt Berlins tanzt gern und mit Leidenschaft, obgleich an den Wiegen vieler Spreeathener die Grazien kaum gestanden haben. Das spricht aber selten mit, der gute Wille hilft viel und er ist fast immer da — einige aufmunternde Takte ertönen vom Klavier her, die Füßchen der Damen zucken verdächtig unter dem Saum des Kleides, und ein junger Student, dem bei Tisch der Rothwein ausgezeichnet gemundet, summt ganz leise die Melodie des „Ach so ein Walzer ist doch zu schön, wenn sich die Paare im Tanze dreh'n" vor sich hin. Die Tochter des Hauses hat es trotzdem gehört: „Sie tanzen gern?" — „Ganz gewiß, gnädiges Fräulein!" — „Und Sie auch, Herr Lieutenant?" — „Aber Gnädigste, wie können Sie fragen!" — „Nun, Herr Doktor, wie steht's mit Ihnen?" und die achtzehnjährige Blondine blickt schalkhaft-lächelnd den langaufgeschossenen Privatdozenten an. Wie könnte er da widerstehen, obwohl er sonst nicht allzugern das ‚Tanzbein schwingt': „Natürlich, gnädiges Fräulein, ich wäre entzückt —!" „Da müssen wir Papa bitten, daß er's erlaubt" — sie weiß, der Schelm, daß Mama selbstverständlich damit einverstanden ist. „Ach, Papa, Papa, wir wollen tanzen, Du erlaubst es doch?" — „Herr Regierungsrath, bitte, bitte —" „Nun, Männchen, heute, zum ersten Male im Winter — Du kannst schon einmal ‚Ja!' sagen!" — — so stürmt es auf den Hausherrn ein. „Aber Kinder, heute, — ein ander Mal — und die Umstände —!" — — „Was, Umstände, Herr Regierungsrath? Absolut keine!" Der Widerstand ist gebrochen, jetzt gilt's, rasch den Sieg ausnutzen. „Vorwärts, meine Herren!" kommandirt der Lieutenant. Als ob es vor einem wüthenden Element zu retten gälte, setzen sich die Hände in Bewegung: Sopha, Fauteuils, Stühle, Tische, Vogelbauer, Goldfischbassin, Teppiche, Etagèren, Uhren, Blumen-



ständer — in wenigen Minuten wird Alles mit der Geschwindigkeit einer Berliner Rückkompagnie in die Nebenräume geschleppt, und im Umsehen ist der Salon bis auf das Instrument ausgeräumt. „Leer gebrannt ist die Stätte!“ deklamirt pathetisch der in Sekunda sitzende Stammhalter der Familie, doch die Regierungsräthin hat ihn schon am Arm: „Zitire bei anderer Gelegenheit Deinen Schiller, mein Junge, jetzt zeige, daß wir das Geld für Deine Klavierstunden nicht umsonst ausgegeben haben,“ und Emil muß sich mit eifersüchtigen Gefühlen, denn der Student macht gerade der hübschen Freundin seiner Schwester auffällig den Hof, auf dem Klavierschemel niederlassen und paukt wüthend eine Polka herunter. Unermüdlich drehen sich die Paare im Reigen, der Fußboden schwankt fast bei diesem Eifer, in dem Studirzimmer des Professors, der eine Treppe tiefer wohnt, setzt sich die Ampel in leichte Schwingungen. „O weh,“ seufzt der Gelehrte, „mit dem Arbeiten wird's heute schlecht werden, Regierungsraths lassen tanzen!“ Unten auf der Straße aber ruft ein Droschkenkutscher seinem Kollegen zu, mit der Peitsche dabei auf die hinter den Vorhängen sichtbaren schwebenden Schatten deutend: „Du, nu jeht's los mit die Nachttouren — se fangen schon zu tanzen an!“

Um die gleiche Jahreszeit, wenn die ersten Schneeflocken herniederwirbeln und die Hochfluth der Wohlthätigkeitsbazare bevorsteht, beginnen in allen Stadtvierteln die verschiedenartigsten Tanz-Unterrichtskurse, die theils in den Inseratenspalten der Zeitungen, theils auf großen pappenen Plakaten, welche vorn an den Hausthüren angebracht sind, angekündigt werden.



Anmeldungen von Kindern erfolgen nur sehr selten, da die wohlhabenderen Eltern ihren Kleinen die Kunst Terpsichore's im eigenen Hause, und zwar im Verein mit Altersgenossen und -Genossinnen, beibringen lassen;



nein, hier wünschen in die Geheimnisse des Walzers und vor Allem in die der Quadrille und des Contres junge Leute einzudringen, welche bisher keine Gelegenheit hatten, sich hiermit zu beschäftigen, und die nun doch jene Jahre erreicht haben, in welchen sie sich vor dem Eingeständniß schämen: „Ich kann nicht tanzen!“ Eine buntgemischte Gesellschaft zumeist, hauptsächlich aus sechzehn- bis zwanzigjährigen Kaufleuten und Handwerkern, angehenden kleinen Beamten und Büreaugehülfen bestehend, während die Mehrzahl des weiblichen Geschlechts sich aus Ladenmamsells, aus Schneiderinnen, Verkäuferinnen, Anprobirerinnen, kurz, aus jenen oft zu beneidenden, oft zu bedauernden Mädchen zusammensetzt, welche sich, sobald sie die Schule verlassen, ihr Brod selbst verdienen müssen, die aber selten ihren Humor verlieren und das Dasein



von einer möglichst lustigen Seite anschauen. Jetzt, vor dem Beginn des Unterrichts, der fast immer Abends nach 8 Uhr in einem meist nach dem Hofe zu gelegenen Saale irgend einer Bierwirthschaft stattfindet, stehen sie in einer dichten Gruppe flüsternd, kichernd, plaudernd zusammen und lassen prüfend ihre Blicke zu den „Herren" hinüberschweifen, die sich an der anderen Seite des Saales aufgestellt haben und sich scheinbar noch wenig gemüthlich hier fühlen: dieser quält sich mit seinen Handschuhen ab, jener sucht den fadenscheinigen schwarzen Rock etwas straffer zu ziehen, ein anderer betrachtet verstohlen, aber desto wuthentbrannter seine rothen Finger, welche auf eine emsige Thätigkeit in einem Kolonialwaarengeschäft schließen lassen, und sein Nachbar zupft immer an der Oberlippe, dort, wo andere, glücklichere Menschen ihren Schnurrbart haben. Eine sichtliche Bewegung geht jetzt durch die beiden Gruppen, er, der Vielbevorzugte und Vielverhaßte ist eingetreten und macht den Damen mit kokettem Lächeln eine elegante Verbeugung, um sich dann nachlässig den Herren zu nähern; sie können ihn sammt und sonders nicht ausstehen, diesen hochmüthigen Gesellen, von dem zuerst die dunkle, ehrfurchtgebietende Sage ging, er wäre ein Student, bis ihn einer der Nebenbuhler auf der Straße traf, wie er gerade mit kühnem Schwung aus einer kleinen metallenen Dose die Seife auf den Damm spritzte. Also nur ein „Balbier", ein „Schnutenkratzer", aber man muß es ihm lassen, der großkarrirte Anzug sitzt ihm vortrefflich und er tanzt gewandt, weshalb er bei den Damen gut angeschrieben ist und, wenn sie engagiren dürfen, nie sitzen bleibt. Schon haben einige der Verschwörer spitze Bemerkungen auf der Zunge, da tritt, gefolgt vom Klavierspieler, der Tanzlehrer (was mag er wohl vordem alles gewesen sein!) ein; die Damen und Herren verneigen sich vor dem Gestrengen, der jedoch gleich zum Anfang mit seinen männlichen Schülern nicht zufrieden ist: „Die Herren nochmals die Reverenz", und wiederum klappen die Stiefel zusammen und die Rücken beugen sich wagerecht vor.



Dem wurmstichigen Klavier entlockt der hagere Spieler, ein beschäftigungsloser Schreiber, jammernde Töne, die sich allmälig zu einer Art von Polka herausbilden, bei deren ersten Tönen der Lehrer langgedehnt: „En—ja—schie—ren!" ausruft, worauf sich die Herren wie hungernde Wölfe auf die Damen stürzen. Ein Walzer folgt; o weh, das ist ein Hüpfen und Springen, Hopsen und Stoßen, daß jede Spur eines Rhythmus verschwindet. „Herr Müller, Sie machen einen Buckel wie ein Kater!" „Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei!" „Herr Veitel, die Beine mehr 'raus!" „Fräulein Maier, mehr 'ran an Ihren Herrn, er thut Ihnen ja nichts!" „Eins, zwei, drei! eins, zwei, drei!" „Aber Fräulein Lehmann, Sie gehen ja; Sie sollen tanzen, tanzen, tanzen!" So schallt unermüdlich die Stimme des Lehrers durch den Saal, in welchem die Staubfäserchen

dicht umherfliegen und den dürren Klavierspieler zu immer neuen und heftigeren Hustenanfällen reizen. — Nun werden die beiden ersten, bereits in der vorletzten Stunde probirten Touren des Contre wiederholt. „Schön anglä—fee!“ Ah, wie sie durcheinander laufen, keine Ahnung mehr von seinen Belehrungen. „Nochmals schön an—glä—fee!“ Es ist kaum zum Ansehen, er fuchtelt mit dem Taschentuch und läuft von Gruppe zu Gruppe. „Schön angläfee ist — heißt —“ er weiß die Uebersetzung selbst nicht, „— ist also — so — passen Sie auf, passen Sie auf!“ Und er ergreift die nächststehende Dame an der Hand und führt sie zum Vis-à-vis, welches sich natürlich nicht von der Stelle rührt und erst durch eine persönliche Schiebung belehrt werden muß, daß es den gegenüberliegenden Platz einzunehmen hat. — Endlich ist die erste Tour wiederholt, die zweite hat man bis zur Hälfte probirt, da schlägt die Uhr zehn. Lehrer, Klavierspieler und Schüler athmen, so weit dies in der heißen, schwülen Luft möglich ist, erleichtert auf, ersterer klatscht in die Hände: „Der Unterricht ist für heute geschlossen, also nächsten Mittwoch acht Uhr!“ In der Garderobe entsteht ein gewaltiges Gedränge, jeder Herr sucht der erkorenen Dame behülflich zu sein, und mit einem zärtlichen Blick nähert sich der junge Schaumschläger einer pikanten Brünette: „Treffen wir uns am nächsten Sonntag beim Füsilierball?“ — „Ich weiß nicht — vielleicht —“ — „Ach nein, kommen Sie nur bestimmt, ich weiß, Sie sind auch eingeladen“ — und mit einem stolzen Aufrecken: „Es ist ja mein altes Regiment!“

Soldatenball, noch dazu an Kaisers Geburtstag! Wer, der die Uniform getragen, denkt nicht mit Freuden daran zurück! In diesen Stunden, wenn die Büste des Kriegsherrn grün umkränzt und der Saal mit Fahnen und Guirlanden geschmückt ist, lockert



sich etwas die sonst so straff gezogene Schraube eiserner Disziplin, und selbst der gestrenge Feldwebel, heute ohne die dickleibige Brieftasche zwischen den Mittelknöpfen, schmunzelt vergnügt, wenn der Gefreite Müller, ein reicher Bauerssohn aus der Uckermark, mit seinem Töchterchen tanzt. Und sie können zum Theil sehr flott tanzen, die Füsiliere, flott und unermüdlich, das erkennt sogar der gefürchtetste Unteroffizier an, der mit einem Kameraden in einer Ecke steht und kritisch die Blicke umherschweifen läßt. „Jott Strambach," ruft er aber plötzlich mit einem halb zornigen, halb unfreiwilligen Lachen aus, „seh'n Se mal, Müller, da tanzt selbst die Schafsnase von Kiekebusch, dieses vernageltste Individubum der Kompagnie. Ist's nicht, als ob een Elephantenkalb ooch mal Tanzjelüste kriegt und wie 'n wahnsinniger Hering den Nil ruf und runter walzt?" — — —

Die Hochflut der Bälle und Gesellschaften mit unausbleiblichem Tanz bricht über Berlin erst herein, wenn die letzten Kerzen an den Christbäumen herniedergebrannt sind und der



andauerndste Sylvesterrausch ausgeschlafen ist. Für die oberen Zehnhundert bildet dann der Hofball, für die oberen Zehntausend der Subskriptionsball den Glanzpunkt der Saison. Wie oft mag, nachdem sich das Gerücht von dem Stattfinden eines großen Hoffestes bewahrheitet hat, in den Familien der vornehmen Beamten- und Militärwelt, in den Kreisen des hohen Adels die Frage aufgestellt und erörtert werden: „Werden auch wir

eine Einladung erhalten?" Mit doppelter Ungeduld wird dem regelmäßigen Erscheinen des Postboten entgegengesehen, jeder Tag verrinnt mit wachsender Spannung, nur noch zwei Wochen sind es hin bis zu dem bestimmten Termin und man erwägt bereits eine vielleicht folgenschwere Vernachlässigung und Zurücksetzung — da, endlich, endlich, langt das große, offizielle Kouvert mit der Allerhöchsten Einladung an und verbreitet eitel Sonne und Licht, Freude und Genugthuung. Ach, die Zeit verrinnt, besonders für die Damen, schnell, oft zu schnell bis zu dem Tage des großen Ereignisses, denn zahllose Dinge giebt es noch zu besorgen und zu erledigen, von der feinen Nuancirung der Kleiderschleife an bis zu der vor dem wandgroßen Spiegel stets von Neuem probirten tiefen Verbeugung. Doch nun ist der Abend da und man rollt im Wagen die „Linden" entlang, bis kurz vor der Schloßbrücke eine Stockung eintritt und die Equipagen in langer Linie nur Schritt für Schritt vorwärts kommen; ein unbehagliches Wetter herrscht draußen, und schneidend dringt der Wind in das Innere des Gefährts hinein, desto freundlicher ist nun der Kontrast, wenn man den Hof des gewaltigen, altersgrauen Königsschlosses erreicht hat und dienstbeflissene Lakaien in den sorgsam gewärmten Garderoben die Mäntel und Ueberhänge abnehmen. Groß ist das Gedränge auf den Treppen und Fluren, Bekannte sieht man von fern und grüßt fröhlich hinüber, auf den Gesichtern der jungen Damen ist die Ungeduld des Harrens, auf denen der alten Exzellenzen der Ausdruck feierlicher Erwartung und in den Mienen der Offiziere der fröhlicher Zuversicht ausgeprägt. Schon unten auf dem Vestibül hat der Schwedter Dragonerlieutenant die in schneeiges Weiß gekleidete jugendlich-anmuthige Komteß erkannt, aber jetzt erst ist es ihm gelungen, in ihre unmittelbare Nähe zu dringen: „Guten Abend, Herr Graf, guten Abend, gnädigste Gräfin. Wie freue ich mich, Komteß, Sie zu sehen — also auch in Berlin?" — „Ah, Herr Lieutenant, wie nett, daß wir uns treffen," sagt der grauhaarige Rittergutsbesitzer, der die flammend rothe Uniform der Johanniter trägt, „Sie sind ja jetzt in Berlin kommandirt? Kriegsakademie? — Das ist brav!" — „Und wie geht's Ihnen, Komteß? —" „Ach, sonst gut, sehr gut, Herr Lieutenant, aber ich habe Angst, furchtbare Angst, zum ersten Male hier — —." „Ich auch, Komteß, gehen wir vereint ins Feuer! — Darf ich um Ihre Tanzkarte bitten?" Sie nestelt den zierlichen Karton hervor und er schreibt in fliegender Hast seinen Namen hinter den ersten Walzer; ein heller Freudenschimmer fliegt über die zarten Wangen der kleinen Gräfin: der erste Tänzer auf dem ersten Hofball! —

Die letzte Treppe, der Vorraum und nun der Weiße Saal sind erreicht — ah,





welch' blendender Glanz, welch' farbenprächtiges, buntbewegtes Bild, ein Chaos, ein Meer von wechselvollen Uniformen, wehenden Helmbüschen, blitzenden Kreuzen, flimmernden Sternen, von leuchtenden Ordensbändern und funkelnden Agraffen, und daneben der reichste Damenflor, Kostüme, in denen alle Farbentöne vertreten sind, das Glänzen der Seide und des Atlas neben den satten Schattirungen des Sammet und Brokatstoffes, diese Fülle von weißen Schultern und Armen, und glühend und glitzernd, in blau, in grün, in roth, heben sich von ihnen die Diamantketten, die Spangen und Brochen ab, ein Vermögen oft um einen schönen Frauenhals gewunden. Und nun die räumliche Umgebung dazu — der herrliche, weiß in gold gehaltene Saal mit seiner bewundernswerthen Architektur in dem Scheine unzähliger, aus blitzenden Krystallkronen und Armleuchtern hervorzüngelnder Glühlichtflammen, wahrlich, das Auge weiß nicht, wo es zuerst hinblicken soll.

Jetzt ein dreimaliges lautes Pochen auf den Parquetboden, ein Drängen, Schieben, Stoßen, ein Schwarm rothberockter Pagen erscheint: der Hof ist eingetreten, voran der Kaiser, die männlich-kräftige Gestalt im Scharlach-Koller der Garde du Corps, den Adlerhelm in der Hand, am Arm seine liebreizende Gemalin, gefolgt von den fürstlichen Persönlichkeiten, die sich allmälig zwanglos gruppiren, während das kaiserliche Paar Cercle hält und viele der Großen des Reiches sowie deren Damen durch freundliche Ansprachen auszeichnet. Dann wiederum Seitens des Oberhofmarschalls ein kurzes Zeichen mit dem goldknöpfigen Stabe zur Musiktribüne hinauf, und im selben Moment rauschen flotte Walzerklänge hernieder. Wenige sind es zunächst nur, welche der klangreichen Aufforderung Folge leisten und ihre Tanzkünste vor den höchsten Herrschaften, die an der einen Seite des Saales auf Sammetfauteuils Platz genommen, zeigen; ein schwieriges Unternehmen, denn der Boden ist spiegelglatt und der Walzer wird fast nur im Galoppschritt getanzt. So kommt es denn, daß sich zumeist stets dieselben Paare im Takte drehen, Damen und Herren, welche in der Hofluft groß geworden sind und sich in diesem verwirrenden Rahmen sehr wohl befinden. Die übrigen jugendlichen Geladenen, selbst die sonst so sicheren Offiziere der Provinzregimenter, sie lassen viele vorher geschmiedete Pläne fallen und denken, falls sie schon früher Verpflichtungen eingegangen, mit beklemmender Sorge an deren Erfüllung. Auch unser Schwedter Dragoner, — wahrhaftig, er schreckt sonst nicht so leicht vor einer Aufgabe zurück, er gilt unter den Kameraden als der verwegenste Reiter, als der liebenswürdigste Salon-Schwerenöther, aber er gesteht es sich offen ein, einen solchen Walzer,

wie dort der österreichische Attaché in der lichtblauen Uniform der Honveds, nein, den kann er doch nicht tanzen! Und die kritischen Augen der Zuschauer, die Prinzen und Prinzessinnen, die Generale und Regimentskommandeure, unter letzteren auch der seinige, — wenn er sich blamirte, wenn er gar zu Falle käme; der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn und nervös zwirbelt er an der Spitze des blonden Schnurrbartes. Doch es hilft Alles nichts, er hat ein Versprechen gegeben und muß es halten; dort sieht er die Komteß stehen, reizender denn je, höher schlägt ihm das Herz und seine Stimme zittert thatsächlich etwas: „Gnädige Komteß, darf ich bitten, — den Walzer —“ er reicht ihr den Arm und ihm scheint, als ob seine holde Begleiterin ein wenig, ein ganz klein wenig bebe; nun öffnen sich die Reihen der zuschauenden Herren, mehrere Hofjunker, welche den inneren Tanzkreis abschließen, treten bei Seite, da — schweigt auf einen Wink des Oberhofmarschalls die Musik, die Souperpause ist gekommen! Befreit athmet der Dragoner auf, hörte er recht? — ein ganz leises „Gottseidank“ hat die Gräfin geflüstert, er möchte ihr dafür zu Füßen fallen: „Wie leid thut es mir, gnädigste Komteß, ich bedauere — —.“ „Ach, ich nicht, Herr Lieutenant, ich — — hatte — — furchtbare Angst — —!“ „Aber wir holen ihn nach, den Walzer, nicht wahr, Komteß?“ „Gewiß, gewiß, auf dem Subskriptionsball; Sie kommen doch hin?“ — „Komteß, ich bin überglücklich, Sie dort zu treffen!“ — —

Von den mancherlei Räthseln, welche Berlin aufgiebt, ist sicherlich das am schwierigsten zu lösen, wie es möglich ist, auf dem Subskriptionsball zu tanzen. Zehn Uhr — in dem stolzen Raum, dessen Logen bis zum obersten Rang mit festlich gekleideten Besuchern besetzt sind, drängt und schiebt sich die Menge, in welcher man nicht nur die gefeiertsten Beherrscherinnen des Salons, sondern wohl ziemlich alle Berühmtheiten bemerkt, die Berlin aufzuweisen hat, langsam durcheinander. Nur Schritt für Schritt gelangt man vorwärts, stets in Sorge, einen ungnädigen Blick wegen „Verletzung fremden Eigenthums“, in diesem Falle langwallende Schleppen, zu erhalten, vorüber an schönen Frauen- und Mädchengestalten, an fremden Diplomaten und Offizieren, an Künstlern, Schriftstellern, Schauspielern — ein buntes, kaleidoskopartig wechselndes Getriebe, welches den Augen eine Fülle anregender fesselnder Eindrücke gewährt und den Ohren manch' pikantes Histörchen, manche interessante Neuigkeit und scharfe Kritik über einzelne der Anwesenden zu hören giebt. Ist das Gedränge bisher schon arg genug, so wird es jetzt noch schlimmer: der Hof schreitet die Freitreppe hernieder und ein klangvoller Begrüßungschor schallt ihm entgegen, dann eine kurze Pause, und nun — ist es wahr, ist es möglich, denkbar: dort, vor der Loge der chinesischen Gesandtschaft, aus der neugierig die bezopften Asiaten herausschauen, hat ein Garde-Artillerieoffizier mit seiner dunkeläugigen Begleiterin die ersten Schritte getanzt, überall anstoßend und in jedem Momente aus dem Takt kommend! Aber sein Beispiel findet Nachahmung, ein zweites



Paar, nun ein drittes und viertes schließt sich an, der Kreis vergrößert sich, ja, es bildet sich sogar an der entgegengesetzten Seite ein anderer, wo gleichfalls alle räumlichen Schwierigkeiten besiegt werden, und das Operationsfeld für die Füßchen und Füße breitet sich mehr und mehr aus, denn: „es wird getanzt!“ sagen die älteren Herrschaften und ziehen sich zu Austern und Pomery in den Speisesaal zurück. Die Jugend ist Siegerin geblieben, auf der ganzen Linie sogar, denn die beiden Kreise haben sich in einen vereint, dessen Reihen sich erst lichten, wenn das Fest sein Ende erreicht, um zwei Uhr Morgens, viel zu früh für Viele, die beim Klange einer Tanzmelodie jeden Stundenschlag vergessen.



In ihrer gesellschaftlichen Zusammensetzung ähneln vielfach dem Subskriptionsball die großen halböffentlichen Festlichkeiten, vor Allem der Presse- wie der Künstlerball, bei denen allerdings die Vertreter des geistigen und kunstsinnigen Berlin mehr Anziehungskraft äußern, als die Zusammensetzung und Länge der Tanzkarten. Hier will man mehr sehen und gesehen werden, will mit den Helden der Feder und denen der Palette und des Meißels in persönliche Beziehungen treten, will dies und jenes Neue erfahren und diesen und jenen Bekannten treffen. Der Tanz steht demnach für die Mehrzahl der Besucher nicht in erster Linie, obwohl auch ihm ausdauernd und zahlreich gehuldigt wird; aber ob unsere jungen, ganz jungen Damen in dieser Hinsicht stets auf ihre Rechnung kommen, möchten wir bezweifeln, es sind mehr Feste für Frauen, wie für Mädchen. Letztere spielen eine größere Rolle bei anderen beliebten Bällen, so bei denen der Juristen und Architekten, wo aus den „Pflichttänzen“ mit den Töchtern der Vorgesetzten mancher Bund fürs ganze Leben hervorgeht.

Unter den Privatbällen stehen die der fremden Gesandten sowie der Minister und höchsten Beamten obenan, allerdings muß man durch Verkehr und Stellung in diesen Kreisen heimisch sein, um sich zu unterhalten, sonst kann man leicht die wenig beneidenswerthe Rolle eines „Eckenstehers“ oder „Mauerblümchens“ übernehmen. Unser hoher

Adel ist verhältnißmäßig zu wenig begütert, um rauschende Festlichkeiten, von denen ganz Berlin spricht, zu veranstalten, Ausnahmen kommen natürlich vor. Dagegen thut die Geld-Aristokratie viel für das Vergnügen ihrer Gäste, und zu letzteren zu gehören, ist nicht schwer, am wenigsten, wenn man zweierlei Tuch trägt. „Wir werden bald tanzen lassen, Herr Lieutenant." „Ah, vortrefflich, Herr Kommerzienrath, werde ich auch die Ehre haben?" „Selbstverständlich — und hm, — wenn Sie einige Kameraden haben, Herr Lieutenant, — es fehlen uns noch einige Tänzer und — — — es kommen sehr hübsche, auch sehr reiche Mädchen!" Der junge Vaterlandsvertheidiger hat den Wink verstanden und er findet auf sein Anfragen im Offizierkorps viel Bereitwilligkeit, gewiß, warum soll man bei Kommerzienraths nicht tanzen, man hat gar keine Umstände davon und ist selbst von der pflichtmäßigen Visite entbunden, da die Abgabe der Karten als genügend angesehen wird, und vor Allem, wie hatte der Finanzbaron doch gesagt: es sind sehr hübsche und sehr reiche Damen da — alle Wetter, solch' einen Goldfisch nicht nur zum Kotillon, sondern auch zu einer Lebenstour zu engagiren, wäre durchaus nicht übel und es verlohnt sich schon einmal, deshalb einen Abend zu opfern, selbst auf die Gefahr, sich zu langweilen — das holt man in acht Tagen auf dem Korps de Ballet-Ball nach!





Schon das bloße Nennen dieses Balles hat für Viele einen prickelnden Reiz, da er in ihren Erinnerungen wahrscheinlich in lebensfrohem, theurem Andenken steht. Ein Berliner Winter ohne Korps de Ballet-Ball, das ist schwer denkbar, so eng ist dieses Fest mit dem hauptstädtischen Leben verknüpft, trotz mancher Konkurrenten im Wintergarten und der Philharmonie, wo die Rahmen der dort stattfindenden Bälle glänzendere und blendendere sind. Viel zu jenes Balles Anziehungskraft trägt sein durch Geschlechter bereits fortlebender Ruf bei; die Väter haben bei Kroll getanzt und die Söhne thun es auch, wie es wahrscheinlich deren Söhne wiederum thun werden, wenn nicht die so Vieles umwälzende Weltstadt auch das Kroll'sche Theater von der Bildfläche verschwinden läßt.

Das übermüthige und überschäumende Berlin giebt sich auf diesem Korps de Ballet-Ball ein gern besuchtes Rendezvous, bei dem die Losung: „leben und leben lassen" ist, und dieser Parole wird man in denkbarster Weise gerecht. Wer sich in diesen Strudel stürzt,

der muß Obacht geben, daß nicht die Wogen weltstädtischer Lebenslust und weltstädtischen Leichtsinns über ihm zusammenschlagen, denn an Gelegenheit und Verführung hierzu fehlt es nicht, und diese Damen und Dämchen, die hier theils in Maskenkostümen, theils in kurzen, recht kurzen Kleidchen, oder auch in schweren, rauschenden Toiletten erscheinen, sie leiden keineswegs an Prüderie und Zurückhaltung und sind gern bereit, Neulinge in die Geheimnisse des lustigen Berlin einzuweihen. Getanzt wird bei Kroll viel und leidenschaftlich, selbst der blasirteste Gesandtschafts-Attaché, der steifste Gardelieutenant legt hier seine kühle Reserve ab und folgt im Arm irgend einer Schönen den Lockungen der Musik, welche eine Vielen unwillkommene Unterbrechung durch die fast „historisch" gewordenen Darstellungen und Umzüge der Mitglieder des Korps de Ballet erhält.



Durch diesen ungezwungenen Uebermuth unterscheiden sich die Korps de Ballet-Bälle vortheilhaft von anderen ähnlichen Veranstaltungen, die mit den pomphaftesten Namen auftreten: „Erster Wiener Faschingsball", „Triumphzug des Prinzen Carneval", „Eliteball der Lebewelt Berlins", und so ähnlich fort. Das Herren-Publikum besteht zumeist aus Fremden, welche neugierig den Tänzen zuschauen, die in vielen Fällen von — bezahlten Besuchern und Besucherinnen ausgeführt werden, um „etwas Mumm in die Sache zu bringen". Dasselbe ist bei manchen Ballhäusern der Fall, wo sich auch nur „Stammgäste" im Kreise drehen und ironisch über die mit gesucht-ausländischer Betonung vorgetragenen Anordnungen des „Arrangeurs" lächeln.

Ueberhaupt ist es bewunderswerth, mit welcher Erfindungsgabe die Besitzer oder Pächter dieser Ballhäuser Reklame zu machen verstehen. Bald wird eine Fürstenkrone dazu benutzt und für die nach Oeffentlichkeit dürstende Trägerin derselben ein „Hofstaat" engagirt, bald kommandirt den Kontre eine „preisgekrönte Schönheit", oder eine flotte Damenkapelle in ungarischen Kostümen spielt die Tanzmelodien, kurz, es muß immer etwas Neues, Auffälliges, Originelles sein, und wenn es das auch nicht ist, so soll es wenigstens danach klingen: das Tamtam der Weltstadt muß tüchtig gerührt werden!

Weniger von sich zu reden machen die vielen Tanzsalons in Berlin, welche aber häufig weit zahlreicher besucht sind wie die Balllokale mit vornehmen Namen und in denen es auch fast immer lustiger zugeht wie dort. Hier braucht nicht erst die künstlich

erzielte Sektstimmung abgewartet zu werden, bis das Blut der Anwesenden in Wallung geräth; in froher Laune ist man hergekommen und an Uebermuth fehlt es nie — mehr und mehr kommt er beim Tanz zum Durchbruch, denn hier wird thatsächlich mit Leidenschaft getanzt, und wenn all die kleinen Grisetten und Konfektioneusen auch durchaus nicht ein Abendbrod mit einigen Gläsern „Echtes" verschmähen, so ist es ihnen trotz des stets vorhandenen „einnehmenden Wesens" doch noch lieber, wenn sie zum Tanzen als wie zum Essen aufgefordert werden. Glücklicherweise können sie in den meisten Fällen beides verbinden, denn die Herren, die hier verkehren, sie sind nicht sparsam, weder mit zärtlichen Händedrücken noch mit Markstücken, und wenn der Tanz sich seinem Ende zuneigt, so hat sich aus dem ersten wirren Durcheinander eine ganze Reihe von Pärchen gebildet, die so vertraut zusammensitzen, als ob ihre Bekanntschaft seit Monaten währt! — —



Les extrêmes se touchent — in demselben Saal, wo sich gestern das übermüthige und wohl auch leichtsinnige Berlin vergnügte, amüsirt sich heute das kleinbürgerliche, irgend einer der vielen Vereine, an denen unsere Residenz so überreich ist. Wo sich diese Ballväter und Ballmütter mit ihren Töchtern und den „jungen Männern" einfinden, da weht unsichtbar das Panier der Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit. Einige Vorträge, ein Theaterstück, dann ein kurzes gemeinschaftliches Essen, an welches sich der Tanz anschließt, zu dem oft ein „maître de danse" genommen wird, der diesen Nebenverdienst — denn am Tage macht er Gelegenheitsgedichte, kopirt Schriftstücke oder Noten, heftet Akten oder sammelt Inserate — gern einstreicht und, im Besitze eines glücklicher Weise nie dem Tageslicht ausgesetzten Klapphutes und Fracks, als Muster von Eleganz angesehen wird. Er erfindet bei der Polonaise, aalglatt vorantänzelnd, die wunderlichsten Schlangenlinien, ordnet und kommandirt die Quadrillen und Contres, löst den Klavierspieler ab



und riskirt wohl auch selbst mit der Frau des Vereinsvorsitzenden einen kühnen Schottischen. Kaffeepause — über Politik und städtische Angelegenheiten schwatzend, über Nachbarn und Dienstmädchen raisonnirend sitzen die Eltern beisammen, das junge Volk, sehr viel Kuchen vertilgend, nimmt die Ecke des langen Tisches ein, den die Kellner noch während des letzten Tanzes rücksichtslos hereingeschleppt haben und der auch stehen bleibt, wenn von Neuem das Hüpfen beginnt, denn oft ist es mehr ein solches wie Tanzen: eine gewisse Schüchternheit und Zimperlichkeit drückt sich in den Bewegungen aus, die Haltung der Pärchen ist etwas steif und in den Verbeugungen und Komplimenten liegt viel gegenseitige Achtung und Zurückhaltung.

Dieser Vereinsbälle finden in Berlin innerhalb eines Winters unzählige statt. Heinrich Heine hat irgendwo gesagt, daß, wenn sich fünf Deutsche auf einer einsamen Südsee-Insel treffen, sie sofort drei oder mehr Vereine gründen, und zu dieser Behauptung kann der ungezogene Liebling der Musen nur in Berlin gekommen sein. Zählt doch unsere Residenz mehrere tausend (das Adreßbuch weist allein ca. 1500 auf) derartiger Vereinigungen, deren Namen und Bedeutungen sich die üppigste Phantasie nicht ausmalen kann. Wir schweigen von „Urgemüthlich“, „Sorgenfrei“, „Bardia“, „Czardas“, von „Amor und Eos“, von „Alpenveilchen“ und „Mikado“; hübscher und interessanter klingen schon: „Stabile Brüder“, „Bummelfritze“, „Berliner Phönix“, „Gratiana“, „Fiammetta“, etwas räthselhaft: „Clitia“, „Ossian“, „Lyrania“ und „Borax“, kurz und kräftig: „Sturmvogel“, „Treff“ und „Blutige Rache“. Diese Vereine umschleiern theilweise ihren Zweck, man weiß nicht, sind es Rauch-, Trink-, Lese-, Sprach-, Tanz-, Theater-, Velocipeden-, Sänger-, Turner-, Kegler-, Stenographen-, Dichter-, Kutscher-, Kellner-, entlassene Sträflings- 2c. Klubs. Da ermöglicht doch der Verein „Sinnig-





minnig" schon eher eine Auslegung, ebenso der der „Schwiegermutterlosen", der „Fidelen Ehekrüppel" und „Flotten Glatzköppe", — aber ganz gleich, jeder von ihnen sieht es als seine heiligste Pflicht an, einen „Vergnügungs-Abend mit Tanz" oder gar, wenn es sehr hoch kommt, ein „Kostümfest" zu veranstalten. Wer aber nur ein einziges Mal solchen Berliner Vereins-Maskenball dritter Güte mitgemacht, den erfaßt sicher „unendliches Grauen und er begehrt ihn nimmer und nimmer zu schauen!"

Da ist es auf den an bestimmten Tagen in einzelnen Vororten Berlins stattfindenden Bällen weit lustiger! Schon von fern hört man, wenn der spätere Abend hereingebrochen, den Klang der Geigen und Trompeten und sieht die erleuchteten Fenster des Ballsaals durch die Dunkelheit schimmern. Jugend und Frohsinn, letzterer nur selten mit Leichtsinn gepaart, sind hier vertreten, sehr häufig auch Schönheit und Anmuth, denn all diese kleinen „Ladenhüterinnen" und „Ritterinnen von der Nadel", die bei uns noch nicht, wie ihre Pariser Kolleginnen, ihren Béranger und Murger gefunden, sie sind heiteren Temperaments und rechtfertigen größtentheils die Ansicht, daß Berlin unter allen übrigen Hauptstädten die meisten hübschen Mädchen zählt. Denn aus Berlin stammen sie sämmtlich, dort arbeiten sie sechs lange Tage ununterbrochen und träumen dabei, wenn ihre Gedanken nicht allzusehr von „ihm" oder dem letzten Kapitel des Kolportageromans in Anspruch genommen sind, von dem bevorstehenden Vergnügen in Wilmersdorf. Denn ein solches ist es für sie, das sieht man sofort: hei, wie die Augen blitzen und die Wangen brennen, wie die Gestalten dahinfliegen in Lust und Freude, wie nie die Füße den Dienst versagen und, sobald die Musik von Neuem anhebt, schon ungeduldig wieder im Takte zucken! Und das ist ein Plaudern und Lachen und Zuraunen und Zeichengeben, daß man unwillkürlich davon angesteckt wird; allerdings kann man auch, wenn man es irgendwie herausfordert, manch spitziges und spöttisches Wort vernehmen, denn die Berlinerinnen haben eine scharfe Zunge und ihr erster Grundsatz ist: „Nur nichts gefallen lassen."

Das wissen auch die Herren, welche sich hier einfinden, und selbst der Referendar, der Offizier „in Zivil", die hier in einzelnen Exemplaren auftreten, sie achten darauf, daß der muntere, wohl auch der ausgelassene Ton nie in einen freien umschlägt, denn aus diesem Grunde ziehen ja die Besucherinnen diesen „ländlichen" Tanzboden den vielen hauptstädtischen vor, weil sie dort, abgesehen von der Ueberwachung ihrer Familienmitglieder, zu leicht mit schlechten Elementen in Berührung kommen können. Damit ist nicht gesagt, daß außerhalb des Bannkreises von Berlin die Herrschaft des kleinen geflügelten Gottes aufhört, o nein, er regiert auch hier und sendet seine treffsicheren Pfeile ab, die manchen Herzensroman einleiten und vielen der Tänzerinnen die zwölfte Nachtstunde gar zu früh erscheint, wo sie den Ballsaal verlassen müssen. Doch alles Zaudern hilft nichts und der Ringbahnzug, noch dazu der letzte, wartet nicht — so pilgert denn der lustige Schwarm zum nahen Stationsgebäude, und bei dem Scherzen und

Erzählen, dem Wispern und Flüstern vergeht im Umsehen die Fahrt. Da ragt schon die gewaltige, von elektrischem Licht überfluthete Bahnhofshalle auf, in welche dröhnend der Zug einrasselt. Ein letzter Händedruck, ein Zuwinken und Zurufen: „Adieu!" — „Adieu!" — „Auf Wiedersehen!" — „Ist's auch bestimmt?" — „Gewiß, am nächsten Sonntag!" — „Aber auch ganz gewiß!" — —

Forscher gehts dort zu, wo die Beherrscherinnen der Küche auch Beherrscherinnen der Tanzdiele sind, wo die Rieken und Aujusten, die Minnas und Karolinen mit ihren Schätzen in Zivil und Uniform die Kreuzpolka probiren und den etwas verunglückten Versuch durch das laute Anstimmen der Melodie zu unterstützen suchen. „Seht Ihr wohl, da kimmt er, lange Schritte nimmt er —" ertönt es im Chorus, und die Füße stapfen auf den Boden, daß es dröhnt wie in einem Hammerwerke. Das gehört aber zum Vergnügen, „schneidig, man immer schneidig", ruft Emma ihrem Tänzer zu, der seines Zeichens Stubenbohner ist, „Karl, nur nich loslassen beim Rumschwenken, — wir fallen sonstens beede und die neid'sche Mietze da wartet blos uf det Verjniejen." Aber Karl kennt seine Pflicht, er faßt Emma'n kräftig um die Taille und walzt los, daß mehrere Paare schimpfend bei Seite fliegen und seiner Tänzerin Gesicht dunkelroth wird. „Karl, nu ist's gut, komm', wir wollen etwas präpeln", und sie steckt ihm das Portemonnaie in die Hand, aber noch beim Essen, wo Karl seiner Pflicht gleichfalls sehr forsch nachkommt, sagt sie kauend und das Seidel zum Munde führend: „Karl, et war himmlisch — und nachher noch mal so!"

Paul Lindenberg





Gesellschaft bei Geheimraths.

Der Herr Assessor Roderich ist kürzlich erst nach Berlin versetzt worden — das erste Ziel seines heißen Strebens ist erreicht. Wie hat er aber auch gestrebt seit der Zeit, da er in der Reichshauptstadt sein erstes Examen bestanden und die bunte Korpsmütze mit dem Cylinder des Referendars vertauschte! Wie viele Stunden hat er wartend zugebracht in den Vorzimmern der Wirklichen Geheimen, wie viele Treppen ist er auf- und abgestiegen zu den Behausungen der nur scheinbar Geheimen und der ganz gewöhnlichen Räthe! Es half ihm nichts — er mußte doch in die Tuchler Haide und dann ins Posensche; und dann, nachdem er auch den Schrecknissen der gefürchteten „Todtenkommission" mit Erfolg getrotzt, schickte man den Assessor abermals in die Provinzen, diesmal aber wenigstens westwärts! Und dort, in einem freundlicheren Lenze, ging ihm auch das wohlqualifizierte Herz auf und eines Gutsbesitzers Töchterlein reichte ihm die Hand. Ganz jung war sie nicht mehr — denn sie hatte eigentlich einen Lieutenant gemeint — auch nicht gerade schön, aber sie hatte doch so



etwas .... etwas .... nun: sie hatte eben etwas! Und dann hatten endlich die Konnexionen gewirkt, die Eingaben Gehör gefunden — die Berufung nach Berlin war wirklich erfolgt. Roderichs hatten sich ganz behaglich eingerichtet. Ihre Mittel erlaubten ihnen, etwa dreimal im Winter ein rundes Dutzend Leute bei sich zu sehen — und danach, wie nach dem Gesichtspunkt höherer Zweckmäßigkeit, hatten sie dann auch ihre Besuche gemacht.

Heute waren sie zum ersten Male zu dem Geheimerath geladen, der Roderichs direkter Vorgesetzter war. Schon vor sieben Uhr hatte die junge Frau mit ihrer Toilette begonnen; denn zu acht Uhr waren sie ja eingeladen und der Versicherung des kundigen Herrn Gemahls, daß man um halb Zehn gerade früh genug komme, hatte die kleine Provinzlerin durchaus nicht glauben wollen. Den etwas beschränkten Raum des ehelichen Schlafgemaches hatte die Gnädige heute für sich allein in Beschlag genommen und der Gatte mit seinen Siebensachen, dem „auf Neu" gebügelten Oberhemde, Frack, Glanzstiefeletten, Handspiegel und Kartätschbürsten sich in sein Studirzimmer zurückziehen müssen. Und als sie um halb Neun fix und fertig das Vorderzimmer betrat, da stand er noch in Hemdärmeln vor dem Spiegel, beschäftigt, seinen schönen Schnurrbart mit der Brennscheere „auszuziehen"!

„Aber Adolf, das ist doch wirklich . . . . ! Sonst heißt es immer, wir Frauen würden nie fertig, aber Du . . . ."

„Um Gotteswillen — es ist ja noch viel zu früh! Jetzt stecken sie ja kaum die Lampen an bei Geheimraths."

„Glaubst Du wirklich, daß ich als Frau noch in weiß Kaschmir gehen kann?"

„Na aber . . . . ich hoffe, Du wirst noch gerade so mit durchkommen!" spottete der Herr Assessor. „Aber nächstes Jahr natürlich — da muß ich Dir ein Braunseidenes kaufen!"

„Pfui, Du bist heut gräßlich! — Kommst Du endlich?"

„Ja doch — ja! Der Lohndiener hat sicher noch nicht die weißen Baumwollenen an!" . . . .

Es war neun Uhr vorbei, als Assessor Roderich und Frau den Vorflur der geheimräthlichen Behausung in der Magdeburgerstraße betraten. Wahrhaftig — zwei Ueberzieher hingen erst an den Kleiderriegeln und kein anderer Gast drängte sich außer ihnen in den beschränkten Vorraum!

Die Zofe, mit frisch getolltem Häubchen und sauberer Schürze, nahm die junge Gnädige in Empfang und wies mit den Worten: „Bitte — die Damen legen hier ab," den Weg nach einem auf den Hof hinaus sehenden einfenstrigen Stübchen, während der Herr Assessor sich selbst überlassen blieb und reichlich Zeit fand, seiner Frisur mit dem durchgezogenen Scheitel vor dem Spiegel mit Hilfe zweier Taschenbürstchen, wie sie zur Salon-Kriegsausrüstung des schneidigen Offiziers — auch desjenigen von der Reserve

— gehören, den Stempel der Vollendung aufzudrücken. Wie lang doch drei Minuten sein können, wenn man sie durch absolut nichts Anderes auszufüllen weiß, als durch zerstreute Betrachtung des schwarzen Atlasfutters seines Klapphutes!

Endlich erscheint die Gattin, die theure. Sie zieht ihre langen Handschuhe noch ein wenig straffer über den ziemlich mageren bloßen Unterarm, rückt ihre Armbänder zurecht, reckt sich ein wenig in der engen Schnürbrust, daß die Nähte des neuen Kleides ganz leise erknarren, und legt endlich ihr Händchen lose auf des Gatten dargereichten Arm.

„Natürlich eine gute halbe Stunde zu früh!" flüstert ihr der mit ärgerlichem Stirnrunzeln zu.

Einen Augenblick später wirft das Mädchen die Flügelthüren auf, Herr und Frau Assessor Roderich lösen durch einen leichten Druck auf den betreffenden Willensknopf den elektrischen Nervenstrom aus, der ein anmuthiges Spiel der Gesichtsmuskeln hervorruft, und eilen schwebenden Schrittes der Hausfrau entgegen.

Diese, eine korpulente kleine Dame mit erstaunt blickenden runden Aeuglein, findet es „zu hübsch, daß der Herr Assessor ihr sein Frauchen gebracht habe," und stellt die neue Erscheinung den drei würdigen Matronen vor, welche auf dem Ehrensopha Platz genommen haben. Indessen erkundigt sich der bedeutende Herr Geheimrath wohlwollend, ob der Herr Assessor sich bereits in seinen neuen Wirkungskreis eingelebt habe. Die grauhaarigen hohen Staatsdiener, einer trägt sogar einen großen Stern unter dem Herzen — äußerlich, versteht sich — und auch die beiden anderen Würdenträger, ein berühmter Professor und ein sehr vermögender Justizrath, lassen die Beweise ihrer Verdienste auf dem schwarzen Festgewande funkeln. Der strebsame Roderich hält sich in der Nähe der Gruppe auf, um die Weisheitsbrocken zu erschnappen, die von der Geistestafel dieser Bedeutenden fallen.

Nach halb Zehn endlich thun die Flügelthüren sich häufiger auf, um neue Gäste einzulassen. Junge Referendare, auch ein paar Doktoren anderer Wissenschaften, ein vereinzelter Lieutenant, fast sämmtlich Kneiferträger, alle vom Typus der königlich preußischen, vorschriftsmäßigen jungen Herren von guter Familie, wechseln ab mit Vätern und Müttern, die ihre mehr oder minder reichlich ausgewachsenen Töchter begleiten. In völliger Verkennung des höheren Zweckes der Gesellschaft, nämlich der Vermischung der verschiedenen Lebensalter, Stände und Geschlechter behufs gegenseitiger Anregung durch flüchtigen Gedankenaustausch, gesellt sich die festliche Schaar vielmehr — auseinander, so zu sagen! Die alten Herren, die jungen Herren, die Mütter, die Töchter schaaren sich in vier Gruppen zusammen, deren jede bestrebt ist, einen gewissen Abstand von der anderen zu bewahren. Die älteren Herren, gewöhnlich die einzigen, die sich näher kennen und wirklich etwas miteinander zu reden haben, weil sie Amtsgenossen sind und als solche auch im Berufsleben vielfach zusammentreffen, ziehen sich, wo dies irgend angängig,

baldmöglichst in das Studierzimmer des Gastgebers zurück und „fachsimpeln". Die jüngeren Männer drücken sich an den Wänden herum, den Klapphut unter den Arm geklemmt, bemühen sich, ihre Tasse Thee ohne Unglücksfall zu leeren, stellen sich untereinander flüchtig vor und suchen nach Berührungspunkten. Daß sich gute Bekannte auf einer solchen „Abfütterung" begegnen, ist ein seltener Zufall, denn der Häuser, in denen ein strebsamer junger Mann seine Karte abzuwerfen hat, giebt es gar zu viele in der Reichshauptstadt.

„Haben Sie auch in Berlin studiert, Herr . . .?" Natürlich hat der Fragende den Namen des Angeredeten nicht verstanden bei der eben erfolgten Vorstellung.

„Nein, doch nicht — ich war zuletzt in Heidelberg."

„Heidelberg! So! — ach . . .! Kannten Sie vielleicht Herrn von Borke von den Westfalen?"

„Bedaure — ich war in keiner Verbindung."

„Ach was — nicht aktiv gewesen? Vielleicht kennen Sie dann Müllern — den dicken, kleinen Müller aus . . . . . ja, wo war er doch her?"

„Einen Müller kannte ich allerdings, einen Mediziner im fünften Semester — sehr blond! Sehr netter Herr."

Es scheint, daß jener wirklich den richtigen Müller gekannt hat; aber auch der richtige Müller ist dem Frager eben so außerordentlich gleichgiltig, wie dem Gefragten; haben sie doch beide nie mehr an den Menschen gedacht, all die Jahre hindurch! Na, aber man hat doch was gesagt — eine Unterhaltung in Gang gebracht! Mancher dieser jungen Herren sieht ganz danach aus, als ob er im engeren Kreise guter Freunde recht lustig zu plaudern wüßte, dem und jenem möchte man wohl sogar eigene Gedanken und die Fähigkeit, sie angemessen zum Ausdruck zu bringen, zutrauen; aber hier, in der bedrückenden Einsamkeit der großen Gesellschaft, wo Keiner so recht weiß, mit wem er es zu thun hat, wo der Altersgenosse, dem sonst vielleicht selbst der Schalk im Nacken sitzt, ein Gesicht aufsteckt, als hätte er niemals über einen derben Spaß gelacht, wo man sich davor fürchtet, daß ein jugendlich schneidiges Urtheil zu den Ohren der bedächtigen Alten gelangen, ein lautes Kraftwort die zarte Weiblichkeit beleidigen könnte, hier scheut sich Jeder, sein ureigenes Wesen — falls er ja ein solches besitzt — zu verrathen, und begnügt sich in ganz ungewohnter Bescheidenheit mit einer Statistenrolle. Die große Mehrzahl der jungen Männer, besonders derjenigen, welche, auf ihre eigene Kraft, auf ihren Sonderwerth als Individuum pochend, es verschmähen „sich immer strebend zu bemühen", flieht darum die offizielle Geselligkeit ihrer hohen Vorgesetzten, wo immer es angeht, und verbringt ihre Abende weit lieber am Stammtisch der Münchener Bierhäuser. Die traurige Folge für die liebenswürdigen und gebildeten Töchter der höheren Stände ist die, daß ihnen zwar zahlreiche junge Herren vorgestellt werden, daß sie aber nur selten dahin gelangen, einen derselben wirklich kennen zu lernen.



Die heirathsfähige Tochter aus dem Mittelstande hat es viel besser: auf manchem harmlos ungebundenen Kränzchen, in Liebhaber-Theatern, am Verlobungs-Donnerstag im Konzerthaus, auf dem Ball in dem, oder meist den Vereinen, denen Vater angehört, nähern sich ihr junge Männer genug; finden sie ihr Wohlgefallen an einem, so laden ihn die Eltern ohne Weiteres zu einer Kremserpartie in den Grunewald, einer Wasserfahrt nach dem Eierhäuschen und dergleichen ein — da macht sich Alles ganz prächtig! Aber die höhere Berlinerin bleibt zumeist auf ihr gutes Glück im Bade, auf der Sommerreise angewiesen; oder ein Vetter aus der Provinz kommt auf Logierbesuch — aber ach! einen Vetter zu heirathen, ist in unserer darwinistisch aufgeklärten Zeit gefährlich — Vererbung, Inzucht — hu! — —

Die jungen Mädchen, eine immer hübscher angezogen als die andere, hocken natürlich auch in einer Ecke des Salons beieinander und geben sich alle Mühe, sich auf eigne Hand zu amüsieren.

„Sind Sie musikalisch?" fragt die blonde Lolo die schwarze Erna von Sanitätsraths.

„Nein, das ist meine Schwester — ich male."

„Bei wem denn?"

„Bei Professor Gussow!" — Ah, das war ein Trumpf! Jetzt gucken sie Alle auf.

„Nein, wie reizend! Portrait? Ordentlich in Oel?" Die Fragerin hat es nur bis zum Stillleben gebracht, und zwar bei einer wenig bekannten Lehrerin.

Der holde Mädchenflor spaltet sich in eine malerische und in eine musikalische Partei. Dort kichert man über die kleinen Geheimnisse der Damenateliers, renommiert mit den Schwierigkeiten dieser oder jener Maltechnik — hier streitet man lebhaft über die Vorzüge des Sternschen Konservatoriums, von Kullak, Klindworth u. s. w. gegenüber der königlichen Hochschule, tuschelt sich haarsträubende Einzelheiten über das Benehmen von Fräulein X im gemischten Chorgesangverein zu . . . . . . „Den ersten Tenor, einen Gymnasiallehrer Kutschke, schmachtet sie auf eine Weise an . . . . . ! Er ist allerdings ein sehr hübscher Mann — der richtige Lohengrin."

O die jungen Damen wissen immerhin etwas mehr Reiz in ihre Unterhaltung zu bringen, als die Herren.

Da schreitet, von der Hausfrau geleitet, der einsame Lieutenant heran und wird ganz unverständlich vorgestellt. Er selbst bleibt über Name und Art dieser Huldinnen natürlich völlig im Unklaren.

„Wirklich fabelhaft stilvoll Alles eingerichtet hier, finden Sie nicht auch, gnädiges Fräulein?"

„Ja gewiß — die Frau Geheimräthin hat einen so feinen Geschmack." —

„Sind Sie schon Schlittschuh gelaufen diesen Winter, gnädiges Fräulein?"

„Ach nein — ich bin noch gar nicht dazu gekommen."

„Ach, was Sie sagen! Das ist aber wirklich unrecht, mein gnädiges Fräulein. Auf der Rousseau-Insel hat Eisrieke die Saison schon vor acht Tagen eröffnet!"





Wieder schleppt die Gastgeberin ein Opfer heran, ein schwarz befracktes, mit einer greulichen Narbe quer durchs ganze „Lokal" — zu deutsch: Antlitz. Wiederum Vorstellung — kleine Pause. Dann wird die Kurbel in Bewegung gesetzt und die Konversationswalze intoniert die beliebte Melodie von der stilvollen Einrichtung. Vom Theater wagt der Herr Referendar nicht anzufangen, denn er besucht ziemlich ausschließlich die Operette und das Residenztheater, wo die Muse des Ehebruchs ihren Cancan tanzt. Ein Dritter fragt in seiner Herzensangst gar die Tochter des Hauses, ob sie schon lange in Berlin sei, nicht ahnend, daß sie hier geboren ist — und sieht sich dadurch urplötzlich wieder auf den Sand gesetzt. Und jedesmal, wenn einer aus dem trutzigen Carré der jungen Herren auf höheren Befehl oder aus angeborener Dreistigkeit solch ein sprungweises Vorgehen gegen das Damenlager wagt, kehren sich all die Mädchen-



köpfe ihm zu und die grauen, blauen und dunkleren Augen schauen erwartungsvoll zu ihm auf. Ja, zum Henker, wem soll denn da gleich etwas Gescheidtes einfallen! — —

Jetzt ist man endlich vollzählig versammelt. Der Hausherr schlängelt sich mit ernster Miene zwischen den Herren hindurch und drückt jedem ein Kärtchen in die Hand, auf welchem gedruckt zu lesen steht: „Herr .... (folgt Name in Handschrift) wird höflichst ersucht, Fr („au" oder „äulein" folgt Name in Handschrift) zu Tisch zu führen." Und dazu giebt er auf Wunsch die höchst nothwendigen Kennzeichen der betreffenden Damen an. — — —

Zu Tische — Gott sei Dank! Die Flügelthüren zum Speisezimmer werden von dem Lohndiener aufgeworfen — heller Kerzenglanz und Silberschimmer, weiße Damasttischwäsche, grüne Römer, helles Krystall, feines Porzellan und Blumenschalen, schlankgehalste Rheinweinflaschen und weitbauchige Rothspohnkaraffen — ah! das ist ein Anblick, wohl geeignet, den gesunkenen Lebensmuth wieder neu zu entfachen. Nun ist nur noch die kleine Schwierigkeit zu überwinden, daß man ohne Drängen und Stoßen, ohne zweimal blindlings daran vorbeizulaufen, seinen Platz ausfindig mache. Da endlich — allgemeines Rücken der Stühle und Rauschen der Gewänder — die Gesellschaft sitzt bei Tafel.

„Befehlen Sie Weiß oder Roth?" fragt ein Jeder seine Dame, und dann — ja dann kann's losgehen! Scheinbar ganz erfüllt von dem gedankentiefen Gespräche, das man soeben erst anzuknüpfen begonnen, harrt man doch mit einer gewissen vulgären Spannung der guten Dinge, die da kommen sollen. Wird die Speisenordnung mit dem üblichen Lachs mit holländischem Beiguß anheben, an dem man sich in diesem Winter schon so oft den schwachen Magen verdorben hat, oder wird sich das gleichfalls so beliebte Fricassé von Huhn enthüllen? — Ah! Roulettes von Seezungen mit Krebsragout — das giebt es doch nicht immer und überall! Die Erwartungen sind übertroffen — die Weine klein, fein und angenehm — die Stimmung hebt sich zusehends und — zuhörends! Je weiter man in der Speisenordnung gelangt, je fleißiger man der guten Bacchusgabe zuspricht, desto mehr Leben kommt in die schläfrigen Puppen — hier und dort nagt sich eine durch, streckt vorsichtig die Fühlhörner vor und schlüpft aus dem trockenen Balg heraus, wenn ihr die Temperatur behaglich erscheint und der Duft einer nahen Blume sie lockt. Aufzufliegen freilich, das wagt nur selten einer; aber man entpuppt sich doch als Schmetterling und zeigt, daß man wohl fliegen könnte, wenn man wollte, wenn man dem kurzen, lichten Frieden traute! Eitle Pfauenaugen, gaukelnde, flüchtige Schwalbenschwänze, feiste, dickbepelzte Spinner und Kupferglucken, harmlose Bläulinge von niedlicher Urgewöhnlichkeit und bescheidene graue Motten. Etliche wenige gierige Raupen pflegen sich auch im leeren Cocon des Gesellschaftsfrackes zu verbergen und sich dann bei Tische schmählich zu entlarven in der feisten Rundung ihrer Undankbarkeit. „Wer nicht arbeitet, der soll



mich hat das unglücksel'ge Weib ver - gif - tet mit ih - ren Thrä - nen.

auch nicht essen!" lautet die Mahnung der Schrift; und die Arbeit, welche die gute Gesellschaft von den Theilnehmern ihrer Liebesmähler verlangt, ist das Plaudern. Zwar giebt es Leute, welche lieber Eichenkloben sägen als Süßholz raspeln mögen, aber für solch' schweigsame Krafthuber sollte auch kein Steinbutt abgeschuppt und kein Kapaun gerupft werden — die gehören hinter den steinernen Maßkrug und ein dampfendes Gericht Erbsen mit Pökelfleisch, nicht in die „bunte Reihe" eines Geheimrathsschmauses!

Beim zweiten Gange schon kann man meist erleben, daß selbst die geheimsten Würdenträger, ja sogar die bescheidensten Referendare mit der einen oder andern ihrer beiden Nachbarinnen ein Gespräch in Fluß gebracht haben. Die alten Herren entschlagen sich der hohen Politik, der wissenschaftlichen Orakelweisheit und kramen mit Vorliebe die Erinnerungen ihrer letzten Ferienreise aus, ergehen sich in Betrachtungen über das Berlin von Anno Dazumal, als sie noch jung waren, oder halten kleine Stegreifvorlesungen über die pergamenischen Alterthümer oder ähnliche Kunstgegenstände. Von der modernen Kunst und der deutschen Literatur insbesondere pflegen sie nicht zu sprechen, weil sie diese nicht kennen und daher gründlich zu mißbilligen im Stande sind. Das Theater, die neuesten Romane, die Ereignisse der Konzertsäle, welche in andern, breiteren Schichten der besitzenden und gebildeten Gesellschaft den beliebtesten Gesprächsstoff abgeben, werden im geheimräthlichen Berlin höchstens von den jüngeren Herrschaften berücksichtigt, welche es noch wagen, diesen Dingen eine gewisse Wichtigkeit beizulegen — selbstverständlich nur den Damen gegenüber! Vor den Ohren ihrer hohen Vorgesetzten und leuchtenden Vorbilder der Gediegenheit würden sie sich niemals eine solche Blöße geben — das könnte ja Zweifel an ihrer klassischen Bildung wie an ihrer guten Gesinnung erwecken! Denn modern zu sein gilt als ein Verbrechen in der beamteten und bewürdeten Gesellschaft. Wer wüßte nicht, daß diese ganze moderne sogenannte Kunst und Literatur nur das Häßliche, das pöbelhaft Gemeine der Darstellung für würdig erachtet, also auf die niedrigsten Instinkte spekuliert, Glauben und Sitte untergräbt u. s. w. u. s. w.?! Unwissenheit in diesen Dingen ziert daher den staatserhaltenden jungen Mann, wie die Tochter höherer Stände. Die Königlichen Theater, die Königlichen Museen allein liefern würdigen Stoff genug für ein erbauliches Kunstgespräch — oh, und dann giebt es ja auch Erscheinungen der neuesten Literatur, hochwichtige, über die es sich wohl mit den Damen zu plaudern ziemt: die letzten Veröffentlichungen der Goethegesellschaft zum Beispiel, den jüngsten Essay des Professors G. in der „Deutschen Rundschau", die akademischen Festreden des berühmten Geheimraths . . . .

Von der Tafel der Jugend her, meistens ist sie in einem kleineren Nebenzimmer aufgeschlagen, tönt sogar fröhliches Lachen herüber. Sicherlich ist man dort bereits soweit gekommen, die bewährten älteren und ältesten Scherze den dankbaren jungen

Mädchen aufzutischen, nachdem die Vorfragen: „Laufen Sie gern Schlittschuh? Werden Sie den Juristenball mitmachen?“ und dergleichen mehr zur Zufriedenheit erledigt sind. Die jungen Mädchen werden von den jungen Herren wohl überall in der guten Gesellschaft des zivilisierten Europa auf dieselbe Art und Weise unterhalten, mit dem einzigen Unterschiede, daß man in der Weltstadt mit den so beliebten Fragen: waren Sie dort? haben Sie dies gesehen? nicht so bald herum ist, wie in kleineren Orten. Und selbst die vollendete „höhere Tochter“, das gelungenste Erzeugnis moderner, gleichmachender Bildung, wagt es während eines guten Nachtessens gar nicht so selten, sich als Individuum zu fühlen und zu bethätigen. Da ist die süße, kleine Alberne, die über Alles lacht, sogar über ihre eigene liebenswürdige Thorheit, da ist die schmachtende Einsilbige mit dem seelenvollen Blick, die kecke Realistin, die sich keinen blauen Dunst vormachen läßt und die weniger geistreichen Herren so leicht in Verlegenheit setzt, da ist die ausgesprochene Gelehrte, mit der noch weniger gut Kirschen essen ist, die Hyperbolische, die Alles himmlisch, entzückend findet, und die Säuerliche, die über Alles recht fatal die Nase rümpft. Von Literatur und Kunst wissen und verstehen die jungen Damen meist mehr als die jungen Herren, weshalb diese letzteren sich auch scheuen, davon anzufangen, ganz besonders von den neuesten poetischen Erscheinungen, von denen sie nur diejenigen von außen kennen, die sie ihren Schwestern und Basen zu Weihnachten geschenkt haben, während sie über jene Bücher, die sie auch inwendig kennen, nicht mit Damen reden dürfen!

Die Hausfrau erhebt sich — das Souper ist beendet. Man reicht seiner Dame den Arm und bugsiert sie an den unordentlich zurückgeschobenen Stühlen vorbei wieder nach den Empfangsräumen. An der Schwelle des Salons wünscht man sich gesegnete Mahlzeit und drückt sich die Hand, oder verbeugt sich auch nur verbindlich lächelnd. Schade! dieses oder jenes Paar war doch über Tische ganz hübsch warm geworden mit einander, man hatte ein wirklich interessantes Thema beim Eis erwischt und hätte es gern noch weiter durchsprechen mögen; aber das geht nun nicht mehr: es läuft Alles durcheinander, der und jener, dem vor Tische durchaus keine Anknüpfung einfallen wollte, hat nun auf einmal hochwichtige Fragen zu stellen, die Dienerschaft tritt mit Bier und Sodawasser trennend zwischen die Gruppen und der Hausherr lockt die angenehmsten Herren durch die Verheißung einer guten Zigarre in sein Studierzimmer hinüber! Jetzt hätte es ganz nett werden können, jetzt, nachdem man sich einigermaßen darüber klar geworden war, mit was für einer Art Mensch man es zu thun gehabt hat, nachdem auch der ärgste Pessimist durch die guten Tropfen und die zarten Bissen der Gastgeber menschenfreundlicher gestimmt ward und sein Herz der Erkenntnis geöffnet hatte, daß nicht Jeder so schlimm ist, wie er aussieht, und daß mancher wiederum besser aussieht als er — ißt! — — —

Auch Assessor Roderich hat sich nach Tische wieder zu seiner Gattin gesellt und ihr



einen galanten Hand-
kuß verabreicht — als
junger Ehemann glaubt
er der Gesellschaft dies
gute Beispiel schuldig
zu sein.

„Na Kind, gut unter-
halten? Wer war
eigentlich der Herr, der
Dich zu Tische geführt
hat?“ flüstert er ihr zu.

„Keine Ahnung!“
versetzte sie achsel-
zuckend. „Er nahm
gleich beim Hinsetzen
die Karte von seinem
Weinglas und legte sie
auf die andere Seite,
sodaß ich den Namen
nicht lesen konnte. Er
sprach immerzu von
seinen Reisen — da
konnte ich ja nicht mit-
reden, da ich noch nir-
gends gewesen bin —
außer in der sächsischen
Schweiz! Mein anderer
Herr, das war ein Dr.
Pabst — denke Dir, ein
Vetter von den Pabstens
in Duderstedt — ach so,
Du kennst sie ja nicht! —
Die Frau war eine
rechte Cousine von dem
Onkel von Mamas



Schwägerin. Es ist doch zu komisch, wie man doch überall gleich Beziehungen findet, nicht wahr?"

„Ja, allerdings — fabelhaft! Und nun gar so nahe Verwandte! Habt Ihr sonst nichts geredet?"

„Ach ja — er fragte mich, ob ich schon die „Götterdämmerung" gesehen hätte — und ich kenne doch blos den „Lohengrin"! Du, man kommt sich so gräßlich ungebildet vor — nichts hat man gehört, nichts kennt man! Wir müssen wirklich öfter ins Theater und so . . . . und im Sommer müssen wir reisen. Wenn man nicht mal in Italien gewesen ist, kann man doch eigentlich gar nicht mitsprechen! Aber Du, sieh doch — sie gehen ja alle! Kaum, daß sie sich den Magen voll geschlagen haben . . . . das ist doch . . ."

„Pst! nicht so laut. Was denkst Du denn? Die Uhr ist halb Eins! Geh, mach schnell Deinen Knix bei der Geheimräthin."

Und wirklich — ehe die Damen noch wieder recht Platz genommen, ehe die Herren ein Dutzend Züge aus ihren Havannas gepafft haben, bricht die ganze Gesellschaft auf und bedankt sich mit heuchlerischer Miene bei den Wirthen für den reizenden Abend. Man katzbuckelt sich zur Thür hinaus — dieselbe Gesellschaft, welche mindestens anderthalb Stunden zum Erscheinen brauchte, ist in nicht viel mehr als fünf Minuten verschwunden! Wieder entschlüpfen die Damen in das kleine Hinterzimmer, wo sie mit Hülfe eines Mädchens in die „Boots" hineinsteigen, die Mäntel umnehmen und sich die gefährlichen Frisuren mit Tüchern aller Art bewickeln. Mittlerweile haben die Herren Zeit, das halbe oder ganze Markstück aus den Börsen hervorzusuchen und opferbereit zwischen Daumen und Zeigefinger zu klemmen.

Dann raschelt's und tappelt's die Treppe hinunter, ein Chor der Schatten, angeführt von „Minna", welche die Lampe bedenklich schief hält und dann an der Hausthür mit der ihr angeborenen Grazie die Hand dem Obolus entgegenzückt. Sie ist ja doch die Einzige, welche im Bewußtsein des sicheren Lohnes sich freudig den besonderen Mühewaltungen unterzogen hat, welche eine große Abfütterung nun einmal mit sich bringt; während für die Gäste, die heute „den Vorzug gehabt", selbst jetzt noch das Vergnügen nicht ausgestanden ist, sondern noch die — theure Pflicht und Schuldigkeit der „Verdauungsvisite" zu erledigen bleibt!

Assessor Roderichs treten, um die Nachtdroschke zu sparen, den Heimweg zu Fuße an. Hinter ihnen schreiten zwei Referendare einher.

„Sie kommen doch mit zu Siechen?" fragte der Eine den Andern. „Sie sind heute sicher noch Alle zusammen. Später können wir ja noch ein bischen ins Café Bauer gehen. Heute ist bei Kroll Corps de Ballet-Ball gewesen; da kommt nachher die ganze Gesellschaft noch hin — ach, das giebt einen riesigen Ulk! Das müssen Sie sich



mal ansehen, wenn Sie's noch nicht kennen. Ein angerissener Nachmittag ist es nun doch mal! Hol der Kuckuck diese offiziellen Abfütterungen!"

Assessor Roderich bekräftigt innerlich diesen undankbaren Fluch mit einem nachdrücklichen „Amen"! Das Herz wird ihm groß, wenn er sich die „reinen Freuden" ausmalt, mit denen jene Jünglinge heute noch ihre befrackte Tugend sich selber belohnen dürfen. Auch er verspürt nach der genossenen vornehmen Geselligkeit ein starkes Erholungsbedürfnis; aber — „vorbei, vorbei und Alles ist vorbei!" Sein Weibchen erklärt sich „hundemüde" und gähnt — ui Jemineh! Ja, sie hat Recht: die Damenabende in der „Ressource" zu Buttstädt waren doch weit gemüthlicher und lustiger, als es heute bei Geheimraths war!







Als wir Alten noch in den Kinderschuhen liefen, da war das höchste Vergnügen, an das unsere Wünsche heranreichten und das unser Begriffsvermögen überhaupt noch zu fassen vermochte, der Besuch des Zirkus. Man stellte uns diesen in Aussicht, um unserem Eifer kurz vor der Versetzung noch jenen letzten, entscheidenden Spornstich zu versetzen, der uns über das „Hindernis“ des Examens hinweg nach der nächst oberen Klasse befördern sollte. Liebe Verwandte, die bei unseren Eltern für einige Tage oder Wochen zu Besuche waren, vergalten die ihnen erwiesene Gastfreundschaft in ebenso sinniger als angenehmer Weise dadurch, daß sie die ganze Familie in den Zirkus führten und auch die Gedenktage freudiger Familienereignisse wurden mit Vorliebe durch einen Zirkusbesuch als dem Inbegriff alles erreichbaren irdischen Gaudiums gefeiert. Seiltänzer auf dem Lande, der Zirkus in der Stadt — was konnte es Herrlicheres, Wunderbareres, Aufregenderes geben für die liebe Jugend von dazumal? Aber auch für die Großen war der Zirkus etwas Außergewöhnliches. Einen feststehenden Zirkus gab es vor einem halben Jahrhundert überhaupt noch nicht bei uns; einzelne Gesellschaften, wie z. B. diejenige von Guerra, zogen von einer großen Stadt nach der andern, machten in jeder derselben einen Aufenthalt von etlichen Wochen oder Monaten und schlugen sodann ihr Zelt anderswo auf. Erst in den fünfziger Jahren baute Renz seinen ersten permanenten Zirkus in Wien und viel später folgte derjenige von Berlin. Heutzutage ist der Zirkus für junge und alte Großstädter etwas Alltägliches, für viele etwas Unentbehrliches geworden, und neben demselben hat sich noch ein besonderer Kunstzweig zu selbständiger Bedeutung emporgerungen und sich seine eigenen Heimstätten begründet, ein Kunstzweig, der früher im Zirkus nur eine Nebenrolle gespielt hatte: die „Spezialitäten“.

Die Spezialitätentheater zählen heute zu den gesuchtesten Belustigungsorten Berlins, und die Anforderungen, welche an die Leistungsfähigkeit





derselben gestellt werden, mehren sich von Tag zu Tag. Ein Kautschukmann, der sich nicht wie ein Rollmops zusammenwickeln, nicht in ganzer Figur durch seinen Rockärmel schlüpfen kann, ein dressierter Elephant, der nicht mindestens den Befähigungsnachweis als dritter Mann im Skat beizubringen vermag, eine „internationale Kostümsoubrette," die keine chaldäischen Schnadahüpfeln auf ihrem Repertoire hat und ein Kraftmensch, der nicht ohne Apparat und Vorbereitung Eisenbahnschienen zu Pfropfenziehern drehen kann, gelten nur noch als Weltwunder zweiter Güte. Nur was verblüfft, wird noch bewundert.

Wie schon erwähnt, war die ursprüngliche Heimstätte der Spezialitäten der Zirkus, wo dieselben zunächst zur Ausfüllung der Zwischenpausen und als Zugkraft für das nicht roßverständige Publikum verwendet wurden. Das Pferd ist zur Spezialität im engeren Sinne des Wortes nicht geschaffen; es ist zu stolz, um seine vornehme Natur zu verleugnen, es will zwar bewundert, aber nicht als blaues Wunder begafft sein und deshalb eignet es sich auch nur diejenigen Kunstfertigkeiten willig und bis zur höchsten Vollkommenheit an, die seine Vorzüge in ein vortheilhaftes Licht zu stellen geeignet sind. Komische oder Kautschukpferde hat es nie gegeben und wird es niemals geben; die Kunstleistungen des Zirkus werden sich immer nur auf das Schulreiten und die Dressur in Freiheit beschränken, das heißt, soweit die vierfüßigen Künstler in Betracht kommen. Die Spezialitäten des Zirkus, welche hier als Lückenbüßer dienen müssen, sind, von dressierten Hunden oder Elephanten abgesehen, zweibeinig: der „dumme August" sorgt für die ungeheuere Heiterkeit der höheren und höchsten Rangstufen des Zuschauerraumes, Clowns und Akrobaten bringen mit ihren Späßen und Kunststücken die nöthige Abwechslung in die Vorstellung, das Pferd aber, welchem hier die Hauptrolle zufällt, wird nur von dem kleineren Theile des Publikums gewürdigt und wer kein Verständnis nach dieser Richtung hin besitzt, für den ist der Zirkus überhaupt nur ein Spezialitätentheater mit eingestreuten Nummern zu Pferde, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sich ein solcher Zirkusbesucher besser unterhalten wird, wenn er ein richtiges Spezialitäten-





theater besucht, deren es in Berlin eine ganz ansehnliche Auswahl giebt.

Von den gegenwärtig bestehenden Spezialitätenbühnen ist wohl das älteste das American-Theater — sprich „Amerikäng". Mit seinem altmodischen Saale, seinen auf einer Art von Hühnerstegen zu erklimmenden Logen und seiner recht primitiv in den Raum eingebauten Bühne macht es den Eindruck einer Reliquie aus dem anspruchsloseren Zeitalter des noch nicht zur Weltstadt aufgeschossenen Berlin, jenem Zeitalter, da noch Schultze und Müller, Nante und Zwückauer die typischen Figuren des Tages waren. Nichtsdestoweniger steht das Theater in seiner Art auf der Höhe der Zeit. Es bringt zwar nur musikalische und deklamatorische Spezialitäten, nicht auch gymnastische, und das Orchester wird durch das bescheidenere Pianino vertreten; allein man kultiviert hier das komische Singspiel mit ganz hübschem Erfolge und erhebt sich sogar bis zum Genre der Ausstattungs-Operette. Im Gegensatze zu seinem exotischen Namen pflegt das American-Theater vor-

zugsweise das lokale Element; der „urkomische Bendix", der Spezialist des Kalauers, opfert dem spezifischen Berliner Humor des Wortspieles Hekatomben und erzielt durch die trockene Weise, in welcher er seine Scherze vorbringt, eine unwiderstehliche Wirkung. Der Fremde, der noch nicht weiß, daß es in Berlin Komment ist, über jeden wohlgerathenen Kalauer mit einem vernehmlichen „Au!" zu quittieren, wird sich hier ganz ohne Zwang, so zu sagen unwillkürlich, diese Landessitte aneignen. „Haben Sie schon heiße Länder kennen lernen? Oh ja — die Knobländer!" Au! —



Bendix

„Vom Geist der Zeit furchtbar beleckt" hat sich der Urkomische bereits Göthe's, Schiller's, Lessing's Werke beigelegt; nur die — — Eiswerke besitzt er noch nicht. — Au, au! — Vor der königlichen Oper ist ihm die große Beliebtheit der Jäger'schen Normalkleidung so recht zum Bewußtsein gekommen; denn dort hat er Hunderte von Menschen stehen sehen, die hatten alle — — 'rein wollen. Und sofort mit Grazie ins Unendliche. Wenn Bendix als Berliner Droschkenkutscher in seinem edlen Wettstreit mit dem Wiener Fiaker behauptet, daß seine Gilde derjenigen des Kollegen schon aus dem Grunde „über" sei, weil aus den unbrauchbar gewordenen Berliner Droschkengäulen erst die „Wiener" gemacht würden, so ist dies keineswegs der gewagteste „Kalmus," an dem er sein Publikum „piepen" läßt. Dieses Publikum versteht ihn aber so gut, daß es selbst an seinen bösartigsten Kalauern ein inniges Wohlgefallen hat. Man sieht hier ganze Reihen älterer Reiseonkel, welchen ihren bei der Provinzkundschaft so beliebten Berlinerwitz-Musterkoffer wieder einmal frisch assortieren wollen, schlichtbürgerliche Frauen und Töchter mit und ohne Herrenbegleitung, die sich hier so zwangslos wie zu Hause bewegen, jüngere Ellenritter und Heringsbändiger, denen das etwas altmodisch-vorstädtische Gepräge der Luisenstädtischen Gegend unverkennbar anhaftet und die mit naiver Andacht den Vorgängen auf der Bühne folgen, wie Leute, die selten oder noch nie ins Theater gekommen sind, — kurz, eine im Ganzen ziemlich gleichartige Gesellschaft, welche zu dem urkomischen Bendix wie zu einem achten Weltweisen emporblickt und jedem seiner Worte einen aus tiefstem Herzen kommenden Beifall klatscht.



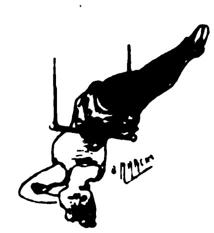


Ein ganz anderer Geist und Ton herrscht in den mit allem modernen Komfort ausgestatteten Reichshallen, in welchen hauptsächlich das Genre der gymnastischen Künste gepflegt wird. Hier giebt sich das schon mehr großstädtisch veranlagte bürgerliche Element ein Stelldichein und zwar meistens in ganzen Familien. Da das Haus Abend für Abend voll ist — auch eine neidenswerthe Spezialität der Spezialitätentheater! — so werden häufig die Herren Papas als Quartiermacher vorausgeschickt, um bei Zeiten einen Tisch zu belegen, an dem man sich häuslich niederlassen kann. Glücklich derjenige, dem es gelingt, einen Platz an einem der Massivpfeiler zu erlangen, auf denen das hochragende Dach des Baues ruht; denn hier hat der Mann, dem die schwierige und undankbare Aufgabe obliegt, einen leeren Tisch und umgekippte Stühle als „besetzt" zu erklären und gegen den Ansturm der Mitbewerber zu vertheidigen, wenigstens den Vortheil der Rückendeckung.



Die Vorstellungen im Reichshallentheater bringen in unerschöpflichem Wechsel stets die anziehendsten Neuheiten des Tages; hier sieht man Excentrics aus dem Zululande und Wiener Soubretten vom höchsten Chic, Kraftmenschen, welche mit zwei- und dreifachen Zentnergewichten Fangball spielen und mittels der Spannkraft ihrer Muskeln Ketten zersprengen, Bauchredner, die mit etlichen Puppen ganze Komödien aufführen, und aller Arten andere Künstler. Den Schwerpunkt und zugleich den Schluß der Vorstellungen bildet in der Regel eine Pantomime im grotesk-komischen Stile der englischen Burleske. Die Kritik der reinen, wie der praktischen Vernunft muß vor diesen Aufführungen in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle beschämt zurücktreten, der kolossalste Unsinn besiegt die Geister, das krampfhaft erschütterte Zwerchfell gewinnt die Oberhand über das Denkorgan und theilt ihm seine Schwin-



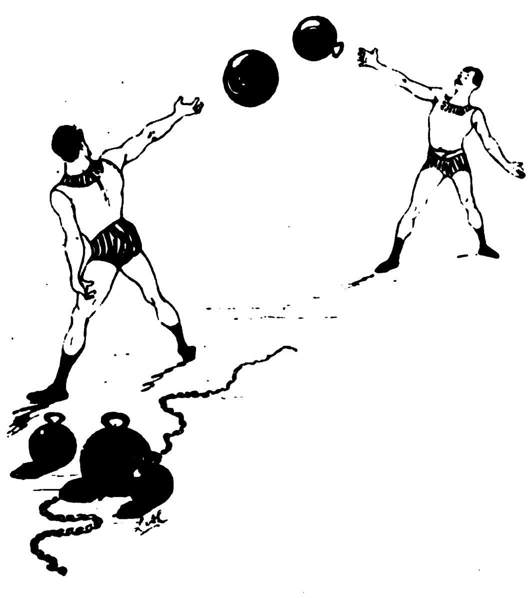






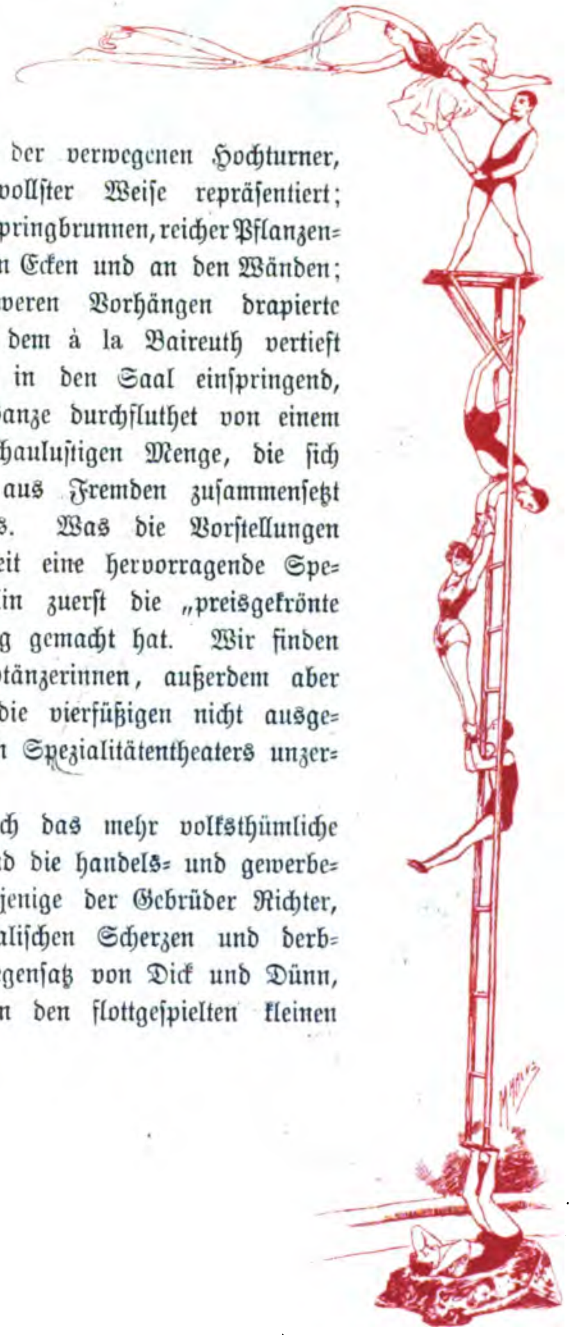
gungen mit. Man bekommt Kopfweh vor Lachen, aber es ist ein vergnügtes Kopfweh, das keine nachtheiligen Folgungen hinterläßt. Unglaubliche Heiterkeit bemächtigt sich der Gemüther; Alles erhebt sich von den Stühlen, um besser zu sehen; vergeblich erschallt der Ruf „Setzen!“ durch den Saal. Wie kindisch, zu einer solchen Vorstellung ein „gesetztes“ Publikum zu verlangen — würde der urkomische Bendix sagen. Die meisten Zuschauer rüsten sich schon während der Schlußszenen zum Aufbruche; reisefertig, die Damen mit um Hals und Kopf geschlungenen Baschliks und Shawls, harren sie nichts destoweniger bis zum Fallen des Vorhanges aus, um dann in wogendem Gedränge mit möglichster Eile den Ausgang zu gewinnen. Eine lachende, erhitzte, fröhlich aufgeregte Menge wälzt sich gleich einem in den engen Schlund des Kraters eingezwängten Lavastrom aus der Pforte des Hauses und breitet sich dann über den Dönhoffsplatz aus, um schließlich nach allen Richtungen auseinanderzustieben. Der alte Stein blickt ernsthaft von seinem Sockel nieder und wenn in seinem ehernen Haupte Gedanken wohnten, so würde der Vorkämpfer der Erziehung des Volkes zu sittlich ernstem, selbstbewußten Staatsbürgerthum vielleicht seufzend des Juvenal'schen „panem et circenses“ gedenken, das heute noch ebenso gut seine Geltung hat, wie in der Zeit des alten Römers.







Unser vornehmstes Spezialitätentheater ist der Wintergarten. Ein prachtvoll dekorierter Riesensaal mit hochgewölbtem Glasdach, welches das „Reich der Luft“, das Element der verwegenen Hochturner, in wirkungsvollster Weise repräsentiert; Grotten mit Springbrunnen, reicher Pflanzenschmuck in den Ecken und an den Wänden; die mit schweren Vorhängen drapierte Bühne, mit dem à la Baireuth vertieft liegenden Orchester und den Cerclesitzen halbkreisförmig in den Saal einspringend, ihr gegenüber die Estrade mit den Nobelplätzen, das Ganze durchfluthet von einem Meer elektrischen Lichtes und dicht besetzt von einer schaulustigen Menge, die sich hauptsächlich aus der feineren Lebewelt Berlins und aus Fremden zusammensetzt — das ist die Physiognomie des äußeren Schauplatzes. Was die Vorstellungen anbelangt, so bildet der Kultus der weiblichen Schönheit eine hervorragende Spezialität dieses Theaters, welches unter Anderm in Berlin zuerst die „preisgekrönte Schönheit“ zum Gegenstande der öffentlichen Schaustellung gemacht hat. Wir finden hier in der Regel ein flottes Ballet mit reizenden Solotänzerinnen, außerdem aber auch Flach- und Hochturner und sonstige Künstler — die vierfüßigen nicht ausgeschlossen —, wie eben sie von dem Begriffe des eigentlichen Spezialitätentheaters unzertrennlich sind.



Von den übrigen Bühnen dieser Gattung sei noch das mehr volksthümliche Kaufmann'sche Variété erwähnt, in welchem sich vorwiegend die handels- und gewerbetreibende Welt der Königsstadt zusammenfindet, und dasjenige der Gebrüder Richter, wo sich die Bürgerschaft des Nordens an den musikalischen Scherzen und derbkomischen Liedervorträgen dieses sehr ungleichen, den Gegensatz von Dick und Dünn, Kurz und Lang verkörpernden Brüderpaares, sowie an den flottgespielten kleinen



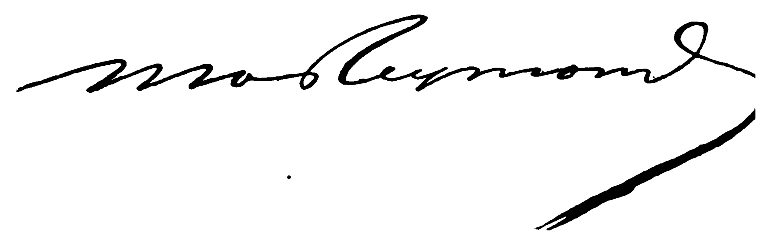
Schwänken ergötzt, welche die Hauptnummern des Programmes dieser Bühne bilden. Und wenn das schöne Lied von der reizenden Jule ertönt, der Einer (vermuthlich Amor)

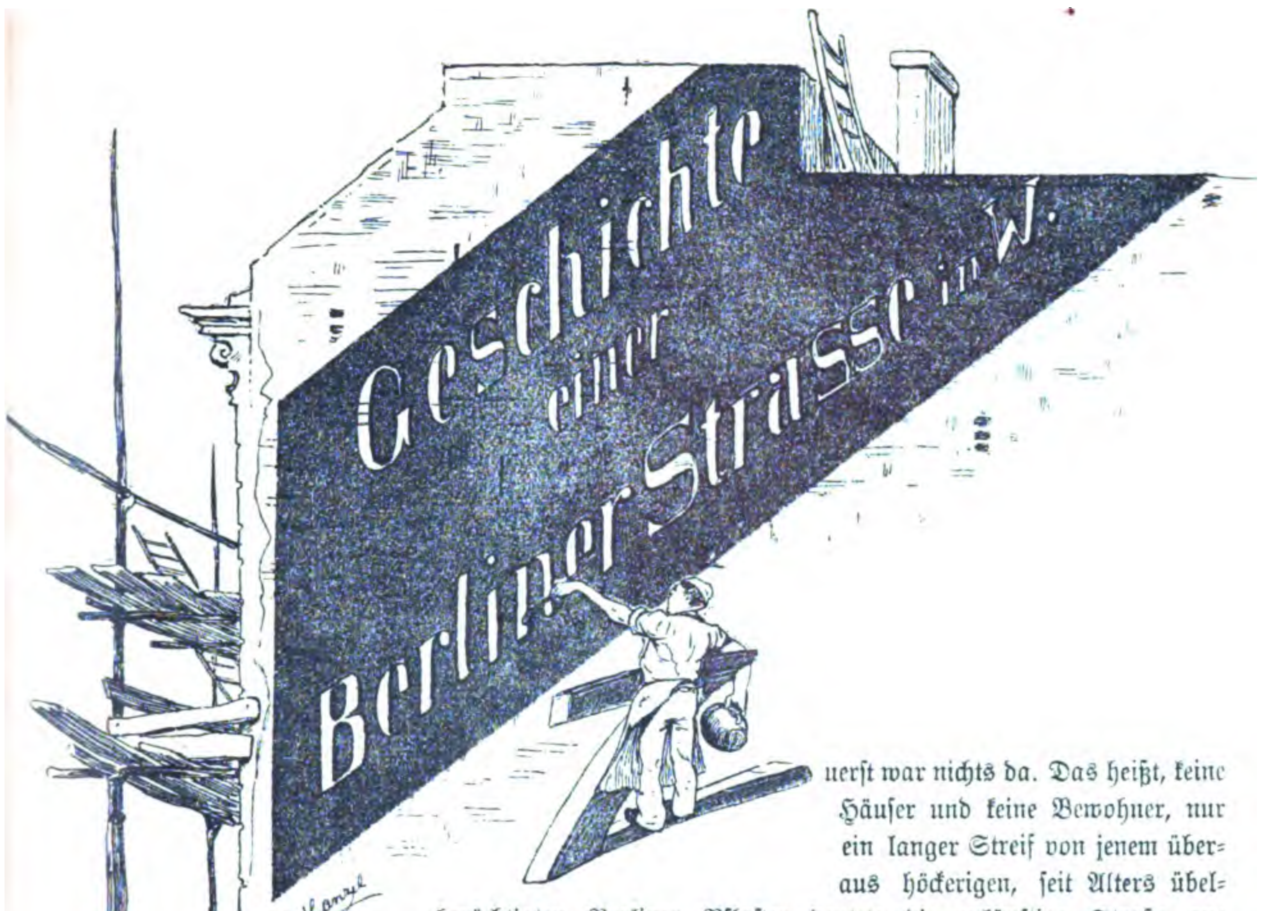
. . . . . jüngst gezielt
Nach ihrer Herzensstelle,
Doch ging der Schuß nicht durch,
So dick war ihre Pelle —

dann lohnt den Sänger nicht minder brausender und jedenfalls verständnisvollerer Beifall, als ihn Miß Rose Heath empfängt, wenn sie ihrem ungleich feineren Publikum im Wintergarten die schönste englische Arie vortanzt.



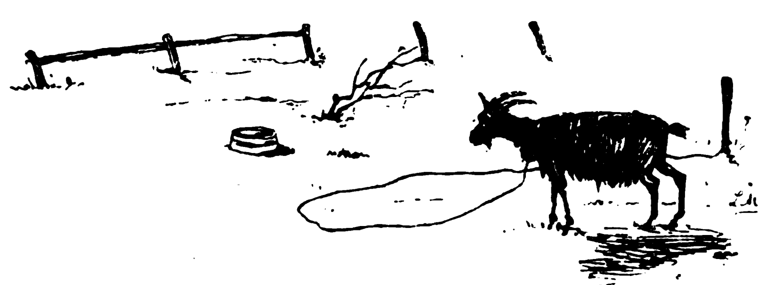






Zuerst war nichts da. Das heißt, keine Häuser und keine Bewohner, nur ein langer Streif von jenem überaus höckerigen, seit Alters übelberüchtigten Berliner Pflaster deutete die zukünftige Straße an; zwischen den Steinen aber wollte kein Gras wachsen, so ungestört es auch wachsen durfte, weil es in dem Sande keine Nahrung fand. An einer Stelle standen Weiden, krumm und grau, mürrischen alten Männern gleich, dahinter senkte sich oft ein vom Grundwasser heimgesuchtes Tiefland, ein bisher nutzloses, wohl nie beackertes Stück, das jetzt seinen Beruf zu finden begann, denn an winterlichen Frosttagen tummelte sich hier allerlei halbwüchsiger Eissport, keck schlitternde Schulkinder und verschämte Backfische, die ihre ersten tastenden Vorstudien für die Rousseauinsel anstellten. Auch die überaus mageren Schatten der Weidenkrüppel fingen an, sich nützlich zu machen, denn im Sommer, wenn die Mittagssonne über dem einsamen Pflaster brütend flimmerte, hielt allerlei in der Nähe arbeitendes Volk hier Siesta, Wege- und Kanalarbeiter oder gar Maurer, die an einem unfernen Neubau beschäftigt waren; da gab es hübsche kleine Familienszenen, Frauen stellten sich ein mit umwickelten Blechgefäßen, man saß zu zweien, ohne ein Wort zu reden, gegen einen Stamm gelehnt und löffelte mit gewaltigem Ernst gemeinsam an der Kartoffelsuppe; dann verschwanden diese Frauen unter Zurücklassung von Weißbierkruken, die den Nachmittagskaffee enthielten, und das Schnarchen der malerisch gelagerten Schläfer beherrschte den einsamen Ort.

Dort, an dem einen Ende der zukünftigen Straße, wo eine andere zukünftige sie schnitt, stand in dem Winkel ein Haus. Es hatte von Weitem ein bettlerhaftes Aussehen und es schien, als wäre es mit anderem unnützen Schutt hier abgelagert worden; offenbar

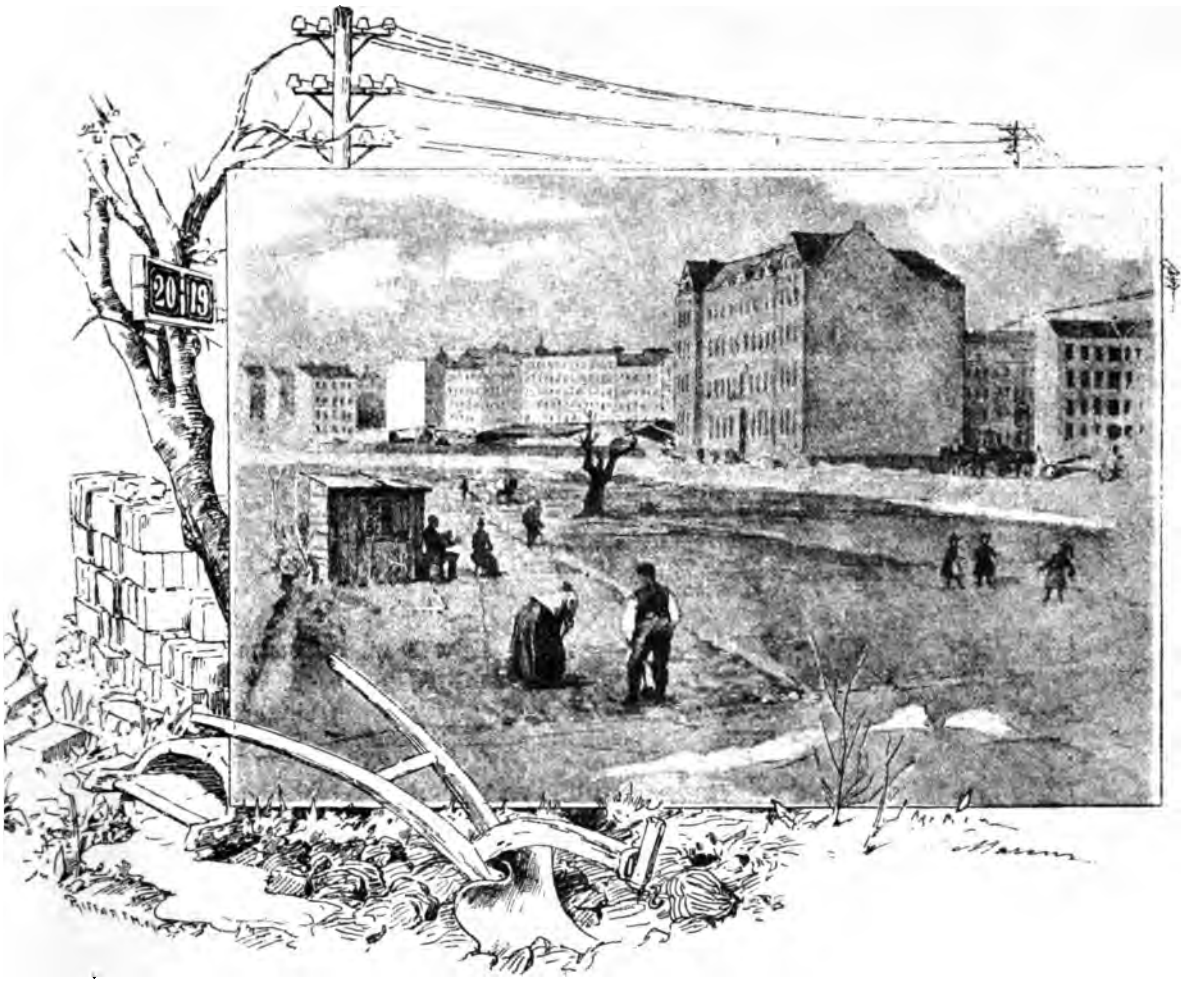




war der Landweg, an dem es früher gelegen, durch das neue Straßennetz aufgehoben worden, und so stand es nun einsam und verlassen, als ein steingewordener Trotz gegen die neue kommende Ordnung. Doch wenn man es näher betrachtete, schien es gar nicht so mitleidswerth, und siehe da, wie wimmelte es voll eigenartigen Lebens! Einen bestimmten geometrischen Körper stellte es nach keiner Seite dar und es zeigte allerlei Profil mit seinen Giebeln, aufgesetzten Scheinwänden und winkligem Dachwerk; unregelmäßig standen seine Fenster, es hatte eine Balkonthür, vor welcher der Balkon abgerissen, und eine kleine Veranda, zu der die Thür zugemauert worden war. Ein hölzerner Vorbau schützte den Eingang, über ihm prangte die stolze Aufschrift „Restauration und Destillation", andere noch durchscheinende Generationen von Aufschriften mit ihren protzenhaft großstädtischen Buchstaben und Farben überdeckend; an den grünlichen Fensterscheiben des Erdgeschosses hingen Tafeln mit den bunten Reklamen beliebter Biersorten, auch gab es die wiederholte Zusicherung von Mittags- und Abendtisch sowie aller Arten „Liquere". Ein lückenhafter Lattenzaun bewahrte Hof und Garten, dieser durch einige dünnlaubige Baumwipfel bezeichnet, während aus ersterem ein verlassener Taubenschlag ragte, jetzt von frech lärmendem Spatzenvolk umschwirrt, das sich an der Erinnerung ehemaliger Futterreste ergötzte. An dem Zaun prangte verblaßt und verwittert eine Blechtafel mit dem Wahrzeichen der Berlinischen Bannmeile: „Hier können Familien Kaffee kochen".

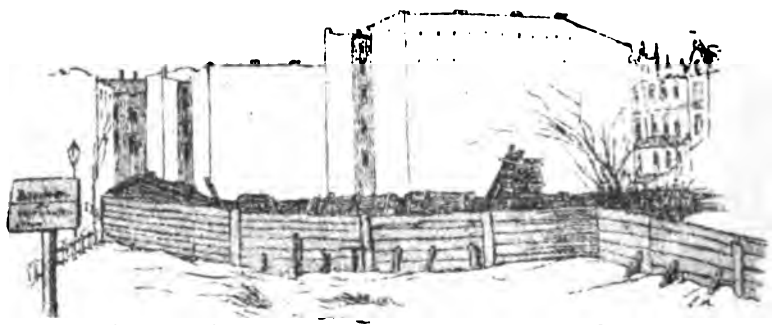
Freilich gab in dieser Zeit keinerlei Familie dieser Einladung mehr Folge, denn das Haus strebte, nachdem es eine Weile seine vergessene Kehrrichtrolle gespielt, einer neuen Zukunft entgegen. Es wurde das Stelldichein der Arbeiter an den immer weiter um sich greifenden Bauten; besonders an den Sonnabenden waren seine Räume von Gejohl und Gelärm erfüllt, bis spät in die Nacht hinein erscholl wüster Gesang trunkheiserer Kehlen, von dem näselnden Gejammer einer konzessionslosen Drehorgel begleitet. Nun begann auch die Polizei ihr scharfes Auge dem bisher unbeachteten Auwesen zuzuwenden, ein paar Mal ward hier nach verdächtigem Gesindel gestöbert und es erlebte die zweifelhafte Ehre, im Polizeibericht genannt zu werden.

Es war seine Sturmperiode, die erst allmälig wieder einer solideren Richtung wich. Denn eines Frühlings wurde die Gegend von der großstädtischen Bauwuth gar heftig ergriffen. Wie über Nacht wuchsen die vielstöckigen Häuserkolosse aus der Erde, und ihre fensterlosen Hinter- und Seitenfronten begannen den grünenden Horizont zu verbauen. Hier in W. giebt es keinen sanften, durch Gärten und immer bescheidener werdende Landhäuser vermittelten Uebergang von der Stadt zum Land. Jäh und gleich-



sam brutal stellt sich das himmelragende, von Bewohnern wimmelnde Miethshaus mitten unter die Heuhaufen einer Wiese. Mauer- und Kalkgeruch verdrängt den zarten Blumenduft, statt dieser Blumen selbst sprießen Pfähle mit wunderschönen grellblauen Hausnummern und Straßenschildern hervor, und die Glocken der Telephongerüste leuchten gleich üppigen weißen Blüthenkelchen im Sonnenschein. Ade, du Poesie des Landlebens!

So ist auch unsere Straße plötzlich, auf einmal, wie über Nacht entstanden. Ganze Kolonnen von Häusern, die links und rechts den Pflasterstreif besetzten, es war ein Wetteifer, welches zuerst unter Dach käme, und welchem es gelänge, die ersten Miether einzufangen. Diesen Winter glotzten sich zwar die Fensterhöhlen noch scheibenlos an, aber im nächsten Frühjahr begannen sich die Rohbauten zu putzen, phantastisch profilirte Façaden von Stuck wurden angeklebt, und wieder war es ein Wetteifer, welches von ihnen das prachtvollste Treppenhaus bekäme. Vorübergehende blieben stehn und bestaunten die breiten weißen Marmorstufen, magisch beleuchtet von dem buntglasigen Treppenfenster.



Hie und da zwischen den Häusern blieben Lücken offen, die jedoch von riesenhaften Bretttafeln, Baustellen anbietend, einigermaßen verdeckt wurden. Das wüstlärmende Haus in dem Straßenwinkel war jetzt ganz still geworden, eine Baugesellschaft hatte es zu ihrem Büreau erkoren, und statt des feuchten Wirthshausschildes machte sich der höchst trockene Name einer Architektenfirma breit.

Es kam die Periode der einsamen und miethlosen Portiers. Nichts Rührenderes, als die Thätigkeit dieser Leute zu beobachten. Mit welchem Eifer sie, die Pförtnerin,





wie es jetzt deutschthümelnd heißt, alles Messingene an der Hausthür und im Vestibül durch fortgesetztes „Fummeln" auf dem Blanken erhielt, mit welcher Beharrlichkeit er, der Pförtner, die rothen und weißen Miethszettel, die an allen Fenstern klebten, überwachte; zuweilen überkam ihn etwas wie eine Verzweiflung, dann heftete er große rothe, zornige Zettel mit dem einen Wort „Sofort!" neben die andern — aber umsonst, Niemand gab dem gebieterischen Zornesruf Folge. Wie sie beide jeder Wetterlaune nachkamen, beim leisesten Sonnenstrahl alle Fenster aufrissen, damit dem Hause seine Wärme zukäme, um sie bei jeder vorüberziehenden Regenwolke wieder behutsam zu schließen. Ein großes Ereignis war es jedesmal für sie, wenn die elektrische Thürglocke ihr schnarrendes Klingeln ertönen ließ, dann sah man ihre beiden Köpfe, von freudigen Ahnungen grinsend bewegt, gemeinsam an dem kleinen



Treppenfensterchen erscheinen — aber wehe dem Unglücklichen, der hier einen gewissen Herrn X. X. suchte: — man wollte sie wohl höhnen mit immaginären Miethern! Denn die wirklichen blieben beharrlich aus.

Sonderbar, das Erste, was mit Miethern besetzt wurde, waren die kleinen Läden im Erdgeschoß. Zuerst fanden sich Schuhmacher in Massen ein, und müßige Statistiker wollen festgestellt haben, daß es zu dieser Zeit mehr Schuhmacherläden als schuhbedürftige Füße in der Straße gab. Alle versprachen Reparaturen „prompt und billig", die eine Auslage bestand nur in einigen Schachteln Kaiser- oder Patentwichse nebst einer schwarzen Silhouette eines großartig gemalten



Reiterstiefels, die andere zeigte wirkliches Fabrikat, auf saubere Gestelle gereiht. Auch Grünkram- und Vorkosthändler stellten sich ein, die mitten im Sommer bunte Christbaumkerzen feilboten und von deren ungemein dauerhaften Kohlköpfen die Meinung ging, es wären kunstvolle Attrappen aus grünem Papier. Sie alle warteten auf Kunden, und der gemeinsame Galgenhumor stellte lauter hübsche nachbarliche Beziehungen her. An den Sommerabenden saß man vor den spärlich erleuchteten Auslagen auf der Straße, die Männer in Hemdsärmeln und ihre Pfeife paffend, die Frauen im eifrigen Geklatsch, die Ereignisse der Straße besprechend. Hier spielte der Barbier, der dort drüben mit seinen zahnausreißenden und hühneräugigen Kenntnissen Reklame machte, den lustigen Figaro, man sah ihn von Gruppe zu Gruppe tänzeln, die Cigarre schief im Mundwinkel, und er sprudelte von Späßchen und Mätzchen, welche das Frauenvolk zu juchzendem und laut hallendem Lachen brachten. Wer nicht mitmachte, ward in spöttelnde Acht gethan, so jenes höchst elegante und großartige Ladenschild, das „Feine Backwaaren und Delikatessen“ ankündigte und in seiner Auslage

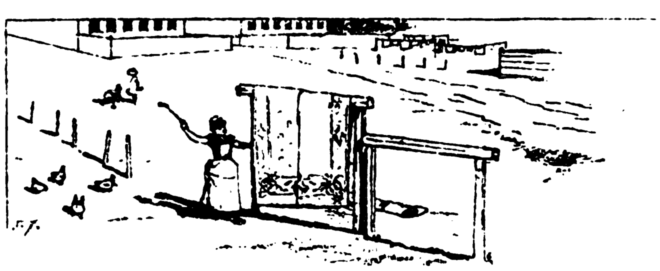




weiter nichts als je einen Teller mit Pfann-
kuchen, mit Aepfeln und Zwiebeln darbot, an
der Ladenthür aber das wüthige Bulldog-
gengesicht eines Mannes, der „die ganze
Straße im Magen hatte", wie er sich gegen
einen ersten und einzigen Kunden ausließ.

Auch den Tag über fehlte es nicht an fröhlichem Leben. Das von Weiden begrenzte Stück Tiefland war noch unbesetzt geblieben, es ward von nun an der Tummel- und Spielplatz der Kinderwelt aus benachbarten, bereits bevölkerten Straßen. Wie das in den Sandhaufen maulwürfelte, wie das sich kollerte und wälzte über dem spärlichen Graswuchs, wie das kreischend vor Lust umhertollte, wie das sich im hellen Sonnenschein die Mutterbrust oder die Milchflasche schmecken ließ, wie das im Ringelreihen Kinderlieder sang, ein köstlich belebtes Durcheinander, das selbst den mürrischsten und miethserlosesten Vierstöcklern ringsum eine Art launiger Miene abgewann. In der einen Ecke hielt eine Kesselflickerfamilie ihr zigeunerhaftes Lager, blauer Dampf wirbelte dort von einem prasselnden Feuerchen auf, und die Kinder unterbrachen ihre Spiele und belugten, scheuer Neugier voll und in vorsichtiger Entfernung, das an Räubererzählungen gemahnende Bild. In der anderen Ecke aber erhielt auf einem zierlichen Pony ein hübscher Knabe Reitunterricht durch seinen Papa, einen Generalstabsoffizier, der das muntere Thierchen im Kreise an der Longe leitete. Weiter hinten wurden ungeschlacht große Teppiche von Dienstleuten und schäkernden Hausmädchen bearbeitet, und die tiefen Baßnoten der Klopfer tönten in das heitere Treiben hinein wie eine Mahnung, daß auch unserer Straße dereinst mancher Wohnungsärger nicht erspart bleiben werde.

Dann kam die Periode der Trockenwohner. Im Dämmerschein der Abende fanden sich halbwüchsige Möbelwagen ein, die ein altmodisches und schäbiges Gerümpel von Möbelstücken mit einer gewissen verschämten Eile die Marmorstufen hinaufschafften. An den eleganten Spiegelscheiben der Fenster verschiedener Stockwerke wurden Gardinen aufgehangen, zwar geflickt und verklebt — aber es waren doch Gardinen, und nur dieses Lockmittels wegen hatte der Wirth das trockenwohnende Element zugelassen. Das bestand aus verkümmert aussehenden, oft mit viel heranwachsenden Kindern versehenen Leuten, deren Beschäftigung eine räthselhafte war. Man sah sie an den offenen und leeren Fenstern der prunkvoll ausgestatteten Salonräume hocken, in deren Hintergrund Wäsche getrocknet wurde, und mit seltsam ängstlicher Erwartung die Straße hinabstarren, als müßte dort, wenn nicht das große, so doch ein besseres Loos angeflogen kommen. Hie und da wurde eine Balkonbrüstung mit magerem Pflanzenwerk bestellt, und unter dem Schatten eines mit nur noch drei Blättern bewipfelten Gummibaumes, der einst bessere Tage gesehen, schnatterte ein Kanarienvogel in seinem Bauer.

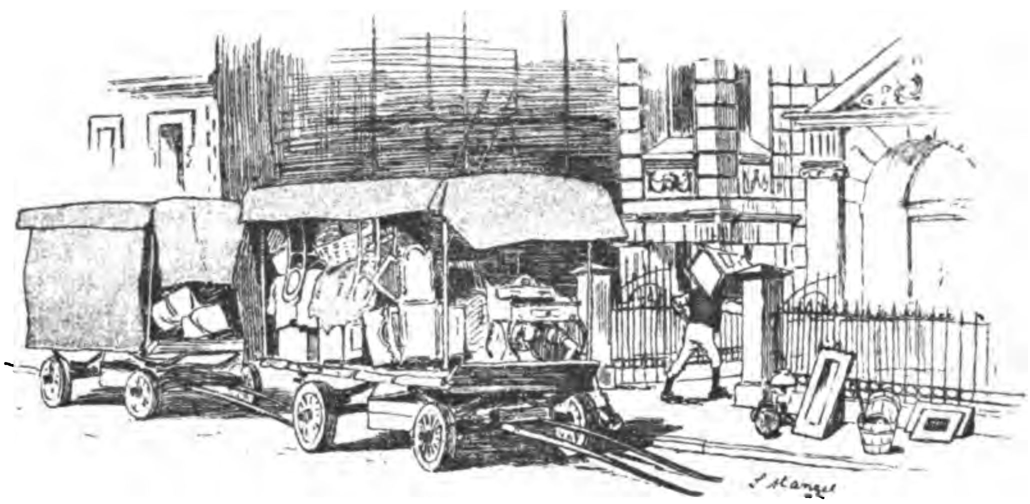




Diese Trockenwohner empfingen allerlei geheimnisvollen uniformirten Besuch, der den schäbigen Möbelstücken eine seltsame Aufmerksamkeit zuwandte; dann verschwanden auch wohl diese so interessanten Möbel mitsammt den Bewohnern über Nacht, und die rothen Zettel an den Scheiben schrieen wieder ihr doppelt wüthiges „Sofort!" auf die Straße hinab. Immerhin machte die Kultur sich fortschreitend Bahn: Briefträger wurden nicht mehr zu den seltenen Erscheinungen gerechnet und von Zeit zu Zeit kam das gelbe Ungeheuer eines Postpacketwagens über das Pflaster geholpert; doch der erste Rohrpostbote mit seiner rothen Tasche machte noch begreifliches Aufsehen, er wurde als der Vorbote einer besseren Zeit von der gesammten Straße begrüßt.

Diese bessere Zeit brach auch plötzlich an. Eines Morgens im Spätsommer wiederhallten die Häuserfronten von einem hellen, lautgellenden Geläut. Es war wie ein Allarm, der die schlummernde Straße zum Leben erweckte. „Bolle! . . . . Bolle ist da!" Nun wird Alles gut! Man stürzte an Thüren und Fenster, um den weißgestrichenen Milchwagen mit seinen geschäftig umherflatternden blauen Jungen zu begrüßen, man lächelte vor Freude und nickte sich zu, gierig sogen die gähnend geöffneten Fenster die frohe läutende Kunde ein, die ganze Straße schien ihres vom langen Warten verfinsterten Aussehens erlöst. Ja, nun war Alles gut — nun endlich ist von Bolle's Gnaden die Straße berlinfähig geworden! Auf dieses Signal hin werden ja auch die Miether kommen . . . .

Und sie kamen! Wie die Straße auf einmal entstand, so wurden auch die Häuser



auf einmal mit Miethern bevölkert. In den letzten September- und ersten Oktobertagen, die dem Bolle'schen Signal folgten, stauten sich die Möbelwagen zu ununterbrochenen Reihen vor den Häusern. Es war ein emsiges Treiben, starkschultrige Enackssöhne schleppten anscheinend spielend die schwersten Möbelkolosse die Treppen hinan, das Trottoir war mit Stühlen, Tischen und allerlei intimem Hausgeräth besetzt und in den Werg- und Heuhaufen der Verpackung wälzten sich Kinder. An allen Fenstern erschienen dralle Hausmädchen zum Scheibenputzen, hie und da auch Offizierburschen mit biedern Musketiergesichtern, und von all' dem neuen ungewohnten Spiegelglanz verbreitete sich wahrhaftig eine freundliche Helle über die Straße; an den Abenden aber fiel der traute, bisher ungewohnte Schein der in opalisirenden Glasglocken flackernden Flurlampen weit über das Pflaster. Auch dieses ward behördlicherseits für mündig erklärt, die schwarzkittligen Männer der Straßenreinigung begannen hier ihr überaus bedächtiges Wesen zu treiben,

und im Morgengrauen fuhren die riesigen Walzbürsten raschelnd und gewaltigen Staub aufwirbelnd darüber hin.

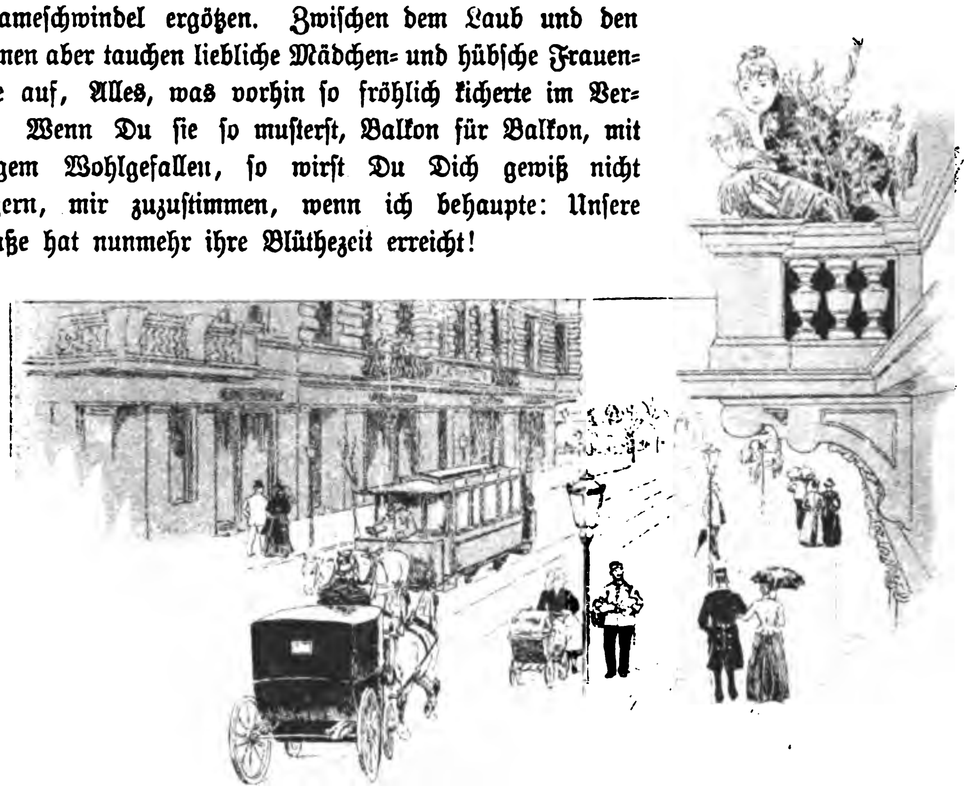
Die eine Ecke erhielt eine Droschkenstation und flugs, als unvermeidliche Folge dieses Fortschritts, wurden in nächster Nähe derselben drei „Destillen" eröffnet mit „Kalt und warm Frühstück". Als vornehmeres Widerspiel that sich an dem andern Straßenende ein ächtes Bräu auf, prunkhaft, mit breiten Spiegelscheiben, auf denen in großen goldenen Buchstaben „Dreschflegelbräu" zu lesen war; im Innern überaus stilvoll mit scharfkantigen Möbeln besetzt, aber stets leer — die Kellner fuhren jedesmal erschreckt aus ihrem von einer Zeitung bemäntelten Schlummer empor, wenn sich die Seltenheit eines Gastes zeigte; doch „über die Straße" ließ sich die Nachbarschaft den vorzüglichen „Dreschflegel" in ganzen und halben Krügen vortrefflich munden.



Sehr bald gestaltete sich der Verkehr so, wie er einer fashionablen Straße in W. zukommt. Der Wagen von Herzog mit seinem Scheckengespann sowie andere elegant aufgetakelte Geschäftswagen, Delikateß-Borchardt und Hüte-Borchardt, luden ihre Packete vor den Dienerschaftsthoren ab; Huster erschien um die abendliche Dinerzeit mit verheißungsvollen Riesenkörben, von schneeweißen Kochjungen bewacht, und Blankenstein ließ seine herrlichen Hummerstillleben überaus verlockend paradieren. Freilich schaute die Geschäftswelt der Straße selbst griesgrämig genug auf diesen „Zug nach dem Westen" der Lieferanten. „Ei, warum soll ich denn nicht gebraten werden?" jammerte die Pute, die nun schon seit Wochen in der sogenannten Geflügelhandlung zwischen welken Salatköpfen lag, und vor Kummer und Aerger täglich blauer wurde. Denn hier in den Erdgeschossen wollte der Straßenkarakter noch nicht seßhaft werden; die Läden wechselten mit der Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit einer laterna magica ihre Besitzer: heute ein Milchgeschäft, morgen ein Handel mit broncierten Wedeln und Makartsträußen, der übermorgen schon wieder der unvermeidlichen und noch immer stark grassierenden Schuhmacherei den Platz räumte. Nur der Maler dort im Dekorationsgeschäft machte frohe Miene, gab es doch für ihn allzeit irgend eine Schilderei zu pinseln in der Straße und eine soeben geflüchtete Firma mit einer neuen zu überdecken.

Wir Andern aber, die wir solchen närrischen Geschäftsillusionen nicht nachhangen, stehen nicht an, unserer Straße, so wie sie jetzt ist, ein Loblied zu singen. Zwar hat sie immer noch ihre schlimmen Stellen, so jener Streif des Fußsteiges, wo ehemals die mürrischen Weiden standen und der immer noch unbebaut und in höckrigem Naturzustande sich befindet; er trägt der Straße alljährlich, zur eisglatten Zeit, den Ruhm einiger Bein- und Armbrüche ein — nun, zählen wir nicht acht Aerzteschilder nebst Nachtschellen und nicht weniger als drei approbierte Heilgehülfen? Warum sollen wir uns also nicht den Luxus solch böser Stelle gestatten? Zwar wollen unsere Lindenbäumchen nur recht spärlich gedeihen am Trottoirrande, aber im goldigen Frühlingssonnenschein leuchtet das

junge Grün doch recht freundlich, zumal wenn die zarten Stämmchen entlang die Spreewälder Amme stolziert, feistwangig, mit breit aufgebauschten, keckbunten Röcken, zur Seite den grinsend glücklichen Offiziersburschen, vor sich herschiebend ein mit kostbaren gestickten Decken behangenes und von einer Tüllwolke überhauchtes Kinderwäglein. Und was dem Pflaster an grünem Schmucke noch mangelt, das leisten um so üppiger die von großblättrigen Bäumen und Pflanzen, sowie buntem Blumenwerk reich besetzten Balkone. Wie fröhlich es oft kichert und wie hellstimmig es ertönt aus diesen lauschigen Lauben — horch, da kommt vom Straßenende ein lautgellender Ruf: „Neuste Nachrichten ... neustes Extrablatt!" — Näher rückt der Ruf, von einer heiser geschrieenen Männerstimme forciert — „neu—stes Extrablatt . . . große Mordthat . . ." und das Uebrige von einem absichtlich undeutlichen Wortschwall verhüllt. Ein Kerl jagt im Zickzack durch die Straße wie besessen, ein Packet Zeitungsblätter über dem einen Arm, während der andere hocherhoben eines der Blätter nach den Fenstern und Balkonen hinaufschwingt. „Neu—ste Mordthat . . ." und überall erscheinen lachende Gesichter, die sich über den köstlichen Reklameschwindel ergötzen. Zwischen dem Laub und den Blumen aber tauchen liebliche Mädchen- und hübsche Frauenköpfe auf, Alles, was vorhin so fröhlich kicherte im Versteck. Wenn Du sie so musterst, Balkon für Balkon, mit innigem Wohlgefallen, so wirst Du Dich gewiß nicht weigern, mir zuzustimmen, wenn ich behaupte: Unsere Straße hat nunmehr ihre Blüthezeit erreicht!



Alexander Baron v. Roberts.



Dem Poesie-Album einer Berliner Geheimrats-Köchin entnommen.

Wat wär' der Winter ohne Jrude-Ofen?
Wat wär' det Dasein ohne Liebesjlück?
Un könnt' ick nich mehr in die Halle loofen,
Wo jetzt die Märchte sind: wat wäre ick?!
So bei die Buden stehn zum Inzukoofen,
Det kricht ick schon von Kindheit uf nie dick;
Mir zingert's orndtlich in de Einjeweide — —
Marchthalle, du bist meine jreßte Freide!



Ick kennte dagelang da feste kleben,
Wat mir jewiß keen Mensch ooch nich verarcht,
Indem doch iberhaupt des janze Leben —
Wat is't denn andersch wie een jroßer Marcht:
Hier packen se erscht aus, un dicht daneben
Wird's wieder in de Kiepen rinjesarcht;
Wer Geld hat, kricht de delekatsten Bissen,
Un hat er keens, denn wird er 'rausjeschmissen.









Un auch mit das Jemiese dhut des passen
Janz akkurat so wie mit „arm“ un „reich“:
Kattoffeln, Weißkohl un wo's janze Massen
Von jiebt, det is mit Unsereenen jleich;
Wojejen Morcheln sind die „hehern Klassen“
Un Kiebitzeier un so'n feinet Zeich,
Wat merschtentheils blos schwer is zu verdragen .....
Un schließlich komm'n wir all' in Eenen Magen!

Von nah un weit — sogar bis an de Zohnen
Schickt jedes Land die Halle eenen Jruß:
Schniersenkel, Appelsienen, jriene Bohnen — —
Un wie sich so det sieße Flaumenmuß
Abwechselt mit die sauersten Zittronen,
Tritt Fritze rechts mir zärtlich auf'n Fuß,
Un links stoßt mir ein Heuferd in de Rippen,
Det ick jleich kennte vorneüber kippen!







Denn nämlich mit's Jedrängle un Jewiehle,
Des is jenau wie man's in's Leben spiert,
Wobei des Kräftije mang des Suptiele
Jewöhniglich sich mittenmang mengliert.
Un wie man mit die heiligsten Jefiehle
Wird von det Mannsvolk manchmal angeschmiert,
Sojar selbst in die nobelsten Familjen:
So is't hier mit jefälschte Freffabiljen!





Denn wie der Dichter des in'n „Ulk" jedichtet
Mal hat so riehrend un so wunderscheen:
Det is in's Leben eklig injerichtet,
Deß bei die „Rosen" jleich de „Reese" stehn!
So is't mit den Trajoner: er verspricht et
Un nachher — Kuchen! Keener läßt sich sehn!
Ick aber laure mit die Herzenswunde
In'n vollsten Zuch zwee un 'ne halbe Stunde!







Jedennoch wie bei'n Schlechter der Jeselle
Den Kalbskopp durchhaut, deß es man so knackt,
Drauf von 'ne Hammelkeile zieht die Pelle,
Denn wieder Kloppsfleesch un Karmnaden hackt,
Un jleich hernach janz uf dieselbe Stelle
Mir sanft jefiehlvoll um die Tallje packt,
So jeht's ooch in de Welt: heit setzt es Hiebe
Un morjen fressen se sich uf vor Liebe!



Un wenn zum Beispiel zwee des Zanken kriejen
So von die Marchtfrau'n um ihr bisken Platz,
Un jede schreit: die andre will bedriejen
Un uf ihr losspringt mit so'n richt'jen Satz:
Denn stört jewiß det Schicksal des Verjniejen;
Nu, denkt man, jeht es los mit des Jekratz,
Nu sind se dran, sich een paar auszuwischen —
Bumms, kommt der Schutzmann hinderlich dazwischen!





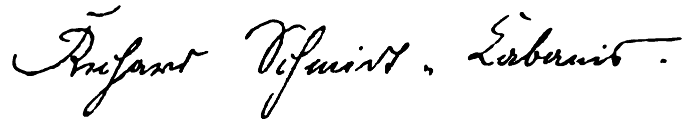
Det schönnste aber sind die
„höheren Döchter";
Wenn die so auf den Marcht
mal ziehn mit 'rum,
Da jiebt es mehrscht ein
riesiges Jelächter,
Denn in die Wirthschaft sind
die oft zu dumm!
Die eene piept: „Mong Diöh, Jott du Jerechter,
Den Sparjel nehm' ich nicht — der ist ja krumm!" --
Derweile kooft die andre statt's ne Taube
ne Krähe ein — na, seelig macht der Jlaube!

Det heeßt wenn etwa mal will unser Olle
Mit nach die Halle, oder de Madamm,
Denn schießt mir jleich det Blut bis in die Tolle;
Det leid' ick nich, un sag' es ihr ooch stramm:
Da dien' ick nich, bei so'ne jammervolle
Jesellschaft — lieber dank' ick for den Schwamm!
Besorje ick den Inkoof nich alleene,
Denn schmeiß' ick Eich den Marchtkorb vor de Beene.



Un lahß bei's Schauern det Jeschirre krachen,
Deß se jleich kriejn n blassen Dot vor Schreck;
Un helft det nischt, denn pack' ick meine Sachen
Un ziehe ohne Kündijung uf'n Fleck!
Denn wenn ick keenen Schmuh nich mehr soll machen,
Hat ja des ganze Marchtjehn keenen Zweck,
Indem mir's jedes Mächen kann bestätt'jen:
So'n Kafallerist is heit kaum noch zu sätt'jen!







ZETTEL.

Es giebt noch Städtchen genug in Deutschland, in welchen ein Mann mit einer militärischen Mütze und einem sehr amtlichen Schnurrbart sich in einer Corona von müßiger Gassenjugend am hellen Tage unter Marktleute stellt, seine große verrostete Klingel eine Zeit lang in kräftigem Schwunge ertönen läßt und dann mit eben so lauter wie unverständlicher Stimme die neuesten Verordnungen, bevorstehenden Subhastationen, Steckbriefe und andere sensationelle Nachrichten dem Publikum kund und zu wissen thut.

In den großen Städten ist der letzte Ausrufer schon vor einem Menschenalter verschwunden. Was der steifbeinige Büttel einst mit heiserer Stimme, nur einigen Nahestehenden verständlich, durch Wagengerassel und Straßenlärm hinausschrie, offenbart uns heute geräuschlos, bequem und allgemein verständlich — der Zettel.

Streng genommen müßte ich sagen: der Drucker; denn die Annonce in den Zeitungen, der Prospekt in den Zirkularen und hunderterlei andere Methoden, welche die Reklame behufs einer wirksamen Bekanntmachung ersonnen hat und stündlich ersinnt, sie gehören alle in dieselbe Kategorie. Aber bleiben wir einmal heute bei dem viereckigen Fetzen Papier von der Kleinheit einer Hand bis zur Größe eines ausgewachsenen Flügelmannes.

Der erste Zettel, mit dem ich zu thun bekam, war ein Entschuldigungszettel. Wir hatten einem Provinzonkel zu Liebe unsere Mittagstafel um eine Stunde verschoben, mein Vater schrieb mir einen Schein, auf welchem der Besuch eines Verwandten als Ursache meiner Schulversäumnis hingestellt wurde. Als der Ordinarius mir erklärte, daß dies keine Entschuldigung sei, sagte ich ihm in meiner Naivetät, „da könnte mein

Vater ja einen anderen schreiben, z. B. daß ich eine geschwollene Backe gehabt hätte." Für diesen wohlgemeinten Vorschlag bekam ich von dem empörten Pädagogen sofort einen derartigen Denkzettel, daß mir die Wange wirklich anschwoll und ich für das ganze Leben eine heilige Scheu vor Entschuldigungszetteln behielt.



Dagegen hat mich ein anderer Zettel wieder einigermaßen getröstet. In den endlosen lateinischen und griechischen Übersetzungsstunden — o Julius Cäsar und Xenophon, warum habt ihr euch nicht mit dem Ruhm eurer Feldzüge genügen lassen, sondern bestandet darauf, eure Waffenthaten zur Qual der nachgeborenen Geschlechter zu verewigen — wurden Blättchen unter den Tischen in Umlauf gesetzt, auf denen alle Vokabeln und schwierigen Stellen schlankweg übersetzt waren. Diese herzerquickenden Eselsbrücken — abwechselnd von einem der Schüler für die ganze Klasse hergestellt — nannte man, ich finde das Wort leider nicht im Konversationslexikon, „Schuckzettel". Sie sind mir in freundlichster Erinnerung geblieben.

Vollständig ausgesöhnt wurde ich aber durch einen großen Zettel, den ich eines Tages, angstvollen Herzens, weil nicht präpariert, zur Schule wandernd, an dem breiten Portale des Gymnasiums angeschlagen fand: „Wegen häufiger Cholerafälle bleibt die Schule bis auf weiteres geschlossen." Das war die schönste Überraschung, die mir jemals zu teil geworden war, und seit jener Stunde bleibe ich vor jedem Maueranschlag stehen und erwarte von ihm irgendwelche angenehme Mitteilung.

Und in der That giebt es wenige Fälle, in denen der Zettel auf seinen Leserkreis herabstimmend wirkt. Ich sage: „Leserkreis", denn da die meisten Affichen in der Reichshauptstadt um hohe Zylinder geklebt sind, so bildet das Lesepublikum thatsächlich einen „Kreis". Freilich hat jeder Zettel seine anderen Interessenten. Diese Damen aus der Aristokratie, die schlank gewachsene Matrone, welche das Lorgnon am langen Griff vor die blauen Augen hält, mit ihren beiden blonden hochaufgeschossenen Töchtern, studieren das Personenverzeichnis vom Opern- und Schauspielhaus; ein Herr im Zylinder und hellen Kragenmantel, den silberknöpfigen Palmstock sich unter die Nase schiebend, läßt seine Augen über Deutsches, Lessing-, Residenz-, Wallner-, Friedrich-Wilhelm- und Viktoriatheater schweifen und verweilt endlich bei dem letzteren, an welchem er ja — man erkennt an seinem Lächeln, daß ihm das erst in diesem Augenblicke einfällt —



unter dem Ballet eine kleine Gelegenheitsflamme hat, der er doch wieder einmal von seiner Loge aus ein aufmunterndes Zeichen geben möchte. Jetzt naht eine Kleinbürgerfamilie. Papa hat heute seinen Geburtstag, und da es so ziemlich allen Berlinern als selbstverständlich gilt, daß ein Theaterbesuch die schönste Feier eines wichtigen Festes ist, so überläßt er seiner Frau und Tochter die Auswahl zwischen Adolf Ernst- und Zentraltheater. Die Frau Mama neigt für Belle-Alliance, da hätten sie gerade so bequeme Pferdebahnverbindung; die Älteste hätte sich gern den weiten Weg gefallen lassen, wenn sie zu Fall Clemenceau im Ostend gegangen wären; der eine der Söhne hat eine unstillbare Sehnsucht nach der Pantomime, welche das Reichshallentheater aufführt, und der andere schwärmt für die Clowns bei Renz. Da die Familie zu keiner Einigung gelangen kann, erklärt Vater, der sich aus all „solchem Firlefanz" nichts macht, den Abend in einem neuen Bräu zubringen zu wollen, welches mit großen geschmackvollen Affichen seine heutige „Eröffnung unter Orchesterbegleitung" bekannt macht. Da hat man doch was Reelles, erklärt er, verläßt, die Frau am Arme, die Anschlagsäule, gefolgt von den Kindern, die sich mit sehr langen enttäuschten Gesichtern ansehen.

Einige Handwerker in ihren Arbeitsblousen bleiben noch. Sie sehen gar nicht darnach aus, als wenn sie sich für eine der sechszehn Schaubühnen entscheiden wollten. Sollten sie sich vor dem Abende noch in einem der Bekleidungsinstitute equipieren wollen, welche jahraus jahrein mit bewunderungswürdiger Ausdauer in poetischer Form ihre 15 000 Schlafröcke und sonstigen Schätze an den Säulen feilbieten? Oder interessiert sie jenes Plakat, welches von der Eröffnung der Fortbildungsschule für Maurer und Zimmerleute Mitteilung macht? Oder der große Zettel in der schreienden Farbe des Kriegsgottes, welcher die Militärpflichtigen mehrerer Jahrgänge zur Einstellung ruft? Nein, die Säule enthält noch andere Mitteilungen. Hier werden die Dachdecker, dort die Maurer, da die Putzer zu einer Besprechung zusammengerufen. Die Wahlaufrufe, welche eine Zeit lang allen anderen Zetteln vorleuchteten, sind verschwunden, genossenschaftliche Versammlungen, Besprechungen unter arbeitslosen Berufskollegen, sind lebhaft im Gange. Gleich und Gleich schließt sich zusammen und da wir augenblicklich keinen äußeren Krieg in Sicht haben, tobt der Krieg der Gesellen gegen die Meister, der Meister gegen die Unternehmer, der Unternehmer gegen das Publikum an allen Ecken und Enden.

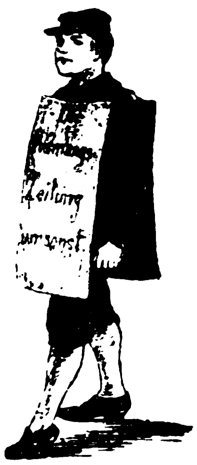
Wir verlassen die redende Säule und verstopfen unsere Ohren, wie weiland Odysseus, vor den Sirenenklängen, welche hier das Riesenplakat eines Konzerts ertönen läßt, bei welchem Künstlerinnen mitwirken, denen jede Note mit einer Banknote honoriert wird. Wir schließen die Augen vor den bunten Abbildungen einer Schaustellung, welche eine exotische Truppe mit Kameelen oder Elephanten vor Tausenden von Zuschauern auf weitem Plane eröffnet und wenden uns, wie dereinst der keusche Josef, von der schönen Potiphar aus fürstlichem Geblüt, welche hier in glänzenden Räumen die Kavaliere der Hauptstadt in die Welt, où l'on s'amuse, zusammenruft.

In der Geschichte der Architektur lernen wir die Säulen dorischer, jonischer, korinthischer Ordnung kennen; die Anschlagssäule hat mindestens gleiche kulturelle Bedeutung. In Wien finden wir noch das Bekleben in der Ebene. Eine Gesellschaft hat dort ganze Theile von Häusermauern gepachtet, schlägt diese mit Holz aus, und so lesen wir die Affichen etwa wie man in einer Gemäldegalerie die Bilder besichtigt. Einen großen Raum in der Publikation nimmt dort übrigens etwas ein, was in Berlin fast ganz fehlt: die Bahnen halten das ganze Jahr hindurch ihre Fahrpläne für jeden Menschen auf der Straße sichtbar. Zu dieser Generosität haben sich unsere verstaatlichten Eisenbahnen noch nicht verstiegen. Wer bei uns nicht einen Fahrplan, und zwar einen neuen, sein eigen nennt, ist Sonntags und Abends, wo die Zigarren- und Spezereihandlungen geschlossen sind, darauf angewiesen, bis zum Bahnhofe zu fahren, um sich über den Abgang der Züge zu unterrichten. In Paris bestehen neben den übrigens hohlen und weniger ästhetisch, als nützlich verwendeten Säulen viereckige Kioske, in deren Innern eine Frau Zeitungen verkauft. Die Wände derselben werden von Transparent-Glas-

wänden gebildet, welche in prächtiger Glasmalerei und Schliff für allerlei Sehenswürdigkeiten Reklame machen.

Wenn wir unsere Säule verlassen haben, können wir freilich keine „Anschläge mehr machen", aber „Anzettelungen" finden wir auf Schritt und Tritt. Nulla dies sine linea. Man kann getrost die Wette eingehen: es giebt in Berlin keine Straße ohne Bräu, Rechtsanwalt, Arzt und kein Haus ohne Zettel.

Vor Allem die Wohnungsanzeigen. Manche Hausthür ist geradezu mit diesen weißen, auf Holz gezogenen Blättern überpflastert. Dabei sind sie so unpraktisch wie möglich — gar nicht würdig der Stadt der Intelligenz. Sie zeichnen sich sämtlich durch einen Lakonismus aus, als wären sie delphische Orakelsprüche. Da gehen die wohnungssuchenden jungen Pärchen oder die heimatlosen Familien straßauf und ab und treten überall mit dem Portier in Unterhandlung, um nähere Aufklärung zu erhalten. „Hier ist eine Wohnung zu vermieten" lesen sie, eine Notiz, die so ziemlich Alles vermissen läßt, was der Mieter zu wissen nötig hat. Zahl und Lage der Zimmer, Höhe des Stockwerks und des Preises, Größe und Disposition der Räume — ich würde alle diese Angaben auf den Zettel schreiben, darunter eine ordentliche Zeichnung des Grundrisses geben und, wenn möglich, ein Porträt und die Charakteristik des Wirtes, damit der Mieter weiß, mit wem er es zu thun hat. Im Übrigen handelt es sich durchaus nicht immer um herrschaftliche Wohnungen — wir finden auf jenen Zetteln auch „photographische Ateliers und Schlafstellen, Lagerkeller und Geschäftslokale, möblierte Zimmer und Pensionen, Garten-, — die durch die Familie Heinike so beliebt gewordenen Hofwohnungen — und „luftige Bodenkammern".



Die roten Zettel deuten immer auf etwas Schleuniges, Dringliches hin. Ausverkauf und Auktionen tragen flammende Farben und halb Berlin steht unter diesem Zeichen. Wenn man die Straßen durchwandert mit ihren wie Notsignale das Publikum herbeirufenden Plakaten, glaubt man, die Stadt stehe vor einer Katastrophe wie Pompeji und Herkulanum, Jeder wolle noch in der Eile, was angeht, losschlagen und mit dem Erlöse die Stadt verlassen. In Wirklichkeit handelt es sich aber um die verschiedensten Beweggründe, als da sind: Geschäftsverlegungen, Hausdemolierungen, Konkurse und Geschäftsaufgaben bei all' diesen „wirklich reellen Ausverkäufen von Schuhen und Stiefeln", „Resten", enorm billig, „Totalausverkäufen wegen Liquidation, wegen Todesfall, von Pianinos, von Roben zu bedeutend herabgesetzten Preisen, diesen „Auktionen" von Bronzen, Lampen, Wäsche, Baumwollwaaren, Normalhemden u. s. w. u. s. w." Ich mache übrigens einen Unterschied zwischen „Zettel" und „Schild". Das Schild, auf dauerhaftem Material mit kunstvollen





Buchstaben hergestellt und geschmackvoll ausgeschmückt, hält sich mehr in der Allgemeinheit. Der Zettel, in einer Stunde gedruckt, geschrieben oder in den beliebten schwarzen Buchstaben vom jüngsten Kommis zusammengestellt, bedeutet in der Regel etwas Vorübergehendes, Aktuelles, mit jeder Saison Wechselndes. So finden wir durch Zettel signalisiert: Schlittschuhe, Spargel täglich frisch, Konfirmationswäsche, frische Landeier, Weihnachtsgeschenke, Anzüge zur Einsegnung, frische Tischbutter, fournierte Koffer zur Reisesaison, heute Bockbier, Kartoffeln fünf Liter 25 Pfennige, Austern, Bouillon und Pasteten und — last not least — alle Abend frische Knobländer.

Die Zettel begleiten den Menschen von der Wiege bis zum Grabe; hier offeriert ein Korbmacher eine Partie schöner Kinderwagen, dort empfiehlt sich eine Blumenhandlung zu Brautkränzen und da hängt eine sehr lebensfroh gekleidete, lustige Putzmacherin soeben einen Zettel heraus: Trauerhüte. Eine Buchhandlung kündet in zwei nebeneinander hängenden Zetteln: la bête humaine von Zola und Gesangbücher an. Ein Restaurateur, eine Art erster Maikäfer, meldet durch eine Affiche die Eröffnung seiner Gartenveranda, ein Kellerbesitzer die Verlegung seines Kartoffel- und Heringsgeschäfts und eine große zahlenbedeckte Tabelle rät dem Publikum, sich mit dem Erwerben von Schloßfreiheitloosen zu beeilen, da die Ziehung vor der Thür ist. Hier werden Rohrstühle geflochten und dort ein Lehrling gesucht. Hier zeigt eine Bank ihre Kassenstunden an, dort offeriert ein Restaurant seinen billigen Mittagstisch zu 30 Pfennigen, drei Gänge und einen halben Liter Bier. Hier wird Strohhutwäsche und Handschuhwäsche angeboten, dort



werden Wiener Korsetts für Damen und daneben 1889er Importe von Havanna angezeigt. Im Nachbarhause ist das Adreßbuch gratis einzusehen und das Konfektionsgeschäft scheint seine Generosität noch weiter zu treiben, denn ein weißer Zettel macht bekannt: „auf Wunsch wird jeder Mantel aus dem Schaufenster gereicht." Diese Liebenswürdigkeit wird nur noch von jenem neuen Gartenrestaurant übertroffen, an dessen Thür deutlich zu lesen ist: „Hier schenkt man fremde Biere." In Berlin ist alles ehrlich; man würde sich in das Paradies versetzt glauben, wenn nicht an manchen Bahnhöfen noch immer die verdächtigen Zettel hingen: „Vor Taschendieben wird gewarnt", und nicht alle paar Tage ein roter Zettel von einem großen Diebstahl erzählte und eine Belohnung auf die Beschaffung der entwendeten Sachen in Aussicht stellte.

Bescheidene persönliche Dienstleistung bringt es oft nur zu einem geschriebenen Zettel, den ein befreundeter Geschäftsmann dann aus Gefälligkeit an seinen Laden hängt.

„Gründlicher Unterricht im Zitherspiel nachgewiesen" — man sieht der zitternden Handschrift an, mit welch banger Sehnsucht der Meister nach Schülern ausschaut. „Damen werden frisiert, in und außer dem Hause", „Hier kann gerollt werden." „Ici on parle français" steht an manchem Handschuhgeschäft. Man erzählt sich, daß einmal ein Franzose in einen solchen Laden eintrat und erstaunt war, als die Verkäuferin auf seine französische Frage nicht antworten konnte. „Ja, wer spricht denn hier eigentlich französisch?" fragt er endlich in gebrochenem Deutsch. „Merschtenteels die Fremden" lautete die Antwort der Spreeathenerin.

Eine besondere Art Zettel tritt nur sporadisch auf und wird uns, wie es in dem alten Liede heißt, „an der Gartenthür in die Hand gedrückt." Das ist der kleine Wahlzettel, vorausgesetzt, daß das von Zettelaushändigern belagerte Wahllokal, wie es häufig der Fall ist, wirklich hinter einem Gartenzaune liegt. Mit einem Lächeln der Ueberlegenheit nimmt der Philister mit höflicher Kopfneigung von den verschiedenen Parteidienern die Papierchen entgegen; sein Entschluß ist aber längst nach der von seiner Leibzeitung ausgegebenen Parole gefaßt. Die Gegenkandidaten verschwinden in seiner Rocktasche, der richtige wandert in die Hand des Wahlvorstehers und aus dieser in die Urne.

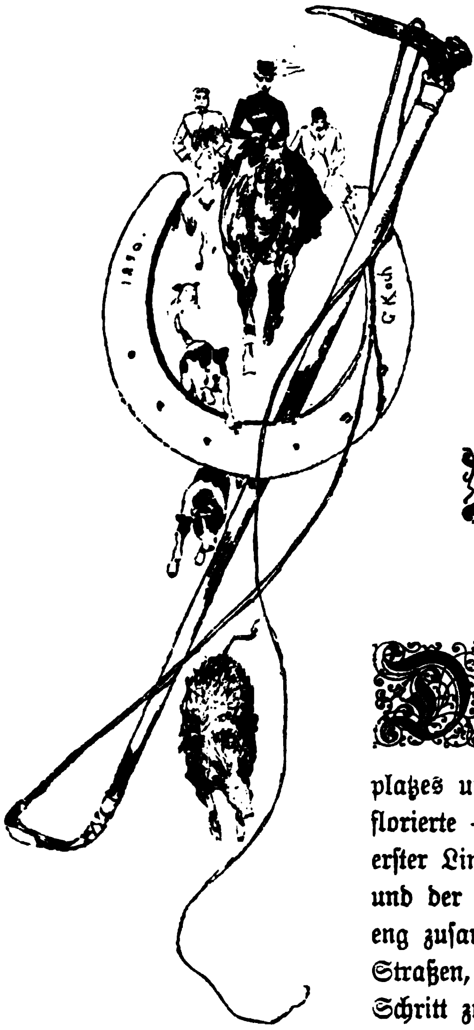
Eine andere recht unnötige Verzettelung menschlicher Arbeitskraft und Zeit scheint mir die Aufstellung von Leuten, welche vor den Theatern Theaterzettel feil haben. Es ist doch wohl das Natürliche, daß man dieses Programm dem Schließer abkauft, mit dem man in persönliche Berührung tritt. Es scheint mir gar kein Bedürfnis dafür vorhanden, daß man genau das gleiche Objekt auf der nassen dunklen Straße von Händlern entnimmt, die man kaum zu Gesicht bekommt. — Wenn noch diese Zettel etwas Anderes böten, wie z. B. in Paris, wo sie stets zwei Photographien beliebter Schauspieler des betreffenden Theaters enthalten. Daß sich dieser Brauch in seiner Unzweckmäßigkeit immer fort erhält, ist mir unbegreiflich. „Theaterzettel gefällig?" Ja, wenn es noch ein Extrablatt wäre oder ein Schloßfreiheitloos darin eingewickelt wäre, das ließe man sich eher



gefallen! In Paris werden den Fremden und Einheimischen alle Minuten Zettel auf den Straßen zugesteckt. Restaurants empfehlen sich, Bazare geben ihre Visitenkarten, Friseure, Waschanstalten, Zahnärzte und Kleiderreiniger, dazwischen einmal Traktätlein, neue Erfindungen, sogar eine Versammlung der Heilsarmee wurde mir auf diesem Wege kund gethan. In Berlin empfiehlt sich dagegen — namentlich im oberen Teile der Friedrichsstraße — durch in die Hand gedrückte Zettel eine Bethätigung der Großstadtseele. Es sind harmlose Einladungen nach Lokalen, in denen allerdings keine frommen Gesänge erschallen und keine Kreuzzüge zur Rettung der Unschuld unternommen werden. Diese tragen meist internationale oder exotische Namen und es können nicht so schnell afrikanische Reiche der Zivilisation gewonnen werden, als diese verschwiegenen kleinen Restaurants und Cafés mit ausländischen Dekorationen und dicken, das Flüstern, Lachen und das Spiel eines unermüdlichen Pianisten dämpfenden Teppichen, neue Namen gebrauchen. Es sind dieses die Unterhaltungsstätten, welche für den Provinzler so gewaltigen Nimbus und Reiz haben, die bekannten Animierkneipen mit „freundlicher Bedienung“. Dem Berliner werden sie nicht mehr gefährlich, er schiebt die schwielige Hand des zettelreichenden Mannes höflich zurück, geht seiner Wege und brummt in den Bart: hebe Dich fort, Satanas!



Oscar Justinus



Berlin zu Pferde.

Dem Berliner von ehedem — ich denke an die große Masse, und wenn ich von „ehedem" spreche, so meine ich die Zeit, in der dicht südlich des Belle Alliance-platzes und nördlich von der Maikäferkaserne der Kartoffelbau florierte — dem Berliner von ehedem also war das Pferd in erster Linie ein oder vielmehr **das** „Fortbewegungsinstrument" und der Typ für das letztere der Droschkengaul. Es hing dies eng zusammen mit dem damals weltberüchtigten Pflaster unserer Straßen, auf denen sich in anderen Gängen, als im ruhigsten Schritt zu bewegen, man füglich keinem Pferde, das etwas auf sich hielt, zumuten konnte; auch aus verzeihlicher Eigenliebe ging man in jenen schönen Zeiten lieber, als daß man fuhr oder ritt. Edelgezogene Pferde hielten eigentlich nur der Hof, einige Mitglieder der Aristokratie, etwa einige wenige reiche Kaufleute und die Herren von der Garde-Kavallerie. Im Sattel sah man fast lediglich die letzteren oder vielmehr man sah sie in Berlin auch nicht, wenn es der Dienst nicht unbedingt erforderte: sonst ließen sie sich ihre Pferde als wohlerfahrene Männer bis zum letzten Pflasterstein führen und schwangen sich erst, wo der Sand anfing und die Straße somit besser wurde, in den Sattel. Eigene Equipagen? Nun, unsere Reichshauptstadt leistet heute gegenüber anderen Großstädten in dieser Beziehung noch immer nichts gerade Hervorragendes, vor dreißig, vierzig Jahren aber wurde ein elegantes Coupé wie ein Wunderwerk angestaunt, und wenn vor einem Doktorwagen zwei leiblich aufgeschirrte, auf acht gesunden Beinen stehende Braune zu sehen waren, blieben die Leute stehen. Ich selbst erinnere mich noch ganz genau, daß ich als Knabe jedem Viererzug nachschaute, bis die letzte Radfelge unsichtbar geworden war, um mir ja nichts von dem Mirakel entgehen zu lassen, und daß wir Schuljungens die Köpfe zusammensteckten, wenn ein Zivilist zu Pferde auftauchte. Ja, die wenigen Herren, welche, ohne des Königs

Rock zu tragen, der edlen Reitkunst huldigten, waren wirklich stadtbekannte Persönlichkeiten: ältere Berliner werden sich gewiß noch jenes Herrn erinnern, der sich unter dem Spitznamen des „Schimmelreiters“ der besonderen Zuneigung der Einwohner der Halleschen Vorstadt erfreute. Es gab freilich auch damals schon Pferde-Verleih-Institute und Sonntagsreiter, aber die Hottehos der ersteren waren so zahm und so müde und die reitbeflissenen Künstler so vorsichtig, daß beide in der Stadt wenig in die Erscheinung traten; selbst den Tiergarten scheuten sie und vollführten ihre gegenseitigen Einigungsversuche lieber in der Jungfernhaide.

Nur wenn ein Zirkus in Sicht stand, erwachten allezeit des Berliners hippologische Neigungen. Mit demselben Jubel, mit dem heute allabendlich Papa Renz in seiner neuen Prachtarena begrüßt wird, wenn er seinen Strickspringer Elimar durch den Feuerregen jagt, jauchzte ihm vor Jahrzehnten die Gallerie des alten Zirkus in der Großen Friedrichsstraße, just dort, wo jetzt das Dampfroß den Fremdling vor die Pforten unseres Hotelviertels führt, voll Begeisterung zu, sobald er mit jener Grandezza, die nur er entwickeln kann, in die Manege trat, um dem hohen Adel und wertgeschätzten Publikum die zwölf Rappenhengste „in Freiheit von mir selbst dressiert“ vorzuführen. Aber es war doch nicht nur Renz allein, dem Berlin zujubelte. Kaum ein Zirkusbesitzer fand an der Spree nicht seine Rechnung, wenn er nur einigermaßen etwas Leidliches bot: ich brauche aus der langen Reihe der bekannten Herren wohl nur die Namen Salamonsky und Ciniselli herauszuheben, um das zu beweisen. Als etwa vor fünfzehn Jahren die reizende Emma Cinisellі draußen dicht an der Hasenhaide im Zirkus ihres rossegewaltigen Papas auftrat, strömte ganz Berlin in die Wüstenei hinaus, die man sonst eigentlich nur von Happolds Brauerei und von Wendts Rosengarten her kannte. Damals war noch mein zu früh verstorbener Freund Georg Belly, der liebenswürdige Dichter des „Monsieur Herkules“, der große Mann, der die Geheimnisse jedes kontinentalen Zirkus besser kannte, wie oft seine eigene Westentasche —, welcher Genuß, von ihm sich in die Geheimnisse der Kunst und der Künstler einweihen zu lassen!

Ich zweifle nicht einen Moment, daß die Vorliebe des Berliners für den Zirkus wesentlich dazu beigetragen hat, auch sein Verständnis für das Pferd im allgemeinen zu erhöhen. Das zweite, stärkere Agens aber für den gleichen Zweck war gewiß der Sport.

Während auf dem Rasen des grünen Inselreiches das Wettrennen eine uralte Institution und frühzeitig nicht nur in seiner Bedeutung für die Pferdezucht gewürdigt, sondern auch zu einer wahrhaften Volkslustbarkeit geworden war, blieb der Kontinent, blieb im engeren Sinne wieder Deutschland dem Sport fern. Erst am 17. Juni 1829 — wenige Tage nach der Vermählung unseres Kaisers Wilhelm I., der, gleich allen Hohenzollern stets ein reges Interesse für den Turf und ganz besonders für den Hindernissport bethätigt hat, — fand das erste öffentliche Pferderennen in Berlin statt; wenn

ich nicht irre, wurde dann aber bereits 1834 um den Unionpreis zum erstenmale gestartert. Von da an bis zu dem Zeitpunkt, in dem das Rennen ein wirklich populäres Berliner Vergnügen geworden war, sollte indessen noch viel Wasser die Spree hinunterlaufen, — wir Älteren wissen am besten, wie exklusiv es noch vor einigen Jahrzehnten oft auf dem grünen Rasen aussah und mit welchen Schwierigkeiten die Freunde des Turf bisweilen — in Lankwitz und auch noch in Hoppegarten — zu kämpfen hatten, bis das Interesse breiterer Schichten der Bevölkerung geweckt war. Wer es damals prophezeit hätte, daß Berlin dereinst außer dem klassischen Hoppegarten noch eine zweite Rennbahn bei Charlottenburg und nebenbei zwei Trabrennbahnen besitzen würde, und daß alle diese Bahnen fast an jedem Renntage Tausende und Abertausende hinauslocken würden aus den staubigen Straßen ins Freie — ich glaube, wir hätten den Wagehals herzlich ausgelacht.

Hoppegarten faßte zuerst festen Fuß in der Gunst des Publikums. Die gut angelegte und gut gepflegte Bahn, die sorgsame Leitung, die wachsenden Preise — nicht zuletzt auch die rege Teilnahme, welche der Hof, Kaiser Wilhelm I. zumal, dem Rennen entgegenbrachte — einte einen sich stetig erweiternden Kreis von wirklichen, opferfreudigen Freunden des Sports in Berlin; machte deren aktive Beteiligung die Kämpfe vielseitiger und interessanter, so zog dies wieder die Massen mächtig an. Die bequeme Bahnverbindung that ein Uebriges und so ist es denn etwa seit Anfang der siebziger Jahre guter Ton geworden, an keinem Renntage in Hoppegarten zu fehlen. Vielleicht gab es sogar eine Zeit, in der die älteste und vornehmste der Berliner Bahnen populärer war als heute — jene Zeit, in der noch Herr von Rosenberg, der epochemachendste unter unseren sportsfreudigen Offizieren, gegen die Rosenhecke angaloppierte, und Herr von Tepper-Laski und Herr von Kramsta sich ihre ersten Ruhmespalmen holten. Heute ist — mit dem Emporkommen der Bahn von Westend-Charlottenburg — Hoppegarten in erster Linie die Stätte des „legitimen" Sports, wie man wohl jenseits des Kanals die zur Prüfung des Vollblutmaterials abgehaltenen Rennen mit Allem, das darum und daran



hängt, nennt. Hier werden vor allem die klassischen Rennen bestritten, und wenn der Hindernissport auch noch immer seine Pflege findet, so prävaliert doch das Flachrennen, wie es der Unionklub hauptsächlich berücksichtigen muß, wenn er seiner höchsten Aufgabe, der Förderung der Zucht, gerecht werden will. Auf der Bahn von Hoppegarten finden alljährlich die höchst garantierten Rennen von fast ganz Deutschland statt — nur Baden-Baden, Hamburg und Hannover können nach dieser Richtung hin in den Wettstreit treten. Hier harrt der große Preis von Berlin, garantiert vom Unionklub, im Wert von rund 20000 Mark seiner Erledigung, hier der altberühmte Unionspreis, der sich meist annähernd gleich hoch bewertet, hier kämpfen unsere besten Pferde um den silbernen Schild Sr. Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm I., der mit dem Staatspreis von 10 000 Mark verbunden ist. Das Große Berliner Fohlen-Rennen, das Annuum, das Stuten-Biennal, das Rennen um den deutschen Gestütspreis und den Preis der Diana, das altberühmte Hertefeldrennen, das Rennen um den Botschafterpreis und das Sierstorpff Memorial — das Alles sind Rennen, welche alljährlich hier heiß bestritten werden. Auf der Bahn von Hoppegarten haben fast alle unsere Matadore sich ihren ersten Ruhm gewonnen — oft genug, soll ich sagen leider?, hat uns freilich auch Oesterreich-Ungarns Vollblut hier um den Lohn unserer Mühen gebracht; auf der Bahn von Hoppegarten errang das Gestüt Gradiß seine schönsten Siege, hier konkurrierten die Pferde des Baron Maltzahn, der Grafen Hahn, Renard, Henckel, Sierstorpff, der Herren v. Oppenheim, Espenschied, Oelschläger, Hiestrich, May — alles Namen, die mit der Entwickelungsgeschichte unseres vaterländischen, fast möchte ich sagen, unseres Berliner Sports eng verwachsen sind. Auf dem Boden von Hoppegarten ist, man darf es wohl sagen, unser treffliches, berliner Sportblatt: „Der Sporn" zu seiner heutigen Bedeutung herangewachsen. Seit längerer Zeit schon hat die Zahl der jährlich auf Hoppegarten abgehaltenen Rennen, die sich auf etwa anderthalb Dutzend Tage verteilen, das volle Hundert überschritten und der Gesamtwert der Preise — einschließlich der Einsätze und Reugelder — die halbe Million erreicht.

Von der Bahn abgesehen, hat Hoppegarten und seine Umgebung indessen noch andere Berühmtheiten — sehr heterogener Natur, wie mir scheinen will. Hier züchtet und mästet unser Berliner „Krebskönig", Herr Micha, seine rückwärts laufenden Tierlein und hier haben sich unsere ersten Trainer angesiedelt, um das neue, gewaltig vorwärtsstrebende Material zu kommenden Ehren heranzubilden — und, was oft noch wesentlicher, jedenfalls aber meist beschwerlicher ist, die Schäden des Alters mit dem Blistertopf, mit dem Eisen und mit viel, viel Geduld zu heben. Wir brauchen nur die Ställe von R. und G. Johnson, von G. Long sen., von E. Kelly und Dean, Brown, H. Followay und Tom Dixon herauszugreifen, um festzustellen, warum unsere Sportsmen selbst außerhalb der Campagne ihre Schritte so häufig nach Hoppegarten lenken. Auch das Etablissement des verstorbenen Herrn Oelschläger befindet sich bei Hoppegarten —



von ihm aus begann der leider zu früh niedergebrochene Padischah seinen Siegeslauf.

Jahrzehnte nach der Eröffnung von Hoppegarten trat die Bahn des „Vereins für Hindernisrennen" zu Westend-Charlottenburg in den Wettstreit. Im Frühjahr 1881 erst wurde der junge Verein gegründet, nicht ohne daß manche unserer weisesten Sportweisen bedenklich ihre respektiven Häupter geschüttelt hätten; daß in Berlin für zwei Rennplätze Interesse genug vorhanden sei, daß das liebe Publikum, ohne dessen aktive Teilnahme doch nun einmal keine Bahn blühen kann, durch zwei derartige Magnete nicht schließlich übersättigt würde, waren allerdings nahe liegende Bedenken. In den ersten Jahren hatte der Verein denn auch mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen: er mußte bald hier, bald dort hospitieren und sein damals oft recht knappes Programm ließ sich häufig nur mit Mühe einhalten. Schnell aber stellte sich ein höchst erfreulicher Umschwung ein und bereits nach einem halben Jahrzehnt stand das neue Unternehmen unter den gutdotierten Bahnen Deutschlands fast obenan: in den letzten Jahren fanden regelmäßig gegen dreißig Meetings in Charlottenburg statt, die Zahl der einzelnen Rennen reichte dicht an zweihundert heran und gegen tausend Pferde bestritten die Preise. Vor Allem aber: der Besuch der Rennen hatte sich weit über die



hochgespanntesten Erwartungen hinaus gesteigert und man darf in gewisser Beziehung wohl sagen, daß erst die Bahn von Westend den Sport für Berlin wirklich populär gemacht hat.

Woran lag das?

Wenn Hoppegarten das Feld des klassischen Sports, der Flachrennen ist — so sollte in Westend-Charlottenburg vor Allem der Hindernissport seine Pflege finden. Wohl schieben sich auch hier heute bei jedem Meeting einzelne Flachrennen ein, aber das Hauptinteresse konzentriert sich doch stets auf die Jagdrennen, auf die Leistungen unserer Herrenreiter, in erster Linie der kühnen, vortrefflichen Reiter, welche die Armee stellt. Dieser Hindernissport mit seinem frischen, fröhlichen Wagen aber hat die Herzen der Berliner ganz gewonnen. Das Publikum kennt nichts Schöneres, sieht nichts lieber, als ein gut besetztes Feld mit schneidigen Kavallerieoffizieren im Sattel — keine andere Form des Sport steht ihm näher, als solch ein Rennen voll schnell wechselnder Chancen, voll Gefahren und voll Wagemut. Was kümmert die ungeheuere Mehrzahl aller Besucher die hohe Bedeutung des Flachrennens für Zuchtzwecke, was weiß sie von der Thatsache, daß nur durch jene eine Prüfung der Leistungsfähigkeit des Pferdematerials möglich ist? Schließlich gilt dem Durchschnitt überhaupt — mag das auch noch so falsch sein — das Pferd weit weniger, als der Reiter. Bei dem Flachrennen nun tritt die persönliche Leistung des Letzteren äußerlich weit weniger scharf hervor, sie ist dem Laien wenigstens nur in geringerem Maße verständlich, als bei dem aufregenden Kampf im Hindernisrennen.

Wer das Berliner Leben kennen lernen will, darf einen Besuch der Charlottenburger Bahn nicht versäumen. Dort — auf der weiten Fläche zwischen unserem köstlichen Grunewald und der Spree — trifft sich thatsächlich so ziemlich Alles, was in Berlin von sich reden macht: die wirkliche Berliner Gesellschaft und diejenigen Kreise, welche sich gern in gleicher Weise bezeichnen hören, der behäbige Mittelstand und die breitere Schichtung der Bevölkerung. Auf dem Sattelplatz und an der Wage vor Allen die Herren vom Sport mit ihren intimeren Bekannten: selten fehlt hier die elegante Erscheinung des Rittmeisters von Schmidt-Pauli, der bewährtesten Stütze des Herrensports, und die elancierte Gestalt Rittmeisters von Sydow. Neben Rittmeister von Kramsta steht vielleicht Herr von Köller; Lieutenant von Grävenitz plaudert mit den beiden Grafen Dohna und Lieutenant Schüter bespricht mit Herrn von Tepper-Laski eingehend die Chancen des Tages. Vor der ersten Tribüne sammeln sich um einen kleinen Kreis vornehmer Frauen eine Anzahl Offiziere der Potsdamer und Berliner Garde-Regimenter. Unsere Damen aus der hohen Aristokratie waren allezeit rege Verehrerinnen des Sports — wie sie meist ja auch firm im Sattel sind: die Prinzessinnen Fürstenberg und Radziwill, die beiden Gräfinnen Hohenau lassen so leicht keinen Renntag vorübergehen, ohne ihr Interesse durch persönliches Erscheinen zu bekunden. Leider ist




neuester Zeit — seit der Uebersiedelung ihrer Angehörigen nach Wiesbaden — eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unserer Berliner Bahnen ziemlich fremd geworden: Fräulein von Prillwitz, die unermüdliche Freundin des Turf und zugleich wohl eine der besten Reiterinnen des Kontinentes.

Ah — da fällt ja die Flagge des Starters. Gespannt richten sich Aller Augen — bewaffnete und unbewaffnete — auf die Bahn, um Herrn von Reitzenstein, Lieutenant von Suffert, Rittmeister von Heyden-Linden und Herrn Suermondt bei ihrem scharfen Ringen zu verfolgen. Auf den ersten Plätzen spiegelt sich das lebhafte Interesse mehr in den erregten Gesichtern wieder, als es sich in lauten Aeußerungen kundthut, wenn auch bisweilen Freude oder Enttäuschung sich nicht von den gewohnten Formen zurückdämmen lassen wollen. Desto lauter geht es auf dem Fünfzigpfennigplatz zu. Hier haben sich der kleine Handwerker, der Weib und Kind mitbrachte, der Kommis aus der

Vorstadt, der Budiker und der Subalternbeamte ein Rendezvous gegeben — dazwischen glänzen die bunten Uniformen einiger Unteroffiziere und es fehlen auch jene zweideutigen oder unzweideutigen Existenzen nicht, die nun einmal jeder Großstadt eigentümlich sind: der Bauernfänger hat sich in den „Froschenbuchmacher“ verwandelt, der mit einigen Silberlingen in der Tasche klimpernd irgend einen „Dummen“ für eine Wette zu gewinnen trachtet, dabei aber sehr sorgsam nach den wohlbekannten Gesichtern der Herren „von's Kriminal“ ausspäht, denen grade auf dem grünen Rasen schon mancher gute Fang gelang. Die Habitués des letzten Platzes dünken sich übrigens nicht weniger sachverständig, als die Besucher des Sattelplatzes; sie sind freilich stets mehr für den Mann,



als für das Pferd interessiert, aber Jeder von ihnen schwört treu auf seinen Favoriten und wenn die silbergraue Jacke mit der schwarzen Kappe nicht als Erster durchs Ziel geht, dann hat in der Meinung seiner Verehrer vom letzten Platz gewiß nicht Herr von Ravenstein, sondern irgend ein unglücklicher Zufall Schuld.

Das Rennen ist zu Ende. Unter dem Jubel der Zuschauer, von der Musik mit lautem Tusch begrüßt, reitet der Sieger langsam zur Wage zurück, die Menge aber erschöpft sich schon in Voraussagen für die nächste Nummer des Programmes. Der Eine schöpft aus eigenem Urteil dabei, der Andere hat sich von einem guten Freunde — einem Eingeweihten — etwas zuflüstern lassen, der Dritte endlich baut felsenfest auf die „Tips“ des „Sporn“ oder der Sportwelt. Alle aber, die es können . . . oder zu

können glauben, drängt es zum Totalisator, um ihre Ueberzeugung durch ein goldenes Wagnis zu bekräftigen.

Der böse Totalisator!

Ich kann umsoweniger Beruf zum Moralprediger in mir fühlen, als ich selbst so manches liebe Mal der leidigen „Wettmaschine“ meinen Obolus dargebracht habe und es wohl auch in Zukunft nicht lassen werde — und als ich positiv überzeugt bin, daß alle Moralpredigten das Wetten im Allgemeinen und das Wetten beim Rennen im Besonderen nicht aus der Welt schaffen werden. Wenn dem aber so ist, dann muß man dem reellen, in feste Gestalt gebrachten Glücksspiel, wie es unter guter Aufsicht am Totalisator „geübt“ wird, immerhin den Vorzug vor all den zweifelhaften Formen einräumen, die sich sonst grade auf dem grünen Rasen nur zu leicht entwickeln. Zudem ist es — ich bin gern bereit zu sagen: leider! — eine feststehende Thatsache, daß ein großer, gar nicht zu entbehrender Teil der Einkünfte der Rennbahnen auf den Prozenten beruht, welche sie aus dem Totalisatorbetrieb ziehen, man wird also wohl oder übel das „Uebel“ um seiner Vorteile willen auch fernerhin bestehen lassen. Und dann hat man ja jetzt den Zutritt zum Totalisator von solchen Kautelen abhängig gemacht, die niedrigsten Einsätze so erhöht, daß wenigstens die breitere Masse einigermaßen von ihm fern gehalten wird. —



Für den Zuschauer, der Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat, ist das Getriebe am Totalisator jedenfalls stets höchst amüsant. Neben dem reichen Mann, der, ohne eine Miene zu verziehen, seine Einsätze hinwirft, fehlt es nie an zagenden, ängstlichen Gemütern, die ihre Krone zwanzigmal umdrehen, ehe sie sich für „Glückskind“ oder „Fenelon“ entscheiden. Da steht an der Barriere Vater und Mutter, und Mütterchen holt aus dem Portemonnaie ein dem Wirtschaftsgeld abgeknappstes Zwanzigmarkstück und verlangt, Papachen solle es auf „Tepper'n seinen Freiherrn“ setzen, aber nur, wenn dieser sicher gewinnen würde. Und daneben wieder steht der bei keinem Glücksspiel fehlende Mann mit der unfehlbaren Kombination und entwickelt ein kompliziertes System, drei Pferde verschieden hoch zu besetzen, um sich so die höchste Gewinnchance zu sichern. Am spaßigsten — und am traurigsten — erscheint der imitierte Sportsmann. Meist „junger Mann“ in irgend einem Geschäft, trägt er schon im Äußeren eine forcierte Turferscheinung zur Schau: da fehlt weder der großkarrierte Staubmantel, noch der absatzlose Stiefel, weder der umgehängte Krimstecher noch die goldene Peitsche in der Kravatte. Auch wirft Herr Tel-et-tel voller Virtuosität mit allen möglichen Sportsausdrücken um sich; er weiß ganz genau, daß „Newbridge“ nicht



recht „in Kondition“, „Johnny Longteil“ aber „fit“, oder daß das „Geläuf“ heute schlecht und was dergleichen mehr ist. Er schielt frech zu einigen anständigen Frauen hinüber, welche sich in die Nähe des Totalisators gewagt haben, und tauscht noch frechere Blicke mit den in neuesten Frühjahrskostümen vorüberstolzierenden Damen jenes Schlages — hm! — die man überall findet, wo Geld leicht ausgegeben und gewonnen wird. Das schlimmste aber ist: der imitierte Sportsmann spielt selbst leidenschaftlich am Totalisator und er spielt leider nur allzuoft mit dem Gelde aus der ihm anvertrauten Ladenkasse — die Gerichtsverhandlungen können davon erzählen.

Der Talmi-Sportsmann ist auch, wenn es seine Zeit erlaubt, ein wenig Sonntagsreiter. Es giebt heute in unserer guten Stadt Berlin eine ganze Anzahl Institute, die für ziemlich teueres Geld mehr oder minder gute Pferde verleihen — meist gutmütige Tiere, die nur dann ihren eigenen Willen zeigen, wenn sie wirklich, was häufig genug vorkommt, verständiger denken, als der ihnen aufoktroyierte Reitersmann. Wohl jedes dieser Etablissements leistet sich auch seinen eigenen Stallmeister, der in der zur Anstalt gehörigen Bahn mit unermüdlicher Frische oft recht leidlichen Reitunterricht erteilt und wohl auch die fortgeschritteneren Schüler auf ihren Exkursionen ins Freie begleitet. Ich bin der Letzte, die segensreichen Wirkungen dieser Institute zu verkennen;

sie leisten, was sie unter meist recht erschwerenden Umständen irgend vermögen — der beste Beweis dafür ist, daß gewiß weitaus die Mehrzahl aller jener heute sehr zahlreichen Privatleute, welche sich in Berlin den Luxus eines eigenen Reitpferdes gestatten, in ihren Manegen die erste Ausbildung erhielten, insoweit sie dieselbe nicht etwa dem Einjährigen-Dienst verdanken. Und man kann jetzt denn doch im Tiergarten alltäglich eine ganze Anzahl Reiter sehen, die ganz leidlich im Sattel sitzen und die Zügel mit Ruhe und Anstand zu führen wissen — wenn sie auch das Führen manchmal mit dem Fahren zu verwechseln scheinen.

Eine eigenartige, dominierende Stellung nimmt der Berliner Tattersall — in Besitz einer Aktiengesellschaft — ein, der jüngst seine neue Reitbahn zwischen Louisenstraße und Schiffbauerdamm in solenner Weise eröffnet hat. Aus verhältnismäßig kleinen Anfängen her-



vorgegangen, hat sich das Etablissement in wirklich großartiger Weise entwickelt und erfreut sich fortgesetzt der Gunst der besten Gesellschaft Berlins. Den besten Beweis dafür lieferte gerade die Eröffnung des schönen, überaus geräumigen Neubaues, zu der sich ein glänzender Kreis von Zuschauern und Teilnehmern, vorwiegend aus Damen und Herren der Aristokratie bestehend, eingefunden hatte — Fürst Pleß und General von Rauch, Prinz Albert von Sachsen-Altenburg, Prinz Salm-Horstmar, Graf Frankenberg, Graf Dohna, Graf und Gräfin Hohenau, Herr Major von Plüskow vom Hofmarschallamt, Leutnant von Grävenitz und andere mehr. Die ganzen Einrichtungen des Berliner Tattersall sind wahrhaft mustergültig und sie werden allmälig gewiß, direkt und mittelbar, auf das „Berlin zu Pferde" in günstiger Weise einwirken. —

Dies „Berlin zu Pferde" interessiert sich neuerdings ganz gewaltig für das Trab-

rennen, und diese Thatsache kann man nur mit großer Freude begrüßen, da der Trabersport zweifellos auf die Ausgestaltung des privaten Fuhrwesens unserer guten Reichshauptstadt einen langsamen, aber segensreichen Einfluß ausübt. Das aber thut entschieden not, bitter not! Selbst dem oberflächlichsten Beobachter kann es nicht entgehen, daß unser Berliner Privatfuhrwesen im Allgemeinen nicht auf der Höhe steht, auf der es sich in anderen Weltstädten befindet. Ich bitte herzlich, zürnen Sie mir nicht, verehrte Besitzer eines Koupees mit den dazu gehörigen vier oder acht Pferdebeinen, deuten Sie mir ein offenes Wort nicht übel, sondern schauen Sie sich auf Ihrer nächsten Reise einmal Pferde und Wagen in Wien, Pest, Paris, Petersburg, London mit aufmerksamerem Auge an, denn bisher, und dann urteilen Sie selbst! Wenn Sie in Berlin die Equipagen des königlichen Marstalls, einiger Mitglieder der Aristokratie und einiger weniger, sehr weniger Kaufherren ausnehmen, ist von wirklich eleganten und gut zusammengestellten Gespannen wenig zu sehen. Es mag ja in den letzten beiden Jahrzehnten auch nach dieser Richtung hin ein klein wenig besser geworden sein, weil die Zahl der reichen Leute sich vermehrt hat; der Fortschritt im Fuhrwesen steht aber nicht annähernd im Verhältnis zu dem wachsenden Wohlstand, mit dem das Verständnis und das Interesse für ein eigenes, flottes, gut aussehendes Gespann leider selten im gleichen Maße zunimmt. Schließlich ist es eben nicht nur damit abgethan, daß man sich von Neuß oder Kühlstein einen eleganten Wagen und von einem gut renommierten Pferdehändler ein paar stattliche Tiere kauft; eine eigene Equipage will auch in Stand gehalten sein und dazu gehört nicht allein Geld, sondern auch die nötige Aufmerksamkeit auf den Herrn Kutscher, der erfahrungsmäßig nur allzugern den Herrn spielt, das heißt sich und seine Pflichten vernachlässigt.

Es ist aber nicht meine Sache, hier von den Wagen, und was darum und daran hängt, zu plaudern — ich habe mich mit den Pferden zu beschäftigen und da kann ich leider nur sagen: es ist bedauerlich, welche alten, krummbeinigen, schlechtgehaltenen Krampen man in Berlin oft vor den Equipagen von Leuten sieht, die ihre Million wiegen. Und noch bedauerlicher ist es, daß diese Herrschaften es gar nicht ahnen, welch trauriges Bild ihre Wagenpferde abgeben — sie wissen nicht, wie ein edelgezogenes, brauchbares Wagenpferd aussehen soll. Diese Kenntnis zu wecken, ist eigene Anschauung das beste Mittel und sie wird unzweifelhaft durch das Interesse an dem Trabersport mächtig gefördert, wie dieser andererseits für die Hebung der Landespferdezucht von der höchsten Bedeutung ist.

Irre ich nicht, so war es im Jahre 1878, daß in Berlin der Berliner Traberklub „zur Förderung der Pferdezucht, zur Hebung der Fahrkunst und des privaten und öffentlichen Fuhrwesens" gegründet wurde, unter dessen Aegide bald darauf die ersten Trabrennen zu Weißensee abgehalten wurden. Die neue Sache ließ sich zunächst nicht sonderlich gut an — heute, nachdem die Irrungen und Wirrungen jener Zeit über-

standen sind, darf man wohl ruhig davon sprechen. Die junge Bahn galt als ein Tummelplatz wüsten Spieles und es kam dort bisweilen zu höchst unerquicklichen Szenen; selten nur verirrte sich ein Mitglied der ersten Berliner Gesellschaft nach Weißensee und wenn ein Sportsmann von Ruf draußen erschien, dann war es lediglich die Neugier, die ihn hinausgetrieben hatte. Daß der Schlächter- und Pferdehändlersport, wie man wohl spöttelnd sagte, irgend welche ernste Bedeutung haben könne, leuchtete Niemandem recht ein: die ganze Sache galt als eine Volksbelustigung, zog etwa einen Strang mit Sternecker oder der Bockbrauerei, und wenn man die Zeitungsberichte über die Rennen las, lachte man oder zuckte die Achseln — je nachdem!

Aber es kam bald anders und besser. Die Bahn hob sich sichtbar, nach kurzer Frist verfügten die Mitglieder des Traberklubs über eine ganz stattliche Anzahl guter



Traber, meist russischer Herkunft, die Rennpreise gewannen an Rundung, man begann auch außerhalb des engen Kreises der bisher Interessierten sich um eine Richtung des Sports zu bekümmern, die, wie man staunend vernahm, in Rußland, ganz besonders aber in Nordamerika, einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen hatte. Nicht lange, und man begriff, welche Bedeutung das Trabrennen für die Zucht des edlen Halbbluts haben müsse — was waren das nicht für Records, welche die amerikanischen Trotters erzielten? Wer hätte es für möglich gehalten, daß diese Flieger die besten Orlows spielend schlugen, daß schließlich ein amerikanisches Pferd von Berlin aus sich den höchsten Preis beim Moskauer Trabrennen holte?!

Heute besitzt die Reichshauptstadt nicht nur die Trabrennbahn zu Weißensee, sondern es ist 1889 unter der Leitung einer Anzahl bekannter Sportfreunde und, was bezeichnend ist, unter engerem Anschluß an den Unionklub, bei Westend-Charlottenburg, in der Nähe der Bahn des Vereins für Hindernisrennen, noch eine zweite Traberbahn



entstanden. Ganz nach bewährtem amerikanischen Vorbild nicht mit Rasengeläuf, sondern in der Art einer weichen Chaussee hergestellt, entspricht dieselbe allen Anforderungen der Neuzeit und hat bereits in der kurzen Zeit ihres Bestehens wesentlich dazu beigetragen, das Interesse der guten Gesellschaft an den Trabrennen zu heben und zu beleben. Wenn nicht alles täuscht, ist mit ihrer Begründung für den Berliner Trabersport eine neue Aera hereingebrochen. Losgelöst von nicht immer ganz sauberen Spekulationszielen, soll derselbe sich völlig in den Dienst der Landespferdezucht stellen und gerade, während wir diese Zeilen schreiben, ist nach dieser Richtung hin ein wichtiger Schritt geschehen: die Enquetekommission der größeren deutschen Trabrennvereine, bestehend aus den Herren Major Graf Bismarck, Ph. Mosino und A. Prince-Smith, hat über die züchterische Ausgestaltung der Rennen und im Anschluß daran über die Gründung eines Zentral-Trabergestüts entscheidende Beschlüsse gefaßt, welche bereits von den beiden Berliner Trab-Rennvereinen angenommen wurden.

Ein Trab-Renntag zu Westend ist ein kleines Ereignis für das große Berlin. Die breite Chaussee vom Brandenburger Thor nach Charlottenburg ist bedeckt von ungezählten Tausenden, die hinauspilgern, um die Polly im Sulky zu sehen — der Kleinbürger und Handwerker, mit seiner ganzen Familie womöglich, der Droschkenkutscher und der Budiker wandern selbander die schattige Allee entlang. Die Pferdebahn ist überfüllt und auf der Chaussee reiht sich Wagen an Wagen — der leichte Dogcart des Börsianers folgt dem schweren Landauer des behäbigen Fabrikanten und das Koupee, welches in seinem Innern die reizende Naive eines unserer Theater neidisch



verbirgt, dem flotten Americain des Schlächtermeisters aus der Frankfurter Straße. Dann schießt plötzlich der hübsche Juckerzug eines Kavallerieoffiziers vorüber oder ein sorgfältig eingefahrenes Tandemgespann sucht sich seinen Weg durch die langsam dahin kriechenden Droschken. Im Großen und Ganzen überwiegen die letzteren — das Trabrennen ist ja immer noch, obgleich sich das Interesse der Aristokratie und besonders unserer Offiziere an ihm sichtlich steigert, in erster Linie ein bürgerlicher Sport.

Das tritt auch draußen, wenn man die Zuschauer mustert, klar hervor. Im Allgemeinen fehlen heute noch — aber es wird sich das gewiß bald ändern! — die Damen unserer ersten Gesellschaft, während sich deren männliche Mitglieder meist schon recht zahlreich einfinden. Der gut situierte Mittelstand prävaliert auf den ersten Plätzen, während auf dem billigsten Platz die Mischung annähernd dieselbe ist, wie etwa auf der Bahn des Vereins für Hindernisrennen. Vielleicht interessieren sich aber doch noch breitere Kreise für das Trabrennen, als für die Hindernisbahn; wer in Berlin nur irgend eine Beziehung zu irgend einem Fuhrwerk hat — oder haben möchte, der macht sich gewiß ein oder einige Male im Jahre einen Nachmittag frei und sucht Weißensee oder Westend auf. Jeder ehemalige Kavallerist oder Trainsoldat, jeder Droschkenkutscher oder Omnibusmann, jeder selbständige Fuhrherr, und wenn er auch nur eine Sandkarre sein nennt, jeder Schlächterbursche und jeder Führer eines Brod- oder Bierwagens will wenigstens einmal seinem „Beruf" hier gewissermaßen seine Huldigungen dargebracht haben. —

Bis nahe an die Grenzen der Westender Bahn, der jüngsten und populärsten Tummelstätte des Berliner Sports, streifen bisweilen die Teilnehmer des ältesten und exklusivsten — die Teilnehmer an den königlichen Parforcejagden. Die Glanzzeit der letzteren ist, so scheint es, vorbei; nur wenige von uns haben wohl Prinz Karl oder gar Kaiser Wilhelm I. an der Spitze der Rothröcke gesehen und jene Hubertustage miterlebt, an denen ein gut Theil des alten Berlin nach dem Grunewald hinauspilgerte, um, wenn möglich, beim Hallali zugegen zu sein. Dem neuen Berlin mangelt das Verständnis und das Interesse für das fröhliche Querfeldein, es kennt die Parforcejagden fast nur noch aus den Zeitungsnotizen — es ahnt auch nichts davon, wie sehr die Jagd hinter den Hunden das reiterliche Element in unseren Offizierkorps immer aufs Neue weckt und stärkt. —

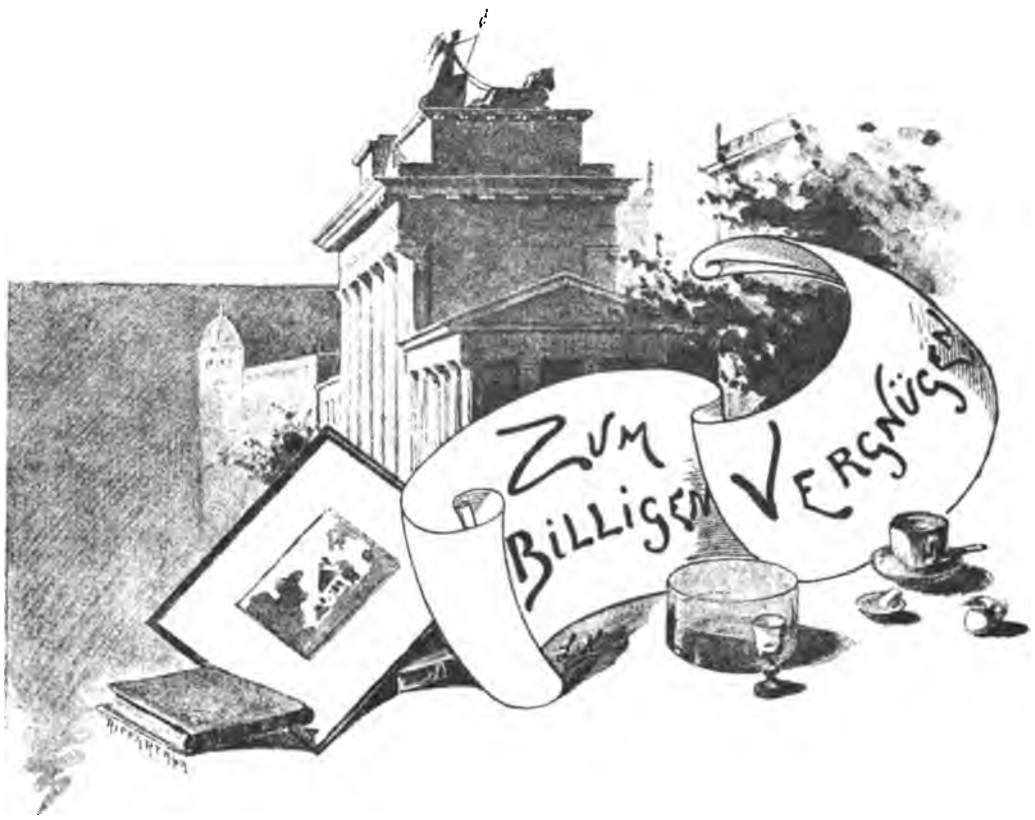
In bunter Reihe haben wir Bilder aus dem Berliner Sport an uns vorüber ziehen lassen, wir haben sein allmäliges Wachsen und seine Ausgestaltung verfolgt und uns seines Gedeihens erfreut. Was wird die Zukunft bringen?

Ja, wer in die Zukunft schauen könnte! Der Sport verlangt ein frisches, frohes Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte, er bedarf der freien Entwickelung, bedarf des kühnen Wagemutes — er muß sich auch einmal über die Schranken der nüchternen Alltäglichkeit hinwegsetzen können.

Wird dafür Raum in der Zeit sein, der wir entgegengehen? Wird man der hohen Ziele nicht vergessen, der ernsteren Aufgaben, welche der Sport — weit hinaus über das vorübergehende Vergnügen, das er darbietet — zu erfüllen hat?

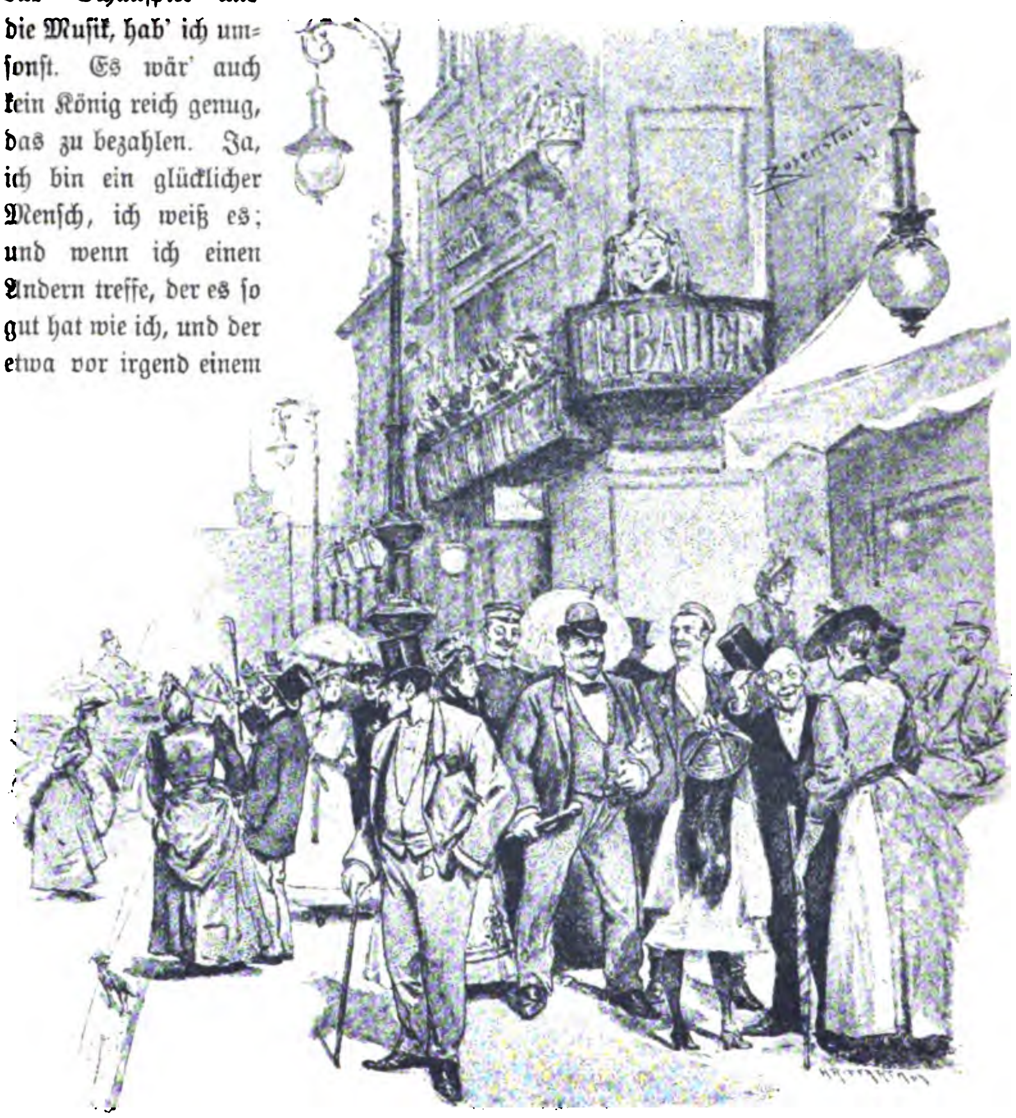
Vorerst gehen wir gerade in Berlin gewiß noch einer Periode gedeihlicher Entwickelung entgegen. Täuscht nicht Alles, so beginnt grade jetzt erst der Samen aufzugehen, der in einer oft an Enttäuschungen reichen Arbeit von Jahrzehnten ausgestreut worden ist. Wir aber können nur hoffen und wünschen, daß der so oft zitierte „Flügelschlag der neuen Zeit“ nicht störend und hemmend, nicht vernichtend sondern im Gegentheil erhaltend und fördernd in das mühevolle Werk und seine Wirkungen eingreifen möge.

Hanns von Spielberg



Man sagt, daß das Berliner Pflaster ein teures Pflaster sei. Das ist wahr und nicht wahr. Denn nirgends macht das, was man Pflastertreten nennt, so viel Vergnügen und nirgends ist dieses Vergnügen so billig, wie hier in Berlin. Wenn ich meine paar Groschen und meine Zigarren in der Tasche, meinen Stock oder Regenschirm in der Hand habe, dann bin ich der glücklichste Mensch von der Welt, mit einem Gefühl in der Brust, als ob ganz Berlin zu meiner Verfügung wäre. Das ist es denn auch in Wirklichkeit; ich kann mich wenden, wohin ich will — in zehn Minuten durch das schönste Thor, das irgend eine Stadt besitzt, meinen Einzug halten, in abermals zehn Minuten vor des Kaisers Schloß stehen, unterwegs die ganzen Linden mit in den Kauf nehmen und das alles kostet noch nicht einmal einen Pfennig. Und ich kann noch viel mehr für diesen Preis haben. Hunderte von Menschen begegnen mir, tausende von Menschen — ich kann sie gar nicht zählen — immer und immer, an jeder Ecke, jeder Biegung der Straße, neue — die meisten sehr eilig, sie drängen sich, sie stoßen sich — und das ist es gerade, was mein Plaisir erhöht. Denn ich habe Zeit, mir kommt es nicht darauf an, ich kann warten und stehen bleiben und sie mir ansehen — diesen langen Zug, der kein Ende nimmt, in dem Jeder dieselbe Straße geht und Jeder ein andres Ziel verfolgt, jeder dieselbe Richtung hält und jeder an etwas andres denkt — freudige Gesichter, traurige Gesichter, Gesichter, die mir nichts sagen, und solche, die mir den Anfang oder Schluß eines Romans erzählen, — hübsche junge Mädchen in flatternden Kleidern, lustig wie die Vöglein, und forsche junge Männer, die noch im

dichten Gewühl Platz finden, den Arm nach der neuesten Mode zu halten — Bruder Studio mit einer wunderbaren Mütze, deren kleiner Schirm kaum den Rand seiner gedankenvollen Stirn verbirgt, schmucke Leutnants mit keinem Stäubchen auf dem Rocke und alte Graubärte, die Brust bedeckt mit Orden — ernste Männer, die still vor sich hin rechnen, indem sie des Weges gehen, fidele Schusterjungen, die mit einem Paar Stiefeln schlenkern und dabei pfeifen, daß es Einem durch Mark und Bein gellt, dicke Matronen, die hinter dem Omnibuskutscher herschreien — und diese unaufhörliche Folge von Szenen begleitet vom unaufhörlichen Lärm der Straße, dem Rollen der Räder, dem Stampfen der Pferde, dem Geklingel der Wagen — jede einzelme Stimme mißtönig und das Ganze doch eine gewaltige, brausende Polyphonie — und Beides, das Schauspiel und die Musik, hab' ich umsonst. Es wär' auch kein König reich genug, das zu bezahlen. Ja, ich bin ein glücklicher Mensch, ich weiß es; und wenn ich einen Andern treffe, der es so gut hat wie ich, und der etwa vor irgend einem



schönen Laden steht, so stell' ich mich zu ihm und es dauert auch nicht lang, so kommt ein Dritter und Vierter und zusammen betrachten wir uns die herrlichen Sachen, die hinter den hohen Glasscheiben zur Schau gestellt sind. Wenn ich meiner Neigung folgen wollte, so würd' ich meistens vor den Delikateßwarenhandlungen Halt machen, wo die schönen roten Hummern und die Gänseleberpasteten ausliegen und die verschiedensten Käse lieblich durch die Fenster duften. Aber der Mensch muß nicht einseitig sein, auch in seinen Vergnügungen nicht; und da ich nach dem Preis nicht frage, so gilt es mir gleich, ob es ein Juwelierladen ist, in dem die kostbarsten Geschmeide blitzen, die Diamantspangen und Perlendiademe, oder ein Luxuswarengeschäft mit gemalten Fächern, Elfenbeinschnitzereien und Garnituren von cuivre poli — oder meinetwegen auch eine Kunsthandlung mit einem neuen Seestrand und Sonnenuntergang oder die Königliche Porzellanmanufaktur mit den prachtvollen Vasen und Majolikaschalen. Nur vor den Modemagazinen mit den verführerischen Stoffen von Sammet und von Seide habe ich Angst, ich muß dann immer an meine Frau und meine Tochter denken; und wo ich daher einen goldbetreßten Portier stehen und elegante Damen aus- oder einsteigen sehe, da mach' ich, daß ich weiterkomme. Das ist dann wiederum ein Vergnügen für mich, wenn ich es so schlau eingerichtet, vorbeizukommen, ohne daß eine Rechnung mir nachfolgt; und kurz und gut, ich mag es anstellen, wie ich will, ich finde nicht, daß es so besonders teuer ist, sich in Berlin zu amüsieren.

Wenn etwas draufgehen soll, so muß ich mich schon aus Berlin heraus und aufs Land begeben. Das ist nämlich mein Hauptvergnügen. Unerschwinglich ist es darum nicht. Aber unerschöpflich. Denn zwei Meilen in der Runde, rings um Berlin, Nord, Ost, Süd und West, gehört alles mir, Wald und Wiese, Hügel und Wasser. Man verstehe mich recht: was ich da mein genannt habe, jedes einzelne Ding darin, Baum, Busch und Strauch und jeder Zoll Erde gehört freilich irgend Einem, der nicht ich bin — aber der Anblick des Ganzen gehört mir: die Landschaft! Und man denke darum nicht geringer von meiner Besitzung, weil der Wald eitel Kieferholz, die Hügel nichts als Sand und die Wiesen meistentheils Haide sind. Solch ein Kieferforst — es ist ja wahr, man muß sich erst daran gewöhnen, an die weichen, staubigen Wege, die noch obendrein oft mit altem Einwickelpapier bestreut sind, an das krause Zeug von allerlei Gewächs, das nicht recht grün, und an den Schatten, der dünn wie Spinnweb ist — aber wenn man erst tiefer eingedrungen, wie herrlich stehen die Stämme dann, bis oben hinauf mit Sonnenlicht gesprenkelt, und wie majestätisch wölbt die Krone sich über diesen Bäumen, die keine Blätter haben und wie die Palmen des Nordens sind. Der Zauber des Waldes wirkt auch hier ernst und feierlich, bis die Berliner kommen und ihn mit ihrem Jubel erfüllen. Aber noch andre Laute dringen durch die Stille — fern der Pfiff der Eisenbahn, die diese Gebiete nach allen Richtungen durchzieht; das schwere Schleifen von Steinkarren, die sich mühsam durch den Sand arbeiten, oder der Schall von Hämmern, der durch



eine Lichtung klingt. Dort wird eine Villa gebaut. Maurer mit der Kelle stehen auf den Gerüsten, zwischen denen das Backsteinmassiv mit Turm und Erker in die Höhe wächst. Denn wenn der Berliner in den Wald kommt, wird er romantisch. Straßen werden planiert, die vorläufig noch nichts haben als die Namen — aber schöne Namen, geheimnisvolle Namen, Namen, bei denen man sich etwas denken kann; und nicht lange, so schimmert aus dem Baumdunkel Villa neben Villa, wo grauer Moorboden war, sind freundliche Gärten, in denen Nelken und Reseda blühen, wilder Wein und Epheu ranken um das Portal und zwischen den alten Kiefern spannt sich eine Hängematte, die sehnsüchtig der Bajadere harrt. Solche Wunder hat der Wald von Berlin und sie zu betrachten, zu verfolgen in ihrem Weiterschreiten und Vorwärtsdringen, bis sie unsre Riesenstadt wie mit einem lieblichen Kranz umgeben — das ist mein Vergnügen und eins, das ich für zwanzig Pfennig habe, wenn ich mir die Straßenbahn oder den Tramway nehme. Jedes dieser hübschen, zierlichen Häuser, so weit Stadtbahn und Ringbahn gehen, seh' ich mir an und ich freue mich über jedes neue, das hinzukommt. Zwischen ihnen und über sie hinaus giebt es auch noch Waldeinsamkeiten, in denen nur der Specht hämmert und klopft, und der Kuckuck die Stunden ruft. Noch weiter, bei der Woltersdorfer Schleuse, sind die Sandberge, die ich so gern besteige, weil ich, wie bei keinem andren Berge der Welt (außer vielleicht dem Kreuzberg), immer das Vergnügen habe, zwei Schritt hinunterzurutschen, wenn ich einen hinaufgehe. Doch oben angelangt, welch' ein Blick über das Waldrevier und vor allem über das Wasser. Denn das Wasser, das ist die Schönheit unsrer Landschaft, und gegen die Havel bei Pichelswerder, die Seen im Grunewald und die Spree bei Treptow wird kein Mensch etwas sagen. Ich liebe Treptow besonders, wenn die sinkende Sonne die Segel der vorübergleitenden Kähne mit Purpur färbt und das Dampfschiff mit glühender Rauchwolke dahinzieht, wenn

zahllose schlanke Boote den leuchtenden Spiegel des Flusses durchkreuzen, wenn unter dichtem Gebüsch die Liebesinsel dämmert und gegenüber an der Landzunge der spitze Turm von Stralau funkelt. Dies alles genieß' ich für fünfundzwanzig Pfennig und bekomme noch eine große Tasse Kaffee dazu.

Wenn ich aber die Haide sehen will — und das ist der Tag, wo mir's auf eine Kleinigkeit mehr nicht ankommt — dann mach' ich mich auf den Weg nach Tempelhof. Denn was die Haide ist, das wissen doch nur die Berliner und nur sie wissen sie zu schätzen. Eine halbe Stunde lang muß ich durch Straßen marschieren — Straßen, die gar nicht abzusehen sind. Sobald ich jedoch bis zum oberen Teile der Belle-Alliance-



straße gelangt bin und die Steigung des Bodens unter den Füßen fühle, weht es mich an wie Bergluft, die den Fuß beflügelt; und nun, zwischen den Anhöhen des Bocks und des Kreuzberges ins Freie hinausgetreten, liegt das Tempelhofer Feld vor mir und ein unbegrenzter Horizont umgiebt mich. Kein Wandersmann kann froher dahinschreiten als ich, und jeder, der mir begegnet, ist mein guter Freund — Landleute, die nach ihren Dörfern gehen, Chausseearbeiter, die Steine fahren, Schulkinder mit ihrem Lehrer voran, und wer es sonst noch sein mag. Über die weite Haide streicht der Wind, Melodien singend, die mich an vergangene Zeiten erinnern — kein Baum, kein Strauch, nichts hindert ihn — nichts ist zu sehen, als die grünlich schimmernde Fläche, nichts zu hören, als der Wind und die Lerche. Die Nachmittagssonne brennt wohl ein wenig herab; aber wer über Land geht, darf sich vor der lieben Sonne nicht fürchten, und um so willkommener ist der Schatten, wenn wir den steinernen Bogen erreicht haben, über welchen der Südring der Verbindungsbahn führt. Hier endlich winkt Kühlung und hier beginnt das Dörflein Tempelhof, ein gar trautes, gastliches Nest, wie jedermann weiß.

Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
Hier können Familien Kaffee kochen —

so steht es an einer der vordersten Wirtschaften geschrieben. Aber mein Lokal liegt weiter hinauf, an der Lindenallee, die so süß duftet im Frühling, so köstlichen Schatten spendet im Sommer und selbst im Herbste noch so schön ist, wenn die Blätter anfangen zu fallen und das Mariengarn in der blauen Luft flattert. Wenn ich hier herauskomme, dann brauch' ich für gute Wegzehrung nicht zu sorgen. Denn der Kellner, der diese Linden nun schon viele Jahre hat blühen sehen, der kennt mich; und er kennt auch meinen Lieblingsplatz, von welchem aus ich durch die offene Thür nach dem Wirtschaftshof sehen und einen Blick auf das ländliche Treiben in den Stallungen und am Brunnen werfen kann. Dahin bringt er mir mein Vesperbrod, das ich mit keinem von allen Leckerbissen auf eines reichen Mannes Tafel vertauschen möchte; und wenn ich dann so dasitze mit meiner Weißen und meinem Kümmel und an den andern Tischen um mich herum andre vergnügte Leute sitzen sehe, dann sag' ich mir: es giebt doch viele Freuden auf dieser Welt, die für wenig Geld zu haben sind — und vielleicht sind es die besten!

Dr. Julius Rodenberg





Zu den fesselndsten Seiten Berlins gehört sein rast- und ruheloses Straßenleben, in welchem sich am wirkungsvollsten die Größe und der Glanz, aber auch die Armut und das Elend der modernen Weltstadt widerspiegeln. Von früh bis spät fluten die Menschenwogen durch die Straßen und über die Plätze, vorüber an den steinernen Häusermauern, von einer Richtung zur anderen; eine nervöse Unruhe, eine gegenseitig fortreißende Hast scheint diese langen, schwarzen, durcheinander wirrenden Linien erfaßt zu haben, die Sucht nach Erwerb, die Jagd nach dem Glück, das Ringen um die Befreiung täglicher Sorge durchzuckt sie immer von neuem und stumpft sie ab gegen die Mühen, die Anstrengungen, die Leiden und Schmerzen der Mitmenschen, welche gleichen Zielen zustreben.

Nirgends berühren sich die Gegensätze so grell, so unvermittelt, wie hier im Tosen des öffentlichen Weltstadtlebens, nirgends prallen Ueberfluß und Mangel, Glück und Unglück so dicht, so scharf aufeinander, wie hier inmitten des wildbewegten Lärmens, des nimmermüden Trubels, der dem Berliner unentbehrlich erscheint und der den Fremden ermüdet und verwirrt. Verdeckt auf der einen Seite dieses stete nervöse Hin und Her der Millionenbevölkerung so Manches, was nirgends anderswo sich an das Tageslicht wagen würde, können hierbei Viele ihre trüben Kreise ziehen, bis sie doch schließlich in die Hände der Polizei fallen und sich die Thore des Gefängnisses oder Zuchthauses hinter ihnen schließen, so ermöglicht andererseits gerade wieder dieses sich inmitten des Häusermeeres täglich in neuer Mannigfaltigkeit abspielende öffentliche Treiben mit seinen zahllosen Bedürfnissen und seiner Fülle an Arbeit Tausenden und Abertausenden ein ehrenhaftes Fortkommen, welches ihnen an einem anderen Orte vielleicht gänzlich abgeschnitten wäre. Ferner aber können Viele unerkannt und unbekannt in diesem Menschenstrudel einen Beruf ergreifen, der ihrer Erziehung, ihrer Bildung und Vergangenheit nicht angepaßt ist, der ihnen aber ein bescheidenes Leben gestattet und sie vor jähem

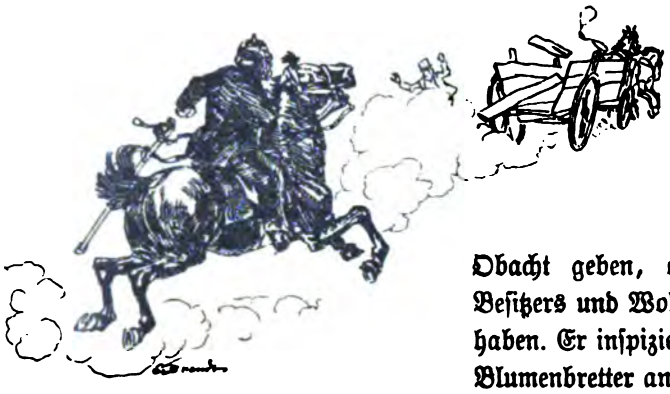


Fall, vor Erniedrigung und Verachtung bewahrt: Niemand kennt sie in Berlin, Niemand kümmert sich um sie, sie verrichten ihre Arbeit und erhalten ihren Lohn, sie brauchen nicht aus falscher Scham auf der Straße die Augen niederzuschlagen und brauchen nicht zu fürchten, daß sie mit Genossen aus einstigen besseren Tagen zusammenkommen; führt dies aber doch einmal der Zufall herbei, so hat sie im nächsten Augenblick schon eine Menschenwoge weit von dannen getragen und es bedürfte eifriger Nachforschungen, um ihre Spur zu finden.

Aus dieser tausendfältigen Fülle von Straßenerscheinungen wollen wir in Nachstehendem eine kleinere Zahl herausgreifen, theils weil sie uns aller Orten und Enden begegnen, theils weil sie gerade für Berlin typisch sind oder uns durch ihre Originalität anziehen. Erschöpfend kann diese Skizzierung nicht sein, das verbietet schon der in diesem Fall zur Verfügung stehende Raum, aber auch die nicht zu vermeidenden Wiederholungen würden ermüdend wirken. Wir haben hier auch nur jene Existenzen im Auge, die entweder im Dienst der Straße stehen oder direkt von ihr leben, wozu außerdem noch kommt, daß ganze Kategorien — wir erwähnen hier nur die Kutscher, die Fremden ꝛc. — an anderer Stelle und zwar des Eingehenderen, behandelt werden sollen.



„Das Auge des Gesetzes", wie er oft genannt wird, der Schutzmann, wacht über die Sicherheit, die Ruhe und Ordnung der Straße; in Sturm und Wetter, in Regen und Sonnenschein wandelt er auf und nieder und läßt seine Blicke aufmerksam umherschweifen, um zu sehen, ob sein Einschreiten irgendwo notwendig ist. Hundertfach sind seine Aufgaben und nur sie zu behalten, verlangt schon ein gutes Gedächtnis, denn hier muß er einen Betrunkenen zur Wache bringen, dort eine hülflose Matrone über den verkehrsreichen Damm führen, da einem Fremden Auskunft geben, dann wieder muß er auf die Wagen

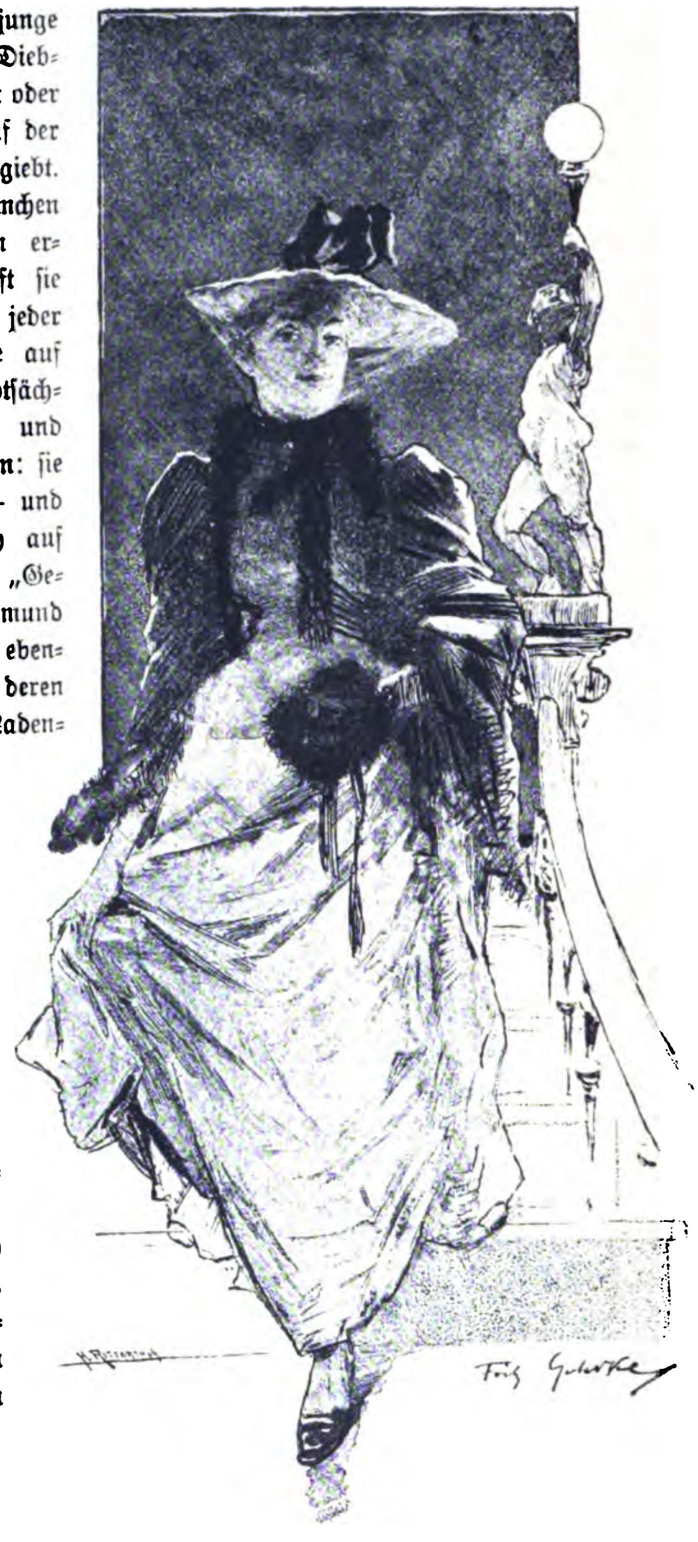


Obacht geben, ob sie auch eine Tafel mit dem Namen des Besitzers und Wohnortes sowie abends die vorgeschriebene Laterne haben. Er inspiziert die Ladenauslagen und die Firmenschilder, die Blumenbretter an den Fenstern und die Perrons der Pferdebahnen; entsteht ein Tumult, so eilt er herbei und sucht Frieden zu stiften, bricht Feuer aus, so sperrt er die Zugänge zum Brandheerd ab. Viel angefeindet und leider nur wenig vom Publikum in Erfüllung seiner Dienstpflichten unterstützt, atmen doch Alle im Notfalle erleichtert auf, wenn die blanke Pickelhaube und die blaue Uniform sichtbar werden. „Da kommt ja der Schutzmann!“ in dem Ruf liegt oft viel, vor allem: na, nun ist die Hülfe da, nun wird's ja gleich anders werden! — Etwas besser wie der Schutzmann zu Fuß hat es schon sein Kollege zu Pferde, der hauptsächlich auf Plätzen und an belebten Straßenübergängen hält, umflutet von dem Getose der Weltstadt und doch oft dabei bewegungslos wie Don Juans steinerner Gast. Roß und Reiter scheinen eins zu sein — plötzlich ein kurzer Schenkeldruck, gar noch ein Ansetzen des Sporns, und dahin saust er wie die wilde Jagd, denn die Pferde eines Wagens sind scheu geworden und rasen unheilbringend die menschenvolle Straße entlang. Da muß dann der berittene Schutzmann eingreifen, manches Mal mit Aufopferung seines Lebens.



Zu den Schutzleuten in Uniform gesellen sich die „in Civil“, die Geheimpolizisten, die in den verschiedentlichsten Verkleidungen Berlin durchstreifen und auf Jene ein Auge haben, welche gern die Nähe der Pickelhauben vermeiden. Die Genossenschaft der Bauernfänger scheint ja im Aussterben begriffen zu sein, obgleich man zuweilen noch von irgend einer gelungenen Schwindelei, an einem vertrauensseligen Provinzialen verübt, hört und liest; desto bessere Geschäfte machen die Taschendiebe, die zumeist paarweise operieren, indem die gestohlenen Sachen sofort dem Helfershelfer übergeben werden;

häufig ist letzterer eine elegante junge Dame, die, will man sie des Diebstahls überführen, in Ohnmacht oder auch in Krämpfe fällt, worauf der gewiegte Polizist freilich wenig giebt. Zu welcher Zunft diese Dämchen gehören, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, man trifft sie ja, hochmodern gekleidet, zu jeder Tages- und auch Nachtstunde auf den Straßen, welche ihr hauptsächlichstes Operationsfeld bilden und eine Erklärung der Worte bieten: sie säen nicht, sie ernten nicht, — und sie erhalten sich doch! Auch auf diese Demimonde geben die „Geheimen", wie sie der Volksmund kurzweg nennt, scharf Obacht, ebenso auf jene Langfinger, deren Spezialität im Stehlen der Ladenauslagen und Schaufensterkästen besteht, welche Diebstähle meist mit verblüffender Frechheit vorgenommen werden, so kürzlich, wo ein Mann mit einem saftigen Schinken in einen Schlächterladen trat und die Verkäuferin bat, denselben zu wiegen, er hätte ihn in der Nachbarschaft gekauft und glaube mit dem Gewicht betrogen worden zu sein; natürlich war die „kalte Mamsell" dazu bereit und packte auch noch bereitwillig den Schinken ein, der, wie sich bald darauf herausstellte, von dem vor dem Laden angebrachten Haken



gemaust worden war. Andere Spitzbuben wieder beschäftigen sich in unliebsamer Weise mit den auf der Straße haltenden und von den Kutschern auf wenige Sekunden verlassenen Rollwagen, von denen sie ein Kolli herunternehmen und es eifrigst davontragen, sodaß die Unbeteiligten glauben, der thätige Lastträger gehöre zu dem Fuhrwerk; um diese Diebstähle, die einige Zeit hindurch überhandnahmen, zu verhindern, sind jetzt den Rollwagen sogenannte „Rollmöpse" beigegeben worden, kleine Jungen, welche in Abwesenheit der Rollkutscher auf die Packstücke aufpassen.

Den Sicherheitswachdienst während der Nacht üben die Nachtwächter aus, die sich, in dunkle Uniformen gekleidet, um die zehnte Abendstunde einstellen, nachdem sie den Tag über teils gearbeitet, teils „Vorrat" geschlafen haben. Daß diese aufopferungsvollen Beamten nicht Beamte allein sind, sondern sich einen Teil ihres Einkommens neben ihrem schweren Dienst erwerben müssen, ist schon oft und mit Recht gerügt worden und eine Änderung wäre dringend wünschenswert. Bald nachdem die Wächter die Hausthüren verschlossen oder die bereits geschlossenen revidiert haben, stellen sich die Reinigungsmannschaften ein und rücken kolonnenweise die Straßen entlang, jede der kleinen mit Besen, Schippen und Handkarren ausgerüsteten Abteilungen unter dem Befehl eines Oberaufsehers. Einige kurze kommandomäßige Worte, oft gar nur eine Handbewegung, und der Angriff auf das, was den Tag über „die Straße verschlungen", wird eröffnet und stundenlang energisch durchgeführt. Vielen hunderten von Personen gewährt diese schwere Beschäftigung eine sichere Existenz, denn die Armee der Straßenreiniger zählt siebenhundert Häupter, die an $7^1/_2$ Millionen Quadratmeter Straßengebiet zu säubern haben, eine Arbeit, für welche die Stadt jährlich weit über zwei Millionen Mark bezahlt. Und oft genügt diese Summe nicht einmal, hauptsächlich wenn während des Winters die Schneeschipper eine eifrigere Thätigkeit entfalten müssen; leicht kommt dann noch eine halbe Million Mark zur Forträumung der Flocken Frau Holles hinzu. Dafür steht aber auch Berlin im Rufe der saubersten Stadt des Kontinents, und die Fremden äußern immer von neuem ihre Bewunderung über die Adrettigkeit der Reichshauptstadt, von deren Toilette man nie etwas sieht, sondern nur merkt.





Dämmert der Morgen heran, so erscheint das kleine Heer



der Laternenanzünder, welche diesmal jedoch ihren Pfleglingen das Licht auslöschen. An bestimmten Punkten versammeln sie sich mit ihren langen Stangen über den Schultern, werden kurz revidiert, und schießen alsdann strahlenförmig auseinander, schattenhaft an den Häusern entlang huschend und die Gasflammen ausdrehend. Mit ihnen zugleich verschwinden von der Bildfläche die Nachtwächter und Straßenreiniger, dafür klappern jetzt pfeifend und singend, die Frühstückskörbe auf den Schultern oder dem Kopf balanzierend, die Bäckerjungen einher, stets fidel und guter Laune und immer ein Witzwort auf den Lippen, welches oft den neben ihnen entlang hastenden Zeitungsfrauen gilt. Früh, sehr früh müssen sich diese Morgenbotinnen Berlins auf den Weg machen, entweder nach den Zeitungsexpeditionen selbst oder nach den Versandstellen der einzelnen Stadtteile; schnell die noch druckfeuchten Blätter in die Körbe, welche keine Parteiunterschiede kennen, und nun geht's treppauf und treppab, hier die „Post" und da die „Kreuzzeitung" und dort die „Tante Voß" und nebenan der „Börsenkourier" — eine Verwechselung darf nicht vorkommen, denn Jeder will sein auserkorenes Leiborgan zum Kaffee haben und schiebt mißmutig das falsche Blatt bei Seite. Diese Zeitungsfrauen, die im Laufe des Tages auch noch einem anderen Berufe nachgehen müssen, kennen sich fast alle untereinander und sind sich gern gegenseitig gefällig; zum längeren Aussprechen haben sie keine Zeit: „Morjen!" „Morjen!" hallt ihr Gruß hinüber und herüber, und dabei arbeiten die Finger eifrig weiter an dem angefangenen Strickstrumpf, dessen späterer Empfänger oder Empfängerin häufig nebenhertrippelt, um die Mutter in dem schweren Broderwerb zu unterstützen. Arme Kinder, die ihr schon in zartem Alter unter dem Druck der Großstadt leiden müßt; bei Morgengrauen werdet ihr aus euren Träumen gerissen und müßt nun mit durch die Straßen jagen, um dann nachher matt und müde mehrere Stunden in der Schule zu sitzen; oft genug müßt ihr auch nachmittags noch euer Scherflein zum Unterhalt der Familie beitragen und dazwischen setzt es häufig Schelte und Schläge, ein hartes Los, und wer weiß, ob nicht das der Zukunft noch schlimmer ist!

Um die frühe Morgenstunde bricht noch eine andere Kategorie meist bejahrter Frauen von ihren fernen Wohnstätten auf und steuert den Markthallen zu, auf dem



gebeugten Rücken die Kiepe mit dem polizeilichen Schilde daran, welches bezeugt, daß sie als Trägerinnen „konzessioniert“ sind. Oft genug mag es ihnen früher besser ergangen sein und sie mögen nicht gedacht haben, daß sie einst in ihren alten Tagen im ruhelosen Trubel Berlins darauf warten müßten, anderen Damen Fleisch und Gemüse und Blumen und Fische nach Hause zu bringen, aber Mißgeschick und Unglück, wohl auch zuweilen eigenes Verschulden, zwangen sie dazu, sich nach einer wenn auch noch so bescheidenen täglichen Einnahme umzusehen, und nun sind sie froh, wenn sie im Laufe des Tages mehrere Gänge erhalten und spät abends einige Groschen nach ihrer Behausung bringen können. Die Markthallen haben auch einen andern seltsamen Beruf gezeitigt, den der sogenannten „Pferdebändiger“, oft verwegene, die deutlichen Spuren des Nachtquartiers bei Mutter Grün tragende Gestalten, die sich gleichfalls in früher Stunde einstellen, um die Pferde der in langen Reihen anrückenden Fuhrwerke, speziell der Schlächterwagen, zu halten sowie zu füttern und zu tränken, während die Besitzer ihre Waaren abladen und in der Halle thätig sind. Aus einem, höchstens aus zwei Nickeln besteht der Lohn, der in der Tasche kaum warm wird, da er seine schleunigste Verwendung in der nächsten „Destille“ findet.

Je mehr der Morgen vorrückt, desto größere Anforderungen stellt die Straße an die, die von ihr abhängen. Aus den Postämtern treten die Briefträger heraus, die glanzledernen Taschen noch dicht gefüllt, die Zeitungsverkäufer ordnen in ihren hölzernen kleinen Gestellen die Tagesblätter und ersetzen die vergilbten illustrierten Zeitschriften durch neue Nummern, die Jalousien der Läden rollen empor, und zugleich sind auch schon die halb uniformierten Fen-





sterputzer am Werk und stehen hoch oben auf der schmalen, dreieckigen schwankenden Leiter, mit Leder- und Wollenlappen emsig hantierend. Inmitten der Pferdebahngeleise schreitet der in Gassenhauern oft verspottete „Ritzenschieber“ einher und säubert die Schienen von dem Unrat, um ihn wächst mehr und mehr der Verkehr, hauptsächlich in diesen Stunden der des „Kleingewerbes“: Die Verkäufer von Milch, von Gemüse, Obst, von Hering und Kartoffeln, welche ihre Wägelchen oft selbst ziehen oder von Hunden ziehen lassen, dann die Händler mit Korb- und Topfwaaren sowie anderen im Haushalt nötigen Dingen rufen mit langgezogenen Tönen ihre Vorräte aus. Die Scheerenschleifer hämmern auf das an der wandernden Werkstatt befindliche Stückchen Blech los, und hausierende Blumenhändler trotten mit ihren Kiepen, aus denen die mannigfachsten Topfgewächse hervorschauen, dahin; je nach der Jahreszeit ertönt dazwischen auch der Ruf: „Ha — senfelle!“ oder „Flie — genstöcker! Flie — genstöcker!“ und die Blicke dieser Ausrufer wandern wachsam an den Fenstern entlang, ob ihnen hier oder dort nicht zugewinkt wird.



Alle diese „fliegenden“ Geschäftsleute haben ihre bestimmten Stadtteile, ja, auch nur Straßen und Plätze, in denen sie bekannt sind und, oft seit Jahren, ihr „Stamm-Publikum“ besitzen. Sie kennen alle Riekens und Jettens und Minnas und Augusten, wenn nicht beim Vornamen, so doch dem Aussehen nach, sie wissen häufig, bei wem sie dienen, und kennen sogar die „Karaktereigentümlichkeiten“ der Herrschaften; nie sind sie um ein Witzwort, um eine kleine Schmeichelei verlegen, um sich ihre Kundschaft zu erhalten: „Na, Jetteken, Ihre Backen sind ja heute wieder so hübsch rot, det man sich 'n Ziehjarr'n d'ran anstecken

könnte!“ oder: „Ei, ei, Minnaken, Sie haben sich woll heute die Oogen uf 'ne Knoppjabel geputzt, se leuchten ja wie Jlühwürmer!“ — Des Montags früh wird besonders gern geplaudert, denn die Mehrzahl der Küchenfeen ist dann noch müde und hat wenig Lust zum Arbeiten, desto mehr zum Erzählen der Erlebnisse vom Sonntag-Nachmittag und Abend. „Ach, et war himmlisch in de Hasenhaide“, seufzt Emma mit einem mühsam angelernten Augenaufschlag, „det Feuerwerk — ick sage Ihnen: prachtvoll!“ „Na — und Er, ooch prachtvoll?“ — fragt schmunzelnd der Milchfuhrmann. Da wird Emma heftig: „Oh, der! Wissen Se, de Kaiser-Alexander sind zu injebildt, die denken, sie sind mehr wie andere Menschen und thun sich furchtbar uf ihre Uniform 'wat jut! — Schade, det Sie als Milchplantscher keen zweierlei Tuch tragen, Ihnen könnt ick jut sein! Na nu man schnell, ick seh' schon wieder oben die Ollsche winken — oller Drachen, der! — jeben Sie 'n bischen weniger Milch und mehr Sahne, die füll' ick denn vor mir jleich in de Küche ab!“

Zu früher Stunde ist auch schon der „Stadtreisende“ auf den Beinen, damit ihm nicht etwa ein Konkurrent zuvorkommt; sein wachstuchumhülltes Paketchen, in welchem sich die Muster befinden, unter dem Arm, läuft er im Geschwindschritt täglich mehrere



Meilen durch Berlin, stets athemlos, stets aufgeregt, stets devot zu den Kunden oder denen, die es werden sollen, und letztere sind immer in der Mehrzahl. Seine Beredsamkeit ist bewundernswert, nicht minder seine Gelassenheit, wenn ihm die Thür gewiesen wird, — er weiß, er kommt morgen wieder und er wiederholt so oft seinen Besuch, bis ihm der Andere, sei es auch nur, um ihn loszuwerden, etwas abkauft — und dann ist ja sein Zweck erreicht. Zumeist hat er bessere Tage gesehen und eine sichere Stellung gehabt. Leichtsinn, Übermut, Hang zum ungeregelten Leben, sie haben ihn auf diesen Erwerbszweig gedrängt, und er ist froh, wenn er soviel verdient, um seine Schlafstelle zu bezahlen und seinen Hunger zu stillen. Häufig ist er mit stolzen Hoffnungen aus der Provinz nach Berlin gekommen. Oh, es wird ihm rasch gelingen, hier sich Geltung zu verschaffen, er wird schon sein Glück machen und dann die Freunde verspotten, die ihn warnten, die sichere Heimat zu verlassen, und nun, nach den herbsten Enttäuschungen, Entbehrungen und Demütigungen: Stadtreisender der Glanzwichsfabrik A. W. Müller und Sohn, von jeder verkauften oder in Auftrag erhaltenen Büchse Glanzwichse ein Pfennig Provision! Einem Teil dieser Stadtreisenden gelingt es, sich wieder eine festere Position zu erringen, ein Anderer findet Gefallen an dem Umherflanieren und bleibt dabei, der Rest aber sinkt tiefer und tiefer und macht immer häufigere Bekanntschaft mit den Gefängnissen, bis endlich das Zuchthaus sich hinter einem verfehlten Leben schließt. —



Besser häufig, wie die Lage der Stadtreisenden, die doch immer noch



einige Sorgfalt auf ihr Äußeres geben müssen, ist die der „fliegenden Kommerzienräte“, wie sie der Volksmund getauft hat, jener Händler mit Streichholzschachteln, Notizbüchern, Bleistiften, Federhaltern, Hosenträgern, Medaillen, Unterhaltungslektüre und so fort, deren Operationsfeld die Lokale sind; oft ohne ein Wort zu sagen, wandern sie von Tisch zu Tisch und legen ihre Waren aus, oft wieder entwickeln sie eine ungeheure Zungenfertigkeit und beschwatzen mit einem Schwall von Worten die noch Unentschlossenen zum Kauf. In den Wirtshäusern, daneben an anderen Orten, wie in lebhaften Geschäften, Apotheken, Zigarrenhandlungen ꝛc., treffen wir auch auf die „fliegenden Geldwechsler“, die, in unterwürfiger Haltung, einen sichtlich schweren, schmutzig-grauen Geldbeutel in der Hand tragend, größere Geldstücke gegen Nickelmünzen eintauschen. Sie sind überall bekannt und brauchen nicht erst mündlich ihr Anliegen vorzutragen, sie sehen sofort aus den Mienen der Betreffenden, ob sie ein Geschäft machen können, und zählen sogleich ihre „Groschen und Sechser“, denn sie halten noch an der alten Bezeichnung fest, auf. Ihre besten Kunden sind die Kellner, welche stets viel Kleingeld gebrauchen; ihr Verdienst ist ein geringer, er beträgt ungefähr zehn Pfennig auf fünf Mark. Und woher beziehen sie diese Unmassen von Nickelmünzen? Fast immer von den Pferdebahn-Schaffnern, die froh sind, die schwere Last loszuwerden und auch gern noch einen Obolus dafür geben; zu ihren Hauptkunden unter diesen Rothschilds letzter Sorte gehört ein gebrechlicher Blinder, der von seiner Frau und seinen Kindern begleitet wird und der Tag für Tag für etwa 600 Mark Groschen einlöst, sodaß sich sein Profit oft auf zehn bis zwölf Mark am Tage beläuft.

Im Dienst der Restaurationen „mit Damenbedienung“ finden auch jene Leute ihr Brot auf der Straße, welche entweder mit grellen Plakaten den Damm entlang ziehen oder an den verkehrsreichsten Punkten Posto gefaßt haben und den Vorübergehenden kleine bedruckte Stückchen Papier in die Hand drücken:









In unmittelbarer Nachbarschaft jener „Lokalschlepper“ sehen wir fast stets die „Lords vom Mühlendamm“, welche, wenn ein einigermaßen anständig Gekleideter an ihnen vorbeischreitet, ihm verstohlen die Worte zumurmeln: „Alte Kleider?“ Ach, wie oft sind sie schon gefoppt, wie oft mit Wohnungen und Adressen getäuscht worden, welche Grobheiten mußten sie hören, wenn sie sich in einem von einem Passanten absichtlich falsch angegebenen Quartier nach dem „getragenen Winterüberzieher“ oder dem „gestreiften Beinkleide“ erkundigten, wie häufig wurden sie von einem fidelen Bruder Studio durch die halbe Stadt gezogen, bis sie jener am Thorwege warten ließ, „nur einen Moment“, und dann durch einen zweiten Ausgang des Hauses verschwand, — aber all' Das entmutigt sie nicht und in Sonne und Regen, in Schnee und Wind harren sie aus und flüstern mechanisch: „Alte Kleider?“



In ihrer Nähe ist auch immer eine Kategorie anderer katilinarischer Existenzen zu beobachten, welche die „Straßen-Industrieen“ vertreiben, billige Sächelchen, in kolossalen Mengen angefertigt und nur für den Tag berechnet, meist auch nicht länger wie dieser dauernd — Spielereien, wenige Nickel kostend, aber mit desto größerem Redepathos angepriesen: „Hier seh'n die verehrten Herrschaften den Mann, der allein was kann“ — und wupps, marschiert auf dem Asphalt die Blechfigur mit ihrem Kärrchen dahin, oder: „Das hier ist das Neueste, das Allerneueste, staunenswert, großartig, — der Pfeil, der



immer wieder zurückfliegt", und im selben Moment schwirrt auch schon das Dingelchen durch die Luft und könnte einen Droschkengaul zum Durchgehen bringen — notabene, wenn diese Spezies der Vierfüßler zu derartigen kühnen Entschlüssen fähig wäre. Nebenan schnarrt es: „Zweihundert neueste Berliner Witze, pikant, amüsant, interessant!" und nun, alles übertönend, erschallt der Ruf der Unglücksraben: „Neustes, Neustes!" und die halbwüchsigen Burschen stürmen mit ihrer papiernen Last nach allen Richtungen hin, hier und da doch noch Jemanden erhaschend, der ihnen das Extrablatt abkauft und der zu spät sieht, daß er wieder einmal „hereingefallen" ist und den Groschen lieber der alten zusammengekrümmten, armselig gekleideten Frau, welche dort auf den Treppenstufen hockt und mit zitternder Stimme ihre Streichhölzer und Apfelsinen anbietet, hätte geben sollen. Das hätte sie wohl auch nicht gedacht, die runzelige, gelbe Alte, daß sie einst hier den Unbilden der Witterung ausgesetzt und auf die Almosen der Mitleidigen angewiesen sein würde, in jenen Tagen nicht geglaubt, wo sich um ihre jugendlichen Glieder Sammet und Seide schmiegten und sie hell gelacht hätte, wenn ihr einer gesagt, daß diese Zeit auch einst verschwinden würde, so schnell, so jäh, wie der perlende Schaum im Champagnerglase, das sie oft im lebensfrohen Kreise geleert! . . . Von Niemandem beobachtet, nicht einmal mehr von der frommen Traktätchenverteilerin, die sonst Jedem und Jeder ihre zur Buße und Reue auffordernden Schriften in







die Hand drückt, führt sie ein armseliges Dasein und wird eines Morgens tot auf der Straße gefunden, — ein Opfer derselben, die sie einst mit ihrem trügerischen Glanz zum ersten Fehltritt verlockt . . . . .

Lassen wir uns von dem Menschenstrom die Straßen entlang weitertreiben, so begegnen wir noch Vielen, die auf die Portemonnaies der Passanten spekulieren. Da schlendert auf dem Damm der „Ballonmann“ hin und her, an einem Faden einige Dutzend buntfarbiger Gummiballons in der Luft nach sich ziehend; dort hat ein Stiefelputzer seine wenigen Requisiten aufgestellt und harrt derjenigen, die er „verwichsen“ soll. Hier wandelt ein Mann auf und nieder, aus dessen halb zugeknöpftem Rock neugierig zwei allerliebste Möpschen mit ihren schwarzen Nasen herausgucken, während ein kleiner, schneeweißer Affenpintscher im Arm seinen Platz gefunden hat, und dort hören wir die heiseren Stimmen der Blumenverkäufer und Verkäuferinnen: „Frische Veilchen! — Rosen gefällig?“ — „Bitte, Herr Doktor, nehmen Sie doch ein Sträußchen mit,“ und wenn der „Doktor“ nicht verfängt: „Ach, Herr Baron, kaufen Sie mir doch 'was ab!“ und hilft auch das nichts, so kommt die letzte Steigerung: „Na, Herr Jraf, 'n paar Blumen für Ihr Freilein Braut?“ Auf diese Gestalten, welche mit den Kindern Floras handeln, braucht Berlin übrigens nicht stolz zu sein; jugendlich sind sie häufig noch, aber es ist eine Jugend, vor der Einem grauen kann, jene Jugend, von der ein siebenzehnjähriger Zugehöriger wegen einer brutalen That angeklagt, auf die Frage des Gerichtspräsidenten nach seiner Beschäftigung antwortete: „Ick? — Ick bin Blumenmächen uff de Friedrichstraße!“ —





Bricht der Abend herein und flammen die Laternen und elektrischen Glocken auf, so hört man auch oft den Ruf: „Warm sind se noch!“ und der Mann mit dem blank polierten Messingkasten vor der Brust bietet seine dampfende Waare aus, der freilich die kundigen Spree-Athener mit bedeutendem Mißtrauen begegnen, da man einem dunklen Gerücht zu Folge in diesen knoblauchduftenden Würsten zuweilen einen Nagel, eine Droschkennummer, ein Hufeisen oder gar einen Pferdeschweif finden soll. Früher lautete der Ruf anders: „Heeße Wiener“ ertönte es da, aber zu oft wurde der wandernde „Wurstfabrikant“ gefragt: „Wie heißen Sie? — „Friedrich Neumann!“ — „Na warum lügen Sie denn — Sie rufen ja immer: Heiße Wiener!“ — Geht dies Geschäft nicht mehr gut, so hört es mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit fast ganz auf; selbst die Gourmands aus Treuenbrietzen und Beeskow wollen dann nichts mehr von diesen kulinarischen Leckerbissen wissen; doch der Wurstfabrikant ist drum nicht verlegen, er hat für die „tote Saison“ allerhand Nebenbeschäftigungen, die ihren Mann ganz gut ernähren: werden Paraden auf dem Tempelhofer Felde oder Rennen auf Westend abgehalten, so spannt er sich vor einen Handwagen, auf dem im Kranze viele Gebrauchsspuren aufweisender Seidel ein „Achtel“ thront, und zapft, an seinem Ziel angelangt, „echt Baiersch“ vom Faß ab; findet der Einzug eines fremden Fürsten oder irgend ein anderes sehenswürdiges Schauspiel statt, zu der sich das liebe Publikum in Massen drängt, so errichtet er an einem freien Plätzchen, von welchem ihn die





Polizei nicht vertreibt, eine aus wenigen Brettern oder zwei Schemeln oder einer Klappleiter bestehende „Tribüne" und heimst die halben oder ganzen Markstücke der Neugierigen ein, und geht auch das nicht in jenen Sommermonden, wo Berlin ausgestorben ist, so fängt er irgend ein Hausiergeschäft an, sei es mit Peitschen oder Schwämmen, die er an den Droschkenhalteplätzen feilbietet, sei es mit dem Vertrieb von Kolportage-Romanen, deren Titel nach Mord und Sühne riechen: „Die blutige Hand in der Schreckenskammer oder Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an's Licht der Sonnen," oder mit dem Verkauf von Fremdenführern, Kalendern, Museums-Katalogen und Abbildungen Berlins.

So elastisch in der Wahl des Geldverdienens — ganz nach den Umständen, der Zeit, Lust und den vorhandenen Baarmitteln — manche dieser Straßen-Existenzen sind, so konservativ sind wieder andere im Beibehalten ihres freiwillig oder nothgedrungen erwählten Berufes: vor allem die Dienstmänner. Sie erscheinen uns oft wie ein Ueberbleibsel des alten Berlin, in dem es weder den billigen Telegraphensatz noch Rohrpost, weder Telephon noch Paketfahrt gab, in welchem man weder Stadt- noch Pferdebahn kannte und auch die Portiers, die jetzt viele Besorgungen ausführen, nur in vereinzelten Exemplaren vorhanden waren. Wenn demnach die Dienstmänner, die fast sämtlich einen vertrauenswerthen Eindruck machen und in der Mehrzahl bereits die Lebensmitte überschritten haben, allen Grund hätten, der modernen Reichshauptstadt zu grollen, so hört man sie doch nie auf den geringen Verdienst schelten — Philosophen in ihrer Art, stehen sie einzeln oder auch paarweise abwartend da, den Orientalen ähnelnd, die den Zufall für sich sorgen lassen; faßt sie aber doch einmal der „Menschheit ganzer Jammer" an, daß Niemand eine Kommission für sie übrig hat, so erteilen sie sich selbst einen kurzen Urlaub und bringen denselben in der nächstgelegenen Destillation oder Stehbierhalle zu, aus der sie dann neugestärkt wieder an das Tageslicht zurückkehren. Und, werden sie in Anspruch genommen, was wird dann oft nicht Alles von ihnen verlangt! Bald müssen sie einen Fremden eine Strecke begleiten, bald die eingekauften Waaren hinterhertragen, dann schwere Musterkoffer schleppen oder bei einem Umzuge helfen, an der Kasse des Opernhauses können sie stundenlang auf ein Billet harren oder Abends





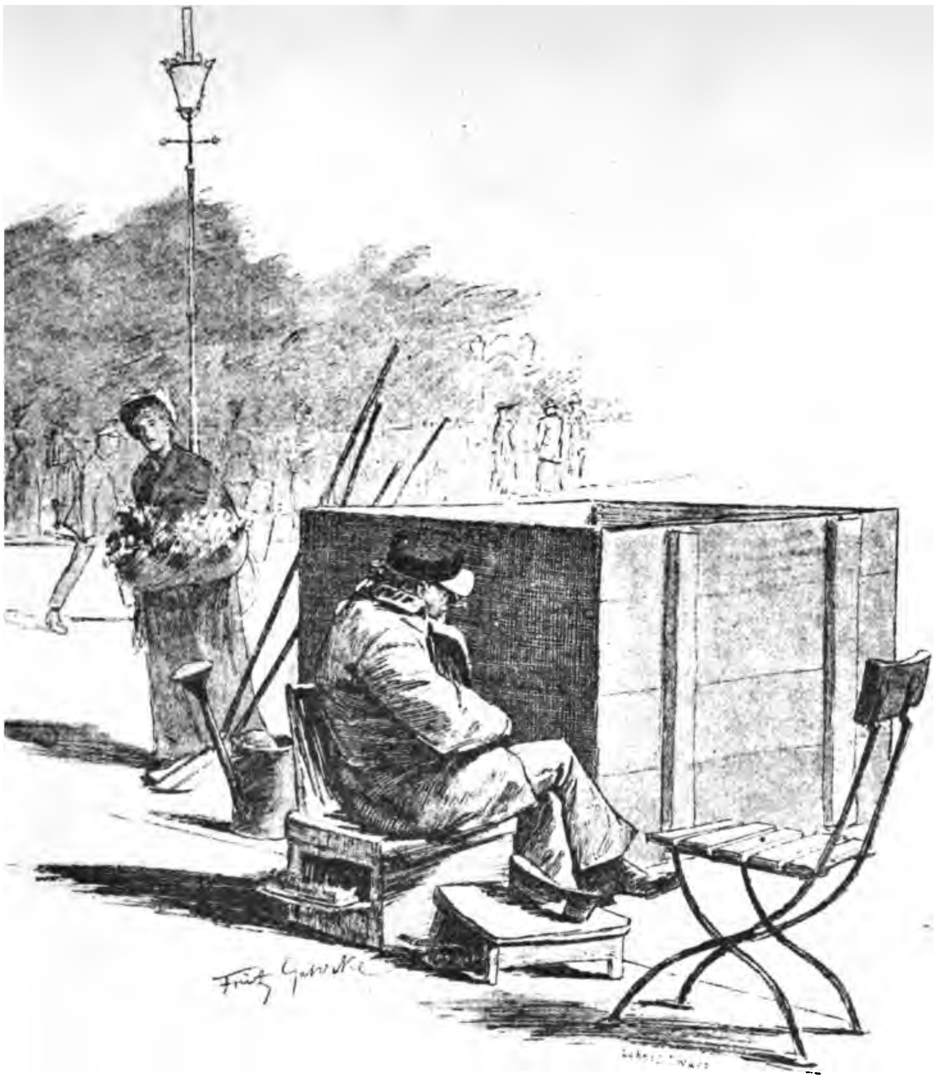
ein solches, für welches der Besitzer keine Verwendung hat, billig vor dem Theater verkaufen — und nun erst die diskreten Aufträge, die ihnen am liebsten sind, da sie am besten bezahlt werden! Hier giebt's ein billet doux zu besorgen, dort einen Blumenstrauß heimlich abzugeben, da ein Geburtstagsgeschenk verstohlen zu überbringen, dann dies oder jenes Schmuckstück im Leihhaus auf andern Namen zu „deponieren", schließlich noch im letzten Augenblick ein Rendezvous abzubestellen — o, der rothbemützte „Expreß" muß oft seinen Kopf anstrengen und seinen ganzen Mutterwitz aufwenden, um Alles zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber, wie auch zu seiner eigenen, zu erledigen. Gelingt ihm eine schwierige Sache besonders gut und wird ihm dies neben dem Lohn noch durch Worte ausgedrückt, so ist er nicht wenig stolz darauf und rückt mit freudigem Lächeln an seiner Mütze. Wie wenige Andere, gewinnt er Einblicke in die Geheimnisse der Weltstadt und könnte manchen der Wirklichkeit abgelauschten Roman erzählen, jedoch nicht nur aus dem Leben der Anderen, oft auch aus seinem eigenen, denn er hat zumeist Vieles durchgemacht, ehe er sich sein nummerirtes gelbes Schild auf die Brust heftete, und es mögen jener Wandlung manche Erfahrungen und Enttäuschungen vorangegangen sein. Erschien doch einst als Zeuge vor Gericht in der Uniform des Dienstmanns ein Freiherr, Inhaber eines altadeligen Namens und einstiger Träger der Hauptmanns-Epauletten! Wieviele Jahre herbsten Kampfes und bitterster Entbehrung mögen jenem

Tage vorangegangen sein, an welchem er sich entschloß, bei der Polizei die Konzessionierung als Dienstmann nachzusuchen und hierbei sein ganzes Vorleben zu entrollen!

Bilden die Dienstmänner eine, wenn auch nicht festgefügte, so doch mehr oder minder eng zusammenhaltende Genossenschaft, so kann man ein Gleiches auch von den „Hofkünstlern" behaupten. Wir sehen hier von den Kurrendejungen ab, denen der Stadmissionar wohlgefällig nachblickt und die, nachdem sie wegen unliebsamer Vorkommnisse viele Jahre hindurch von den Straßen Berlins verbannt gewesen waren, neuerdings wieder in ihren schwarzen Mäntelchen auftauchen; wir haben vielmehr die Drehorgelspieler, auch „Leierkastenleute" genannt, im Auge, die entweder allein oder in Begleitung einer Frau oder gar eines Sängers von einem portierlosen Hause zum andern ziehen und durch ihre dem „Wimmerkasten" entlockten Melodieen das Entzücken aller Küchenfeen bilden, welche auch gern den Tribut in Gestalt eines Fünfpfennigstücks für den Genuß der „Fischerin du kleine", des „Herzliebchen mein unter'm Rebendach", des „Schunkel-Walzers" und ähnlicher klassischer Lieder und Kompositionen entrichten. Nicht mehr und nicht weniger wie dreitausend derartige Hofmusikanten ernährt gegenwärtig Berlin, und damit sie sich nicht gegenseitige Konkurrenz machen, verständigen sie sich auf ihrer „Börse", die sich in einem im äußeren Norden der Stadt gelegenen Lokal befindet, über ihre „Wirkungskreise", um möglichst jeden Wettkampf oder Leierkastenkrieg auf zwei benachbarten Höfen zu vermeiden. Auf den dort allwöchentlich stattfindenden Zusammenkünften vollzieht sich nicht nur ein reger mündlicher Meinungsaustausch, sondern es wird auch mit Drehorgeln und mit neuen Walzen für dieselben gehandelt, Reparaturen werden besorgt, auch Instrumente umgetauscht und verliehen. Für billiges Geld kann man dort Leierkästen, Harmonikas, Geigen, Harfen, kurz alle nur möglichen modernen Marterwerkzeuge erwerben oder auf bestimmte Zeit borgen, und damit nicht genug, auch Krüppel, Lahme, Blinde, Invaliden sind hier zu „miethen", entweder für eine gewisse tägliche Summe oder auf Theilung, mit anderen Worten: der Begleiter erweckt das Mitleid und geht sammeln, dreht auch wohl selbst einmal zur Abwechslung die Kurbel oder fängt gar ein Lied zu singen an, das „Stein erweichen, Menschen rasend machen kann". Der Verdienst dieser wandernden Weltstadtmusikanten ist häufig ein ganz guter, wenn auch selbstverständlich nie ein regelmäßiger; aber es kommt oft genug vor, daß sie an einem Tage zehn und mehr Mark einnehmen und sich allmälig so viel erübrigen können, um in ihren alten Tagen nicht mehr umherziehen zu müssen. Ja, man erzählt von einem Invaliden, der früher im Tiergarten seinen Standort gehabt, er hätte sich mehrere Häuser „zusammengespielt" und seine Töchter hätten sich als „glänzende Partien" mit einflußreichen Männern vermählt.



Zu den merkwürdigsten Erscheinungen sodann, welche nur eine Millionenstadt hervorzubringen vermag, gehören die „Leichenriecher", die „Gratulanten" und die „Standes-



amts-Zeugen". Als „Leichenriecher", auch „falsche Wachtels" genannt, bezeichnet man solche Männer, die sich einbilden, eine hörenswerthe Stimme zu besitzen und welche diese nun einzig in den Dienst der Grabmusik gestellt haben. Vier oder sechs von ihnen halten stets zusammen, einer, der eleganteste und redegewandteste, ist der „Entrepreneur"; er sucht die Familien auf, in denen ein Todesfall vorgekommen ist, spricht sein innigstes Bedauern über den „furchtbar herben Verlust" aus, trocknet mit dem Taschentuche einige Thränen, flüstert kaum verständlich, welcher allgemeinen Liebe und Verehrung sich der oder die Todte erfreut hat, und kommt schließlich mit der wahren Ursache seines Kondolenzbesuches heraus, indem er mit zitternder Stimme erwähnt, daß er „Dirigent eines Gesangvereins" sei und um die gütige Erlaubnis bitte, bei der Beerdigung auf dem Kirchhofe einige „fromme und trostspendende Lieder" vorzutragen. In der Verwirrung, welche im Trauerhause herrscht, wird er selten abgewiesen, oft ist man auch im Zweifel, ob nicht wirklich ein Gesangverein aus irgend einem Grunde dem resp. der Verstorbenen die letzte Ehre erweisen will — jedenfalls erscheinen pünktlich die „Leichenriecher", deren Cylinder noch aus der Periode des siebenjährigen Krieges zu stammen scheinen, am Grabe und tragen mit entsetzlicher Disharmonie einige Gesänge vor. Kaum beendet, wird den Hinterbliebenen die Rechnung präsentiert, und jene sind zumeist nicht in der Stimmung, den „Herrn Dirigenten" mit seiner durchaus nicht bescheidenen Forderung abzuweisen.

Den Eindruck unstillbarer Eßlust und unheimlichen Magenknurrens machen die Gratulanten — schmächtige, im Flüstertone sprechende Erscheinungen in fadenscheinigen

Röcken und mit verbeulten Hüten. Sie ähneln den „Leichenriechern", nur daß sie ihre freundliche Aufmerksamkeit nicht traurigen, sondern frohen Vorkommnissen widmen, und daß sie nicht singen, sondern — gratulieren! Befindet sich eine Familie — natürlich immer nur besseren Standes — in freudiger Aufregung, hat sich eine Tochter verlobt oder der Klapperstorch eine Visite abgestattet, hat sich ein Titel auf den pater familias herabgelassen oder ein farbiges Ordensbändchen eingestellt, so erscheint unter tausend Bücklingen der Gratulant. Nachdem er eine Menge konfusen Zeugs gesprochen, nachdem er sich in Lobeserhebungen erschöpft und stetes Glück auf das ganze Haus herabgefleht, kommt der eigentliche Grund seiner Aufwartung zum Vorschein — die mit tremolierender Stimme vorgetragene Bitte um eine kleine Unterstützung, welcher denn auch gewöhnlich entsprochen wird. Am zähesten ist der Gratulant, wenn er bei irgend Jemandem einen erheblichen Lotteriegewinn herausgewittert hat; hier erreicht er stets seinen Zweck, denn wenn er auch noch so schroff abgewiesen wird — eine furchtbare Drohung öffnet sicher das Portemonnaie des Gewinners, die Drohung, daß der Gratulant seine „Kollegen" zu dem glücklichen Spieler schicken wird. Vollführt er dieses Vorhaben, so kann der davon Betroffene nur schleunigst eine Reise antreten, denn seine Ruhe ist auf Wochen hinaus dahin, und sein Wirt würde ihn steigern wegen „Abnutzung der Treppen durch fremde Besucher."

Eine ebenso wenig anstrengende Beschäftigung haben die Standesamtszeugen ergriffen, deren ganzer Apparat zum Gelderwerb in einem schwarzen, nicht zu fleckigen Anzuge und in Legitimationspapieren besteht. Sie promenieren mit gespanntem Gesichtsausdruck vor den Häusern, in denen sich Standesämter befinden, auf und nieder; wie die Blinden von Genua Fiesco am Tritte erkannten, so erkennen sie ihre Leute an deren nervöser Unruhe. Erscheint so ein fein gestriegelter und gebügelter Bräutigam, sein errötendes Schätzchen am Arm, wiederholt vor der Thür des Standesamtshauses, sich mit wachsender Hast und Angst nach allen Seiten umschauend und mit heller Freude auf jede Droschke zustürzend, die vor dem Gebäude hält, um jedoch sogleich wieder enttäuscht zurückzuweichen, wenn nicht der Erwartete aussteigt — so naht der Moment, wo sich der Promenierende ihm mit Aussicht auf Erfolg vorstellt: „Erlauben Sie, mein Name ist so und so; ich weiß, Sie erwarten einen Zeugen zum Standesamtsakt, er hat sich verspätet oder hat es vergessen oder ist erkrankt, das kommt oft vor, darf ich an seine Stelle treten? — Ich bin nämlich Standesamtszeuge und habe die nötigen Papiere bei mir. Die Gebühr beträgt eine Mark." Noch zögert der also Angeredete, forschend schweifen seine Blicke die Straße hinunter, der Ersehnte kommt nicht — da spielt der Zeuge seinen Trumpf aus: „Erst gestern hat mich der Graf X. um meine Zeugenschaft gebeten, sein eigener Bruder hatte ihn im Stich gelassen!" Das hilft, und der Bräutigam ist froh, einen derartigen Zeugenstellvertreter gefunden zu haben, denn nun kann die Amtshandlung, die sonst auf einen anderen Tag verschoben worden wäre, ohne Zaudern vorgenommen werden.

Die Slowaken und die italienischen Gipsfigurenhändler vertreten unter den Straßenexistenzen Berlins das Ausland. Erstere erkennt man von weitem bereits an ihrem blauen Leinenkittel, dem kleinen schwarzen Filzhut, den engen, einst — es ist aber schon sehr lange her! — hellfarbig gewesenen Lederhosen und den hohen Stiefeln oder niedrigen Bundschuhen; fettgetränkt hängen die schwarzen, bindfadenähnlichen Haare in das gelbliche Gesicht herab, aus dem zwei schmale Aeuglein listig hervorblinzeln. Ein beneidenswertes Dasein ist es nicht, welches diese Bewohner des nordwestlichen Ungarns hier führen; selten nur verringert sich der zu einem schweren Bündel zusammen geknüpfte Vorrat aller nur denkbaren billigen Blechwaren, und zudem kommt man überall diesen die deutsche Sprache fast gar nicht verstehenden „Mausefallerazkis" mit Mißtrauen entgegen. Da haben die Italiener in Berlin ein besseres Los gezogen, das sieht man schon ihren fröhlichen Mienen und dem heiteren Ausdruck der funkelnden Augen an, während sie der Drehorgel die zitternden Weisen der Troubadourarie oder des Stabat mater entlocken, während sie im Winter in einem Wägelchen die Kastanien rösten oder, was am häufigsten geschieht, mit harter, falsch betonter Aussprache ihre in Körben und auf Tablets getragenen Gipssachen anbieten: „Kauffett, kauffett, — schönne Gipswarren, ferr billig!" Sie halten gleichfalls eng zusammen, diese Söhne des sonnigen Landes jenseits der Alpen; in einer von einer italienischen Familie geleiteten Bier- und Weinschenke an der Buchholzerstraße treffen sie sich häufig Abends und plaudern bei einem Schoppen billigen Landweines oder auch bei einer Weißen von ihren Erlebnissen und ihren Zukunftsplänen. In jener nördlichen Gegend hat auch die Mehrzahl ihren Wohnsitz, ebenso wie sich dort die Gipswaren- und Drehorgelfabriken ihrer Landsleute befinden, von denen sie ihre Vorräte entnehmen oder in deren Dienst sie stehen. Haben sie sich etwas erspart, so kehren sie nach ihrer Heimat zurück und gründen sich dort einen bescheidenen Haushalt, Berlin aber bewahren sie ein treues Andenken und erzählen gern, was sie dort gesehen und erfahren haben.



Das letzte Mittel, sich von der Straße ernähren zu lassen, haben die Lumpen-



sammler, in Berlin „Naturforscher“ genannt, ergriffen: in abgerissener Kleidung, die sich aus zahllosen, nie für einander bestimmten Flecken und Stücken zusammensetzt, über die Schulter den vielumfassenden Sack geworfen, in der Hand die gebogene Eisenzwinge, so durchziehen die Männer und Frauen, einzeln, manchmal auch paarweise, Berlin und stöbern auf Höfen und Gehöften, in Gossen und Aschkästen, in Kehrichtgruben und Schlammpfützen nach, ob sie nicht noch etwas Verwendbares finden. Und meistenteils ist dies der Fall, denn was Andere für absolut wertlos und überflüssig halten, das ist für Jene fast immer noch nützlich; für sie giebt es eigentlich überhaupt nichts Unbrauchbares: jedes Stückchen Papier und jeder Knochen, jede Flasche und jeder seines Inhalts beraubte Blumentopf, jede zerrissene Strohdecke und jede entleerte Konservenbüchse wird mitgehen geheißen und zu abendlicher Stunde in größeren Lumpengeschäften abgeliefert.

Welch' eine Gesellschaft dann in dem erhellten, dumpfen, wohl nie gelüfteten Raum, in welchem sich in der Nähe von mächtigen Waagen ganze Berge von Abfall türmen, die später von hierzu besonders angestellten Leuten gemustert und sortiert werden! Mitleiderregende Gestalten, denen Elend und Sorge treue Genossen sind, die sich aber trotzdem mit einem gewissen Gleichmut in ihre Lage gefunden haben, freilich häufig nur mit Unterstützung des Branntweins, der mehr und mehr zu ihrem Lebensbedürfnis geworden ist. Auch sie zählen so Manchen in ihrem Kreise, der diesen Schluß eines verfehlten Lebens nie für denkbar gehalten und für den die Erinnerung an die Vergangenheit und damit an ein selbstverschuldetes Unglück qualvoller wie die trübe Gegenwart sein mag, eine Gegenwart, aus der es selten eine andere Befreiung als die durch den Tod giebt.

Daß das Schicksal aber auch zuweilen noch im letzten Augenblick hülfreich eingreift und die geschehene Buße für genügend ansieht, beweist der Schluß eines Romans, der sich kürzlich in einem der erwähnten Lumpengeschäfte, weit draußen im Norden der Stadt, abgespielt hat. Nach jenem Keller der Ackerstraße kam häufig ein älterer, schäbig gekleideter Mann, der immer schweigsam war und sich nie mit seinen Genossen abgab, dadurch das Interesse der Besitzerin des Lumpengeschäfts erweckend; eines Tags ermunterte sie ihn zum Reden und jener erzählte ihr, daß er von R. heiße, früher in Posen ausgedehnte Besitzungen gehabt habe, durch Mißgeschick gänzlich verarmt sei und, nachdem er seine Frau und beiden Töchter bei Verwandten untergebracht, in die weite Welt gewandert sei, um sich eine neue Existenz zu gründen. Das Unglück habe ihn jedoch auch fernerhin verfolgt und um nicht zu verhungern, mußte er zur Hacke des Lumpensammlers greifen; seit langem habe er nichts von seiner Familie gehört, die wahrscheinlich glaube, daß er längst gestorben sei. Monate waren vergangen, da erschienen in dem Keller eine ältere und zwei jüngere Damen, welche sich angelegentlich nach einem jener fragwürdigen „Naturforscher“ erkundigten und ihn genau beschrieben, hinzufügend,

daß sie von der Polizei hierher gewiesen seien, da sie den Gesuchten in seiner Schlafstelle während des Tages nicht gefunden; die Handelsfrau erkannte in dem Geschilderten sofort ihren adligen „Lieferanten", und da sie den Damen mitteilte, daß sie durch Zufall Kenntnis von dem Vorleben desselben habe, erfuhr sie, daß endlich der Schwiegervater des Unglücklichen für ihn eingetreten sei und ihm eins der Güter gerettet habe, sodaß er jetzt nach der Heimat zurückkehren könne und seiner eine gesicherte Zukunft harre. Mit Einbruch der Dämmerung stellte sich auch der Lumpensammler wieder ein, die Handelsfrau suchte ihn auf die freudige Ueberraschung vorzubereiten, aber nur wenige Sätze hatte sie gesprochen, da stürzten bereits mit lautem Jubelruf die Gattin und die Töchter auf den schon Verlorengeglaubten zu und schlossen ihn stürmisch in ihre Arme. An diesem Abend war Berlin um eine glücktrunkene Familie reicher, und am nächsten Tage bereits fuhren die Wiedervereinten zum neugegründeten fernen häuslichen Herd!

Suchen sich die Lumpensammler noch täglich eine winzige Einkunft zu verschaffen, so kümmern sich die Pennbrüder herzlich wenig um diese Frage. Hier und da verdienen sie sich wohl ein kleines Trinkgeld durch irgend eine Handleistung oder Besorgung, aber gern thun sie dies sicher nicht, denn ihre Devise ist: „Der, der die Arbeit kennt, geht ihr aus dem Wege," wobei es freilich auch noch nicht entschieden ist, ob sie jemals mit einer anstrengenderen Beschäftigung Bekanntschaft gemacht. Desto größer ist dafür ihr Ruhebedürfnis: den ganzen lieben langen Tag sitzen sie auf den Bänken der öffentlichen Plätze, der Hasenhaide, des Friedrich- und des Humboldthains umher, meistens gleich mehrere zusammen, aber sie sprechen nur wenig untereinander und bekümmern sich fast immer ebensowenig — nur eine Prügelei ist ausgenommen — um das, was um sie her vorgeht. Ihr treuester Freund ist die Schnapsflasche, welche aus irgend einer lochähnlichen Tasche oder einem taschenähnlichen Loch des in allen Regenbogenfarben schimmernden Rockes, der in seiner Zusammensetzung die Mannigfaltigkeit des einstigen heiligen römischen Reiches verkörpert, hervorguckt und häufig in Bewegung gesetzt wird, daher denn auch die kupferfarbige Rötung des verwitterten Gesichts und der glasige Ausdruck der verquollenen Äuglein. Von Natur ist der Pennbruder gutmütig, er ist zufrieden, wenn die „Pulle" gefüllt ist, und ihm ist alles „Wurscht", abgesehen von der Trockenheit der Kehle, er hat nur einen Feind, das ist der Schutzmann; wenn er diesem auch nur selten selbst etwas auswischt, denn es fehlt ihm an Energie und Mut, so freut er sich umsomehr, falls dies von anderen geschieht. Um seine Unterkunft ist er nie bekümmert, denn am Tage nimmt er ein zwölfstündiges Luftbad und sucht nur bei heftigem Regen die nächstliegende Destillation auf, bei Nacht aber — ja, wo fände er da kein Quartier, denn auch in diesem Punkt stellt er keinerlei weitgehende Anforderungen. Während der besseren Hälfte des Jahres nimmt er in der Nacht „Mutter Grün" in Anspruch, oder er bezieht, falls der Himmel ein unfreundliches Gesicht macht,

die Ecke eines Stadtbahnbogens, eines Möbelwagens, eines Schuppens oder Neubaues, im Winter aber sucht er eine der Pennen in den äußeren Stadtteilen Berlins auf, wo er, je nach den Barmitteln, für fünf bis dreißig Pfennige, — natürlich zieht er den ersteren Satz vor, — ein erbärmliches Nachtlager auf einem alten Bündel Stroh in irgend einem früheren Pferdestall, in einem feuchten Kellerloch, in einer baufälligen hölzernen Baracke erhält und wo er den Schlaf des Gerechten schläft, denn sehr selten ist er sich einer strafbaren That bewußt und braucht nicht die revidierenden Kriminalbeamten zu fürchten, die so manchen seiner nächtlichen Gefährten verhaften, jene Gestalten, die sich nur ungern dem Sonnenlicht der Straße aussetzen und die zu deren gefährlichsten Existenzen gehören!





Berliner Kinder.



Es giebt nichts Lieblicheres, Herzerquickenderes, als die Kinderwelt, wie sie im Buche steht, oder von gemütreichen Malersleuten auf die Leinwand gezaubert wird. Nichts als lachender Sonnenschein, ein richtiges, bunt und goldig schimmerndes Frühlingsmärchen. Leider macht sich die Sache in der sogenannten rauhen Wirklichkeit etwas anders. Die wenigsten Menschen finden anderer Leute Kinder liebenswürdig, viele haben schon an ihrer eigenen Kinderstube übergenug und die meisten stimmen darin überein, daß Kindergeschrei und Kindergetobe zu den am leichtesten entbehrlichen Hochgenüssen dieses Erdendaseins gehören. Darum ist es auch immer eine mißliche Sache, über anderer Leute Kinder zu sprechen. Sagt man ihnen Uebles nach, so hat man's mit den Herren Eltern zu thun, singt man ihnen ein Loblied, so findet dies höchstens bei letzteren Anklang. Um so größer erscheint das Wagnis, wenn sich's um Berliner Kinder handelt; denn diese halten sich schon durch den Umstand, daß sie „mit Spreewasser getauft" sind, für gefeit vor jedem abfälligen Urteil und haben überdies das Zeug dazu, dem mißliebigen Kritiker gleich selber „an die Lippen zu tippen". Das Berliner Kind ist aber für das Berliner Pflaster eine so unentbehrliche Staffage, daß das Wagnis gleichwohl unternommen werden muß.



Ein Berliner Sprüchlein sagt:

„Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenburger Pferd,
Sind alle drei nichts wert."



Der urwüchsige Berliner nennt seine Kinder schlechtweg „Jöhren", was eben auch kein Kosename ist. Beobachten wir die Mütter aus dem Volke am erzieherischen Werke,



so werden wir selten finden, daß sie ihren Sprößlingen gegenüber eine zärtliche Tonart anschlagen; meistens hört man sie in rauhem keifenden Tone ihres Amtes walten, und selbst dem „Säugling in der Wiegen" bleiben harte Scheltworte nicht erspart, wenn ihm nach der natürlichen Ordnung der Dinge etwas Menschliches begegnet, das mit den strengen Anforderungen der Mutter an die „Proppertät" nicht im Einklange steht. „Sabberliese", Rahmkater", auch der gebräuchliche Allerweltskosename „Lotte", — mittels einer borstigen Vorsilbe der Gelegenheit angepaßt, — das sind die pädagogischen Kraftausdrücke vom „Hofe", die man von den Erzieherinnen der heranwachsenden Spreeathener weit häufiger zu hören bekommt, als Schmeichelworte und gütigen Zuspruch. „Na warte mal, Du kriegst Deine Dresche!" droht die am Herd oder Waschfaß beschäftigte Mutter gewohnheitsmäßig dem auf dem Hofe spielenden Kinde, wenn dieses irgend ein kräftigeres Lebenszeichen vernehmen läßt. Das Kind hat sich längst an diese Drohung gewöhnt, denn es weiß genau, daß dieselbe nichts anderes zu bedeuten hat, als daß es der Mutter in diesem Augenblicke unbequem ist, an das Vorhandensein ihrer aufsichtbedürftigen „Jöhre" erinnert zu werden. Es fürchtet die Drohung nicht, solange es weit vom Schuß ist, und läßt sich selbst in unerlaubten Dingen nicht durch dieselbe stören, weil ihm aus Erfahrung bekannt ist, daß sich die Mutter jetzt unter keinen Umständen die Zeit nehmen würde, ihre Drohung wahr zu machen. Wird es aber später aus irgend einem, an sich völlig unverfänglichen Anlaß nach oben zitiert, dann folgt es nur widerwillig und frägt naiv: „Krieg' ich jetzt meine Dresche?" auch wenn es sich nicht der geringsten Schuld bewußt ist. Man merkt es ihm an, wie ungern es die Freiheit des Hofes, in der es sich selbst überlassen war, mit dem Aufenthalte in der Nähe der Eltern vertauscht, der ihm stets nur als ein Zwang erscheint und den es freiwillig kaum zur Essens- und Schlafenszeit sucht.



Das Berliner Kind aus den unteren Volksschichten bringt seine glücklichsten Jahre auf dem Hofe, beziehungsweise der Straße zu. Seine Eltern gehen meist außer dem Hause ihrem Erwerb nach. Die kleinsten Kinder werden inzwischen einfach in die Stube eingeschlossen, auf die Gefahr hin, daß sie sich und das ganze Haus durch das Spielen mit Zündhölzchen in Brand stecken oder im Kohlendunste ersticken. Haben sie diese gefährliche Zeit glücklich überstanden, dann läßt man sie während der Abwesenheit der Eltern frei herumlaufen. Da die meisten Hauswirte den Aufenthalt in den Höfen verbieten, so wird die Straße zum Tummelplatze der Jugend und hier genießt sie der goldenen Freiheit so lange, bis die Schule, die Heranziehung zu häuslicher Hilfsarbeit oder zum Erwerb der Herrlichkeit wieder ein Ende macht.



Auf der Straße finden sich aber keineswegs blos die Kinder der Proletarier; o nein — unsere Berliner Straßenjugend rekrutiert sich auch aus den höheren Ständen,



und dies ist eine Spezialität unserer Weltstadt, die in ähnlichem Maße sich kaum noch anderswo finden dürfte. Man wohnt in Berlin aus Sparsamkeitsrücksichten aufs engste; man will aber aus gesellschaftlichen und Standesrücksichten nichtsdestoweniger eine repräsentable Wohnung besitzen. Der größte Teil der Wohnräume wird für Empfangszwecke vorbehalten und eingerichtet, der kleinste dient zum gewöhnlichen Aufenthalte der Familie. Da bleibt kein Raum übrig, in welchem sich die Kinder frei bewegen könnten. Der Luxus eines Hausgartens steht dem Großstädter in den seltensten Fällen zur Verfügung; eine Bonne oder Gouvernante, oder das Mittelding zwischen diesen beiden, das sogenannte „Fräulein", können auch nur wohlhabende Leute ihren Kindern zur Begleitung nach dem Tiergarten oder andern öffentlichen Anlagen beigeben; der „Hauslehrer", welcher die jungen Herrchen in ihren Mußestunden spazieren führt, kommt nur sporadisch bei den „oberen Zehntausend" vor — also auf die Straße hinunter mit den Kindern! Das ist so allgemein im Brauche und wird für so selbstverständlich gehalten, daß man einfach ausgelacht wird, wenn man sich darüber wundert. Sogar in den Vororten hält man es nicht anders. Die Hausbesitzer behalten ihre Gärten für sich, die Kinder der Mieter sind auf die Straße angewiesen und diejenigen der Wirte laufen ihren Gespielen dahin nach. Auf der Straße gewinnt unsere Jugend jene an Zügellosigkeit grenzende Selbständigkeit, jene nur zu häufig in „Schnoddrigkeit" und „Koddrigkeit" ausartende Ungezwungenheit im Betragen und jene stark zur „Ruppigkeit" hinneigende Volkstümlichkeit im Jargon und den Umgangsformen, welche den Berliner Jungen aller Stände auf den zwischen der ersten Hose und dem Einsegnungsanzug gelegenen Entwickelungsstufen auszeichnet, während die Mädchen, Dank der ihnen

angeborenen Gefallsucht, von den verwildernden Einflüssen des Straßenlebens in der Regel — aber durchaus nicht immer! — verschont bleiben, auch nicht leicht unter ihrem Stande Freundschaften schließen, wohl aber vorzeitig zu Backfischen werden und die Schattenseiten dieser Entwicklungsstufe in verstärktem Maße ausbilden. Natürlich fühlen sich die Kinder, wenn sie erst eine Zeit lang sich selbst und ihren Spielgenossen auf der Straße überlassen worden sind, hier wie zu Hause und betrachten folgerichtig alles, was ihnen überhaupt zugänglich ist, als ihr Eigentum, worüber sie frei verfügen zu dürfen glauben. Hier wird auf einem unbewachten Möbelwagen ein förmliches Belagerungsspiel veranstaltet, dort ein Handkarren, dessen Besitzer sich, nichts Arges denkend, in die nahe Destille zurückgezogen hat, zu einer improvisierten Kremserfahrt nach der nächsten Umgebung benutzt, in jenem Vorgärtchen der Pfahl eines Rosenbäumchens „gemopst", um hinfort als Speer zu dienen, oder von den Sträuchern und Bäumen der öffentlichen Anlagen Ast um Ast abgerissen, um zu Gerten, Peitschenstielen, Flöten oder sonstigem Spielgerät umgearbeitet zu werden. Die Vorübergehenden werden von sich haschenden Jungen als Hindernis benutzt, als wären sie Laternenständer oder Litfaßsäulen, und wer sich diesem Treiben widersetzen wollte, würde sich bald von einer höhnenden Meute umringt und verfolgt sehen. Halbwüchsige Mädchen belustigen sich damit, gutmütig aussehende Herren nach der Zeit zu fragen; sind sie gerade besonders unternehmend aufgelegt und sieht der Betreffende ganz besonders gutmütig aus, so erkundigen sich die Kobolde zur Abwechselung wohl auch einmal nach einer am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegenen Straße oder gar nach dem nächsten Wege nach Kamerun. Die Kutscher haben ihre liebe Not mit den Bürschchen, welchen es einen besonderen Spaß macht, dicht vor dem im vollen Laufe begriffenen Gespann über den Straßendamm hinwegzusetzen. Ist ein Bau- oder







Lagerplatz nicht aufs sorgfältigste gegen unberufenen Besuch gesichert, so bringt in einem unbewachten Augenblick gewiß ein Schwarm von Jungen dort ein, erklettert die Gerüste, trägt die Ziegelhaufen ab, poltert über die Bretterstapel und verschleppt Alles, was nicht niet- und nagelfest ist. Und das geschieht nicht etwa zu nachtschlafender Zeit oder unter dem Schleier der Dämmerung, sondern am helllichten Tage, ohne daß sich andere Leute, als die Zunächstbetroffenen, darum bekümmerten.

Unsere Stadtverwaltung hat in weitgehendem Maße dem Bedürfnisse der Jugend nach Bewegung im Freien Rechnung getragen. Ganz abgesehen von der eifrigen Pflege, welche die Turnkunst in unseren städtischen Schulen findet, von den Schulausflügen mit Trommeln und Pfeifen in die nähere und weitere Umgebung und von den alljähr-



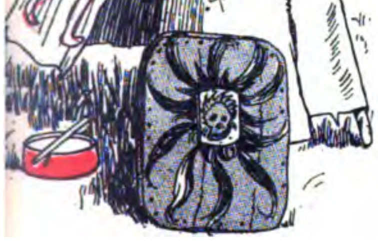


lich zur Sommerszeit unter Leitung freiwillig hierzu sich anbietender Lehrer in der Hasenhaide angesichts des Denkmales des Vaters Jahn veranstalteten öffentlichen Turnspielen für größere Knaben ist auch reichlich für schöne und zweckmäßige Tummelplätze für die Jugend gesorgt. Wir besitzen eine große Anzahl von öffentlichen Anlagen, welche theilweise zum Aufenthalte der Kinder eingerichtet sind und eigene Spielplätze haben, auf welchen Sandhaufen aufgeschüttet sind, in denen die Kinder nach Belieben wühlen können. Der herrliche Tiergarten hat einige seiner schönsten Plätze der Kinderwelt gastfreundlich zur Verfügung gestellt; dort sind sogar eigene Milchhallen für die durstige Jugend errichtet. Im Humboldthain ist für die kleine Welt des Nordens, im Friedrichshain für diejenige des Ostens gesorgt. Der vornehme Westen enthält das Eldorado der Berliner Jugend, den Zoologischen Garten, zu welchem allerdings nur der mit dem nötigen Kleingeld versehenen Menschheit Eintritt gewährt wird. Aber es giebt auch Freigärten hier; die Anlagen des Nollendorf- und des Dennewitzplatzes, verbunden durch die Baumgänge der Bülowstraße, die in der schöneren Jahreszeit zu gewissen Stunden einem wahrhaftigen Kinderwagenkorso gleichen, bieten Raum genug zum Tummelplatze für die Jugend des ganzen Stadtteiles. Aber man findet hier meist nur die Kleinsten der Kleinen unter Bewachung stattlicher Spreewälderinnen, fein herausgeputzte Kinder in Begleitung vornehmthuender Bonnen und anspruchslose jüngere Frauen mit ihren Babies. Der weitaus größere Teil des jungen Volkes, und insbesondere die Knabenwelt, emanzipiert sich von diesen Plätzen, wo es viel zu ordentlich und langweilig hergeht, und hält sich an die breiten Bürgersteige der größeren Straßen, deren Asphalt ein vortrefflicher Boden für allerlei Spiele ist, oder schlägt sich seitwärts in die „Kuten", deren es in dieser noch immer in vollster Bauentwickelung begriffenen Gegend genug giebt. Die Kute ist das Ideal eines Spielplatzes für die Berliner Jugend. Hier kann man sich maulwurfartig in den Sand einwühlen, Schanzen aufwerfen, Laufgräben errichten, nach starkem Gewitterregen sogar auf, vom nahen Bau



aufgelesenen Brettern Kahn fahren. Seit „Wild-Amerika“ die Vorliebe unserer Knaben für Indianergeschichten und Prairieleben aufs höchste gesteigert hat, sind diese Kuten auch zum Schauplatze regelrechter Kämpfe zwischen Rothäuten und Trappern geworden und es ist geradezu unglaublich, welche unheimliche



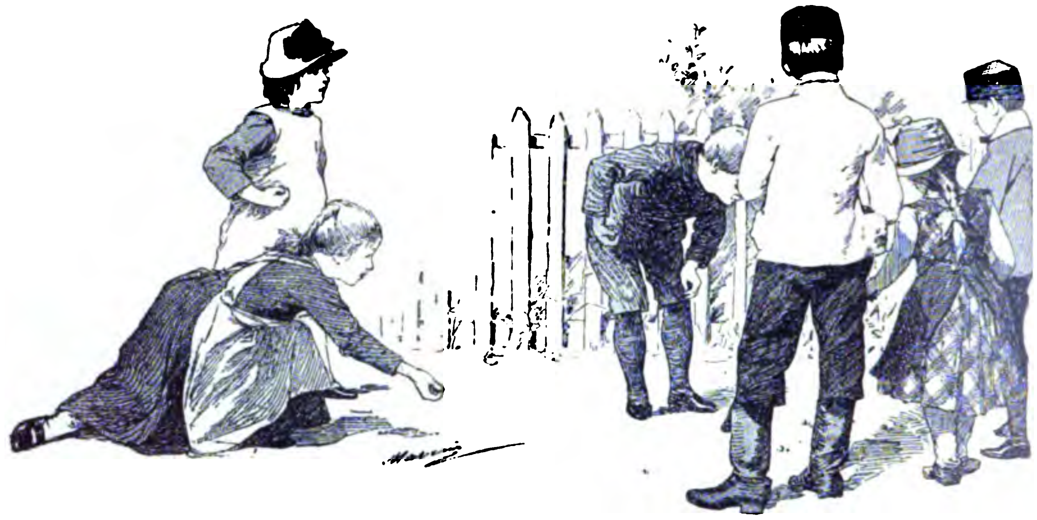


Geschicklichkeit seither manche unserer Jungen im Lassowerfen und Bogenschießen erworben haben und mit wie viel Phantasie und Geschmack sie sich aus ehrlichen pommerschen Gänsefedern und aus gemusterten Buntzeuglappen die schönsten Indianertrachten herzustellen verstehen.

Nicht minder lebhaft als in der Kute gehts auf dem Bürgersteig her. Sobald die ersten Lerchen schwirren, bedeckt sich dieser mit geheimnisvollen Kreidezeichnungen. Labyrinthartig gewundene Gänge, in Felder abgeteilt und mit Ziffern und sonstigen Inschriften versehen, werden zum großen Ärger der Portiersleute vor allen Häusern auf den Asphalt gemalt; sie dienen als Spielplan für das besonders bei der jüngeren Mädchenwelt sehr beliebte Hopsespiel, bei welchem es hauptsächlich darauf ankommt, in den wunderlichsten und kunstvollsten Sprüngen über die „Hölle“ hinweg in den „Himmel“ zu gelangen. Die Knaben lassen den „Triesel“ über den glatten Boden hinsausen und die Peitsche, welche denselben in Bewegung setzt, trifft nicht selten einen harmlos Vorübergehenden,







der oft alle Mühe hat, dem Kreisel und dem im Zickzack um diesen herum= hüpfenden Kna= ben auszuwei= chen. Mitunter kann es auch geschehen, daß dem geschäftig Dahineilenden ein Reif zwischen die Beine rollt und ihn zum Stolpern bringt, oder daß ihn ein auf einem Dreirad zweiter Güte dahinrasender Knirps rücklings niederrennt; denn die Jugend ist souverän auf dem Bürgersteige und kümmert sich wenig um die eigentliche Bestim= mung desselben.

Sind Bäume längs des Weges angepflanzt, so haben sie für das junge Volk den selbstverständlichen Zweck, beim „Baumzeck“ als „Frei“ — Zufluchtsort, Freistatt — zu dienen. In Ermangelung von Bäumen nimmt man Laternen und spielt in diesem Falle „Laternenzeck“, oder die Treppe im Hausflur dient als Rückhalt bei dem Fangspiele, das dann „Treppenzeck“ heißt. Findig, wie unsere Berliner Kinder sind, haben sie, um für alle Fälle gewappnet zu sein, sogar ein Eisen=, Stein= und Holzzeck ersonnen, bei welchen es nur darauf ankommt, einen Gegenstand aus dem zuvor bestimmten Materiale zu berühren, um „frei“ zu sein, also beispielsweise beim „Eisenzeck“ einen Nagel im eigenen Stiefelhacken.

Das Zeckspiel gehört im Ganzen zu den für die Vorübergehenden unschädlichen Spielen, obgleich man auch dabei in unangenehme Kollisionen mit den irrwischartig in die Kreuz und Quere huschenden Spielbeflissenen geraten kann. Es wird übrigens nur in Ermangelung einer freien Baustelle oder einer geeigneten Kute auf offener Straße gespielt. Auch die „Murmler“ suchen lieber abseits vom Wege ihren Spielplatz, wo ihre oft recht komplizierten „Kreise“ nicht von jedem Laien gestört werden können. Das Murmeln wird mit außerordentlichem Ernst und Eifer betrieben. Es hat unendlich viele Spiel= arten und einen eigenen Jargon. Da giebt es eine „Tipp= und Spann=“, „Ein= und Zwei= Alles=“, „Zaunklietschen=“, „Topploch=“ und „Kolumbus=“Partie; das Spiel eröffnen heißt „antrudeln“, die Kugeln müssen ordentlich „ausrunzeln“, d. h. auslaufen, bevor der nächste Wurf gemacht werden darf, und sie können „gepatert“, d. h. weg= genommen werden, sobald die Losung: „Freipatern jilt!“ ausgegeben ist. Schon die zu diesem Spiele dienenden Kugeln, „Mirx“ oder „Murksen“ genannt, weisen eine staunens= werte Mannigfaltigkeit von Arten und Namen auf. Es giebt „Knippkieler“ und „bunte Hunde“ (graue und farbige Kugeln aus Steinmasse), Jaspis und Achate — letztere die wertvollsten Kleinode des Murmelspieles, — Figuren=, Schnörkel= und Schneeflocken= Murmel aus Glas mit entsprechendem Inhalt, gesprenkelte „Vogeleier“, ja sogar Murmel

aus eitel Silber und Gold — wenigstens an der Außenseite. Der sachkundige Murmler verschmäht übrigens all' die kostbaren, kindisch herausgeputzten Dinger und läßt sich höchstens herab, einem grünen Jungen, der sich mit solchem Trödel auf den Kampfplatz wagt, denselben mit überlegener Kunst oder durch Uebervorteilung auf dem Wege des „Kicterns" — will sagen des Tauschhandels — abzunehmen. Zum eigenen Gebrauch bringt jedoch der richtige Murmelspieler nur gewöhnliche „Murkſen" mit, darunter eine erkleckliche Anzahl mit „Pinnen" (schadhaften, abgeplatteten Stellen) behafteter, um mit diesem Ausschuß minder geriebenen Mitspielern allfällige Spielschulden abzuzahlen oder denselben an „bam" gewordene, d. h. ganz und gar ausgeplünderte Gegner großmütig als „Nutten" zu verteilen und den Abgewirtschafteten damit die — freilich meist trügerische — Aussicht auf den Rückgewinn der verlorenen Schätze zu eröffnen. Geübte Spieler erwerben im Handumdrehen einige Dutzend feindlicher Geschosse, und wenn ihr Gewinnst sich zu Hunderten angesammelt hat, dann versilbern sie denselben an die vom Spielglück minder begünstigten zu zivilem Preise -- gewöhnlich „funfzig for'n Froschen" — gewinnen aber in der Regel binnen kürzester Frist das Ganze abermals zurück.

Das altehrwürdige Ballspiel wird in Berlin — soweit es nicht als Fuß- oder Treibballspiel auch zum Sport der Erwachsenen gehört — in der Regel nur von den Mädchen und als Einzelspiel betrieben. Der einzige Ball, mit welchem ein richtiger Berliner Junge sich befaßt, ist der Schneeball. Diesen weiß er aber mit großer Schwungkraft und Sicherheit zu treiben und während der „Saison", die zu seinem Bedauern freilich meist nur wenige Tage, ja Stunden andauert, kann man inmitten belebter Straßen ganze Schneeballschlachten ausfechten sehen, wobei auch mancher Unbeteiligte oft hart ins Kreuzfeuer gerät.



Der Reigen und andere Kindergartenspiele machen nur noch den Kleinsten der Kleinen Freude und auch unter diesen vorwiegend den Mädchen. Wunderbar klingen manche hierbei in Anwendung kommende Abzählreime, wie z. B.:

Ong bong bree,
Katterlemmersee,
Lemmerſt, Lemmerſo,
Die Kapelle Sanktimo,
Sanktimo de Colibri,
Colibri de Tepperi,
Ong, bong, bree,
A ree!

oder:

Ettchen, bettchen, dittchen, dattchen,
Zebede bebede bunte Klattchen,
Zebede bebede Buff!

Mit großem Ernst und dem Ausdrucke selbstbewußter Überlegenheit waltet die kleine Auszählerin, der es gelungen ist, einen derartigen sinnlosen Vers ihrem Gedächtnis einzuprägen, ihres Amtes und all' die Andern lauschen ihr mit entsprechender Andacht. Es ist das eine Art unbewußter Selbstverhöhnung jenes altklug-gespreizten, in völlig unverstandenen, aber getreulich nachgeahmten Formen sich bewegenden Wesens, das viele kleine Berlinerinnen zur Schau tragen. Größtenteils haben sie dieses Wesen von Muttern. In jenen Schichten unserer bürgerlichen Kreise, die mit der rapiden Entwickelung weltstädtischer Verhältnisse wirtschaftlich, oder in der Beamtenlaufbahn gesellschaftlich in die Höhe gewachsen, mit ihrer Bildung aber noch auf der ursprünglichen tieferen Stufe stehen geblieben sind, finden wir viele Frauen, welche gern etwas Höheres vorstellen möchten und dieses Strebeziel durch eine oft ins Lächerliche gehende Gespreiztheit in Benehmen, Haltung und Sprache zu erreichen glauben. Und die Kinderchen dieser Frauen machen es wie Papageien, denen man ein schlechtes Deutsch beigebracht hat und die es nun noch schlechter nachplappern. Man könnte beinahe behaupten, daß es ein männliches und ein weibliches Berlinisch giebt; ersteres die kräftige, scharf ausgeprägte Sprache des Volkes, letzteres die gezierte und gezwängte Redeweise der gebildet sein wollenden Frauen aus gewissen Klassen des Mittelstandes. Die Jungen lernen ihren Jargon den Vätern ab, die Mädchen zieren und zwängen ihre Sprache nach Art der Mütter. Das gewaltsam in zwei Silben auseinandergezerrte „Neien“ widerspenstiger Jöhren stammt gewiß aus dieser Schule. Es ist sozusagen die Grundform jener gespreizten Redeweise, die das gut berlinische „Morj'n“ in „Morigen“ umwandelt und den Namen des Vorortes Schmargendorf — wie ich dies eigenohrig aus dem Munde eines kleinen Mädchens vernommen — „Schmarigendoraf“ ausspricht. Kinder, die in dieser geschraubten Weise reden lernen, fallen auch im Affekt nicht aus der Rolle. Wenn sie ihresgleichen verhöhnen wollen, so thun sie dies nicht, indem sie ihren Gefühlen freien Ausdruck geben, sondern sie wiederholen — häufig im Chorus — unzähligemal in stets gleichem Ton und Takt irgend einen eingelernten Spottvers, z. B.: „Lene, Pompene, mit de krummen Beene,“ der sich mit kleinen Abänderungen auch auf jeden andern Vornamen anwenden läßt, z. B.: „Oskar, Pomposkar, Konditor, Kondoskar.“

Ein richtiger Berliner Junge läßt sich auf derlei Scherze nicht ein, sondern trägt seine kleinen Zwistigkeiten mit andern Gespielen am liebsten gleich mit den Fäusten aus. Man muß nur solch einen rauflustigen Burschen sehen, wenn er im Begriff steht, eine regelrechte Keilerei einzuleiten. Wie ein Kampfhahn schlängelt er sich an den Gegner heran, der je nach dem Grade seines Mutes und Selbstvertrauens den Angreifer entweder stehenden Fußes erwartet, oder sich bei dessen Annäherung vorsichtig auf ein in der Nähe befindliches Deckungsmittel zurückzieht. Nur Feiglinge und Schwächlinge nehmen vor dem anrückenden Feinde ohne weiteres laut heulend Reißaus. Das Auge des Angreifers schießt drohende Blitze; er sucht sein Gesicht in möglichst grimmige, trotzige Falten zu



legen und seine Stimme hat etwas vom Zischlaut der Schlange, wenn er, dem Gegner dicht auf den Leib rückend, das verhängnisvolle „Wisten paa hab'n?", — den Schlachtruf des Jungenkomments, — zwischen den Zähnen hervorpreßt. Der Herausgeforderte antwortet in mehr oder minder schneidiger Tonart. Ist er besonders tapfer, so kommt er dem Angriffe nach den Regeln der Clausewitz'schen Taktik zuvor, indem er den Feind sofort schlägt, wo er ihn trifft; ist seine Klugheit stärker als sein Mut, so bringt er sich zunächst mittels eines gewandten Seitensprunges in Sicherheit, um sodann aus angemessener Entfernung mit Scheltwörtern oder einem wohlgezielten Steinwurfe den Angriff zu erwidern. In den meisten Fällen kommt es aber zum Handgemenge, in welchem gewöhnlich beide Teile gleichmäßig „verhauen" werden, es wäre denn, daß es einem der Kämpfer gelänge, den Gegner zu Falle zu bringen und sodann den also wehrlos Gemachten in aller Bequemlichkeit zu „versohlen". Manchmal bleibt es auch beim bloßen Wortgefechte, obgleich beiderseits an „Großschnauzigkeit" das Menschenmögliche aufgeboten wird, um sich gegenseitig zu imponieren. In solchen Fällen giebt sich die altersgenössige Zuschauerschaft, die sich bei derlei Anlässen immer sehr schnell einstellt, alle erdenkliche Mühe, um die zaudernden Gegner aneinander zu hetzen und zur That zu entflammen. Gelingt dies nicht, so bricht der Ring in ein erschütterndes Hohngeheul aus, und es geschieht nicht selten, daß die mutlosen Kämpen von andern herausgefordert werden und schließlich doch noch ihre Keile abkriegen.

Die Berliner Jungmannschaft ist aber nicht blos ein kriegerisches, sie ist auch ein strebsames Handelsvolk, wenngleich sich ihre kommerzielle Thätigkeit — wie dies ja bei allen jungen Völkern der Fall ist — auf den Tauschhandel beschränkt. „Kietern" ist eine der Hauptpassionen des richtigen Berliner Schuljungen und die Herren Eltern bekommen oft ihre Wunder zu sehen, wenn sie unversehens die Hosentaschen ihrer vom Schulweg heimgekehrten Sprößlinge untersuchen. Da finden sich fremde Taschenmesser, Patronenhülsen, „Katapulte" zum Spatzenschießen, deren Selbstanfertigung wachsame Eltern ihren Knaben aufs strengste verbieten, Salonfeuerwerk, Leckwaren, Briefmarken, bei den jüngeren die beliebten „Oblaten", jene bunten, zum Teil ausgestanzten Bildchen, die als passendste, weil billigste Gedenkgaben für alle möglichen Gelegenheiten in den Handel gebracht werden. Die Privatbibliothek der Jungen wechselt fortwährend ihren Bestand, denn ein Band nach dem andern wird verkietert, d. h. gegen ein andres Buch oder sonst einen



Gegenstand umgetauscht. Manchmal verschwinden sogar Schulbücher auf rätselhafte Weise und an Stelle des Plötz oder Paulsiek taucht eine wunderschöne Indianergeschichte auf. Einen wichtigen Handelsartikel bilden auch die Maikäfer, welche in Zigarrenkistchen lebend gesammelt und zu Tageskursen bei gewöhnlich sehr lebhafter Nachfrage losgeschlagen werden. Daß im Zeitalter der Philatelie auch die Briefmarken im Handelsverkehr unsrer Jugend eine hervorragende Rolle spielen, versteht sich von selbst.

Im großen Ganzen ist der Berliner Junge nicht besser und nicht schlechter, als irgend ein anderes Weltstadtpflänzchen. Je tiefer die Gesellschaftsschichte, welcher er angehört, desto höher ist sein spezifisch berlinisches Selbstbewußtsein und seine Selbständigkeit entwickelt; letztere Eigenschaft verdankt er, wie schon erwähnt, dem freien Leben, das er auf der Straße führt. Ein Muttersöhnchen aus den höheren Ständen, welchem diese Freiheit nicht gewährt wird, verläuft sich im Zoologischen Garten, wenn es sich in einem unbewachten Augenblick nur ein paar Schritte weit von dem Tische entfernt, an welchem seine Eltern Platz genommen haben, und muß vom Trompeter „ausgeblasen" werden, um wieder an seine richtige Adresse abgegeben werden zu können; ein drei Käse hoher Knirps aus dem Volke dagegen, der sich zur Abwechslung einmal das Vergnügen einer Fußwanderung von der Weißenburger- nach der Nürnbergerstraße gemacht hat und auf dem Rückweg von der hereinbrechenden Nacht überrascht worden und auf Abwege gerathen ist, weist die Frage des um ihn besorgten Schutzmanns, wer denn seine Eltern seien, mit der höhnischen Gegenfrage zurück: „Hab' ick denn Sie schon gefragt, wer Ihre Eltern sind?" und sucht sich, umgürtet mit dem ganzem Stolze seines Weltstädtertumes, allein seinen Weg. Naive Berliner Jungen sind mir nicht vorgekommen; eine Preisausschreibung auf die Entdeckung eines solchen wäre vielleicht kein verfehltes Unter-





nehmen. Ich kannte einen Fünfjährigen, der, von tückischer Krankheit ergriffen, an allen Gliedern gelähmt, in seinem Bettchen lag, dabei aber bei vollkommen klarem Bewußtsein blieb und alle Vorgänge rings um sich her mit schärfster Aufmerksamkeit verfolgte. Wenn die Zeit zum Einnehmen der Arznei da war, rief er: „Her mit's Jift!“ Als ihn die Mutter bei schönem Wetter zum erstenmale in seinem Wägelchen nach dem Garten brachte, ohne daß der Arzt vorher um Erlaubnis gefragt worden war, bemerkte er: „Na, ick sage nischt, wenn der Doktor schimpft!“ Nachdem der Knabe endlich soweit genesen war, daß er zur Nothdurft eines seiner Aermchen gebrauchen konnte, spielte er fleißig auf seiner kleinen Drehorgel und rief den Besuchern, welche kamen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, in vortrefflich nachgeahmtem, kläglichem Tone zu: „En' Nickel for'n armen,



lahmen Leiermann!" — Ein anderer Knabe, der bei seinem ersten Schulbesuche von dem Lehrer in sokratischer Manier mit einigen Fragen behelligt wurde, um Zeugnis vom Entwicklungsstande seines Begriffs- und Urteilsvermögens abzulegen, antwortete achselzuckend: „Woher soll ick denn det wissen? Davor geh' ick ebend nach Schule!" — Bei ganz kleinen Mädchen findet man noch eher jene Naivetät, deren köstliche Kundgebungen in Familienzeitschriften und Witzblättern die, unter der Bezeichnung „Kindermund" bekannte, stehende Rubrik bilden. Aber auch das Berliner Mädchen ist in der Regel nicht naiv, sondern neigt eher zur Altklugheit und frühreifem Wesen. „Ich habe jetzt sechzig Pfennige in der Sparbüchse, nun können wir heiraten!" schrieb ein sechs- oder siebenjähriges Mädchen an einen nicht viel älteren Jungen. In den höheren Töchterschulen wird man nicht allzuviele Mädchen finden, die nicht allen Ernstes an die redlichen Absichten eines in Quinta oder Quarta sitzenden Bräutigams aus dem elterlichen Bekanntenkreise glauben, und den Geriebeneren kommt es sogar nicht darauf an, sich einen solchen gelegentlich auf dem Schulwege zu angeln. Beobachtet man unsere viertel- und halbwüchsigen Mädchen auf der Straße, so merkt man ihnen leicht an, daß sie sich weit mehr als richtige Evastöchter, denn als Kinder fühlen und zu geberden suchen.





Die Zeiten sind vorbei, da es ihnen noch Freude machte, sich zur Kirschenzeit die Ohren mit Zwei-, Drei- und Vierbommeln zu behängen, und in diesem Schmucke singend und jubilierend mit anderen Altersgenossinnen zusammen sich im Reigen zu drehen. Unsere Urenkel werden nicht mehr von den Zeiten sprechen können, da Großmutter noch im Flügelkleide ging; denn die Mode hat sich bereits der kleinsten Mädchen bemächtigt, hat sie zu künstlichen Naivetäts-popanzen im Stile der Kate Greenaway und zu Zierpüppchen nach berühmten Pariser Mustern gemacht, und mit der anspruchsvollen Gespreiztheit und Unnatürlichkeit unserer modernen Kindertrachten sind auch die modernen Kinder selbst anspruchsvoll, gespreizt und unnatürlich geworden. Aber das ist nichts spezifisch Berlinisches; das ist eine allen Großstädten gemeinsame Erscheinung, und mit den Fortschritten der Ueberkultur, unter der alle Entfernungen ausgleichenden, alle örtlichen Schranken aufhebenden Einwirkung der Verkehrsverhältnisse breitet sich dieselbe immer weiter und allgemeiner aus: es ist die für unsere Zeit so bezeichnende Erscheinung, daß es — keine Kinder mehr giebt!



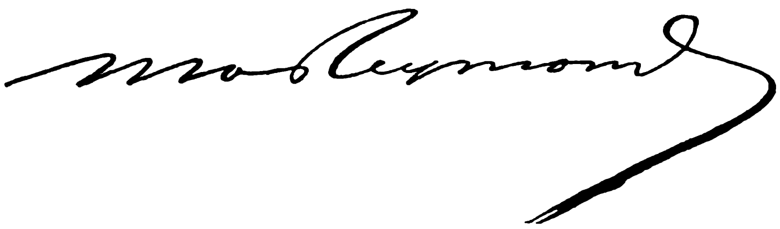
Es wäre indeß unrichtig, diese Erscheinung ausschließlich dem Einflusse der Überkultur und des Luxus zuzuschreiben. Auch bei den armen Leuten, den Stiefkindern der Gesellschaft, deren Lebensführung von ganz anderen Umständen abhängig ist und unter ganz anderen Verhältnissen sich vollzieht, wird das heitere, sorglose, ungebundene Wesen des Kindesalters, soweit es überhaupt zur Entwicklung gelangt, schon frühzeitig erstickt. Man zieht die Kinder schon während der Schulzeit zum Erwerb, oft sogar schon vor dem Beginn derselben zu häuslichen Dienstleistungen heran. Kleine Mädchen müssen ihre noch kleineren Geschwister abwarten, kleine Knaben allerlei Botengänge verrichten. In den frühesten Morgenstunden sieht man Kinder von Haus zu Haus eilen, um vor dem





Schulgange noch die Frühstücksbeutel und die Zeitungen auszutragen. Die „Borkenkäfer“ treiben sich in der Umgebung von Holzablade- und Zimmerplätzen umher und sammeln in Säcken oder auf kleinen Wägelchen Späne und sonstige Abfälle. In manchen Fabriken werden Hunderte von Kindern beschäftigt und ihr Tagewerk beginnt mit dem ersten Morgengrauen, um mit dem dämmernden Abend zu enden. Wann lacht diesen Ärmsten unter den Armen der goldene Sonnenschein des vielgepriesenen Glückes der Kindheit? Die Jagd nach Erwerb zieht sie in ihren nimmer rastenden Strudel, bevor sie noch dazu gekommen sind, sich ihrer Jugend zu freuen; sie sind Sklaven der Arbeit gleich ihren Eltern, und werden es bleiben, bis ihre Kräfte ausgenützt sind oder ein Unglücksfall sie zu Invaliden, zu Schlachtopfern des Kampfes ums Dasein macht.

Der Großstädter lebt schnell; auch das Kind hat keine Zeit zu verlieren, die Zeit der Reife wird ihm aufs knappste zugemessen; kaum ist der Schulpflicht nach dem Wortlaut des Gesetzes Genüge gethan, so folgt die Einsegnung und die halbwüchsigen Bursche und Mädchen erhalten damit zugleich den Freibrief als vollgültige Glieder der Gemeinde. Der erste schwarze Rock, das erste lange Kleid, bei besser gestellten wohl auch zugleich die erste Uhr — das sind die äußerlichen Wahrzeichen dieses wichtigen Aktes, welcher den formellen Abschluß des Kindesalters bezeichnet.







Berlinmüde.

Zwei Briefe an die Herzogin von Seeland.

I.

Ihren letzten Brief, liebe gnädige Frau, habe ich einrahmen lassen; er hängt zur Erinnerung an die gottähnliche Güte Ihres Herzens an der Wand über meinem Schreibtisch, und wenn ich emporschaue, um meinen Gedanken beim Schreiben ein ordentliches Rückgrat zu verleihen, dann blinzeln mich Ihre Schriftzeichen ermunternd und erfrischend an.

Und dennoch giebt's Ausnahmen, die im Leben eben so wenig zu vermeiden sind wie z. B. drückende Stiefel, Verbrennen der Finger beim Siegeln, und der Ärger, daß man nicht mit sämtlichen Gewinn-Nummern der Schloßfreiheit-Lotterie auf die Welt gekommen. In diesem Ausnahmezustand befinde ich mich heute. Die Welt hat ein Gesicht, als seien ihre Züge mit Flor umwunden; die Häuser auf den Straßen schauen mich nicht architektonisch, sondern nur wie tote Steinmassen an, die Bäume im Tiergarten, denen ich in gehobener Stimmung ein bewußtes Leben zuerkenne, erscheinen mir steif, unpoetisch und grün angestrichen wie ihre Nachahmungen aus einer Nürnberger Spielschachtel, und selbst das in der Nähe des Brandenburger Thores seine munteren Spiele übende Eichhörnchen, das einzige lebende Geschöpf, das den forschenden Blick der dort vigilierenden Schutzmänner nicht fürchtet, gewinnt mir kein beifälliges Lächeln mehr ab. Kalt klingt mir der Glockenton der Pferdebahnen, ich fühle den ganzen Daseinsjammer der Kutscher und Schaffner mit, dieser Sklaven des öffentlichen, hastigen Wirrwarrs, und zeitweilig steigt das ganze Bild der durch Not und Sorge geknechteten Menschheit vor meinem Geist auf, und ich empfinde vermöge meiner desolaten Stimmung jeglichen Schmerz, der den Einzelnen betroffen. Eilt keuchend, weil brustkrank, ein bleicher Postbote an mir vorüber, so möchte ich dem Anblick ausweichen, weil er die Qual meines Innern erhöht; ich übergehe rasch die Riesentabellen des geschehenen Unglücks in den Zeitungen, und doch packen mich meine Vorstellungen und ich ertrinke mit einer halben Million Chinesen im Jang-tse-Kiang und höre das Todes-Gurgeln der Gemarterten.

Hat mein Bube den Schnupfen, denke ich bereits an einen Katarrh ohne Ende, und trete ich zufällig in ein Nebengemach meiner Wohnung und erblicke dort ein verstecktes, fleißiges Nähmädchen mit den weißen Wangen einer Nachtviole, schafft meine Phantasie sogleich einen herzzerreißenden Roman. Ich gucke fünf Treppen hoch in ihre Wohnung, sehe wie das Elend in den Ecken hockt gleich unverwischbarem Staub, und höre Stimmen von Bedrückten, die nach Gesundheit und Brod schreien. Und sie näht für ein paar Mark und näht und näht, bis ihr selbst der Lebensfaden abgeschnitten. —

Nichts hat Farbe, alles ist gemalt in einem düsteren Kolorit, und selbst die Nachricht, daß meine Tochter sich mit einem vorm Minister stehenden Unterstaatssekretär verlobt, würde mich kalt lassen wie das Wasser in meiner Badewanne. Sogar der Uebermut ist verraucht, der feuerspeiende Berg meines gelegentlichen Hauszornes über Malens und Christinens Ungeschicklichkeit — so heißen die Beherrscherinnen der Kochtöpfe und Staubbesen — ist völlig zum Schweigen gebracht. Wenn meine Frau mir melden würde, das von unserer Kopenhagener Tante einst zu ererbende, von Levy auf 8000 Thlr. taxierte, alte Rokokoservice sei in siebentausend Scherben zersplittert, es würde keinen Eindruck auf mich machen.

Der Schornstein könnte in unsere Kaffetassen fallen und unser Portier sich über Nacht in ein Känguruh verwandeln, das ganze Parlament in der Leipziger Straße durch eine Bombenpetarde in die Luft gesprengt werden, oder Oswald Nier nur noch gegipsten Wein verkaufen, — nichts nichts, nichts tangierte mich.

Wenn ich arbeite, ist's mir gleichgültig, ob meine Heldin Crescia oder Malchen — letzterer in meinen Augen ein Wassersuppen-Name — heißt oder ob die Kritik behauptet, ich sei, da ich weder Hackländer noch Goethe, weder Heine noch Ottilie Wildermuth — nichts weiter als ein elender Skribente — ich würde unempfindlich in die Luft starren und immer nur den Weltgeist fragen: wo kaufe ich mir ein neues Inneres? Das alte, geflickt, gebürstet, vergeblich gefüttert und aufgebessert, ist kaum noch ein Objekt für Salomon Nathan, der an der Ecke der Friedrich- und Jägerstraße steht.

Wohl flüstert dann — eine Rohrpostsendung von oben infolge meiner Anrufung — eine leise Stimme immer wieder:

„Geh an die Arbeit! Grabe, jäte, hacke Holz, übersetze Klopstocks Messiade ins Slavonische, schreibe ein gelehrtes archäologisches Buch über einen neuerdings aufgefundenen Stiefelknecht Julius Cäsars, gleichviel, was es sei, beschäftige deinen Geist, lenke die sumpfigen Gewässer in deinem Innern ab, schaffe klares Quellwasser! Aber sobald der Gedanke einen fröhlichen Anlauf nimmt, schleicht schon die Hexe Überdruß und Abspannung in ihrem gräulichen Gewande herbei und scheucht alles fort. Der Geist gähnt wie ein spielmüder Orangutang im Käfig, und alles: Oeffentliches Leben, Politik, Kunst, Lektüre, Champagner, Erbschaften, Ehre, Musik und selbst ein neuer Havelock sind Dinge und Erscheinungen, die mich nicht angehen. Vielleicht, wenn ein grünbefrackter Himmelsbote mit roter Kravatte an meine Thür klopfte und mir das selbstherrscherische Kaisertum über sämtliche Länder des Planeten Venus anböte, würde mich diese ungewöhnliche Auszeichnung aufrütteln, aber eben doch nur vielleicht! Möglicher Weise würde ich einen Maraschino mit Eidotter vorziehen. Ich bin eben unberechenbar wie die Größe der für unsere bewaffneten Augen unsichtbaren, 780,000 Billionen Säkula Eisenbahnreisezeit hinter der Milchstraße entfernten Gestirne.

Und der faßbare Grund zu allen diesen Krankheitserscheinungen, desolaten Stimmungen, heterogenen Launen, Grillen, Lebens- und Daseins-Verachtungs-Anwandlungen, zu

diesem Faultierprozeß des Herzens, Gemütes und Verstandes — —? Es ist die in Berlin herrschende Hitze!

Ein stocktauber, blinder und lahmer Eskimo ist bei 40 Grad Kälte glücklicher daran, als ein schaffender Mensch im Sommer in Berlin. Die Sonne ist geheizt, als sollte sie einen Dampfkessel von dem Umfang des Weltraums besorgen, ihre Panzer glühen, daß der Brand den Brand verzehrt und Marmorblöcke von der Größe des Neptun in Sekunden wie Wachs zerschmelzen. Ihren runden, flammenden Leib wälzt sie heran und richtet ihn direkt auf die Stadt der unverschämten Haus- und genügsamen Budikenbesitzer, auf die Stadt der Epauletten und Theater.

Jedes Dach ist in ein venezianisches Bleidach verwandelt; in den Stuben tanzen die Fliegen eine Wahnsinns-Tarantella, den Hunden hängen die Zungen vorne wie ihre Wedelinstrumente am Rücken herab, und in den Schulen schreien der Pulttyrann wie die armen Kinderseelen nach Erlösung. Schweiß, Staub, Hitze sind in den Wörterbüchern den Namen: Erschlaffung, Faulheit und Lebensüberdruß in Klammern beizufügen; sie sind identisch.

Selbst die Nacht hat ihren erfrischenden Hauch verloren und steht machtlos dem vorm Versinken noch Meiler-Hitze zurücklassenden Feuerball gegenüber. Nach Luft, Befreiung, Kühle, menschenwürdigem, bei der Geburt vom Schöpfer garantiertem Lebensodem ringt jegliche Kreatur: die Ziege mit der Schneiderphysiognomie, der müde Selterwassergaul mit dem Waschfrauengesicht, der Affenpintscher mit der pensionierten Majorsvisage, der zoologische Löwe mit den Zügen des Demokraten, die Kuh mit dem Exterieur eines in guter Hoffnung stehenden Weibes, das Schaf mit der stupiden Miene einer alten Jungfer.

Ja, das ist's, Staub und Hitze sind's die plötzlich das unbezwingbare Verlangen wecken: Fort, hinaus! Gustav Pfarrius' Worte drängen sich mir auf:

Komm mit, verlaß das Marktgeschrei!
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Ums Herz, und atme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!
Wir gehen auf thaubeperltem Pfad
Durch schlankes Gras, durch duftges Moos,
Durch frischer Lüfte stärkend Bad
Dem grünen Dickicht in den Schoß;
Gehn in der Hallen weite Pracht,
Wo endlos Säul' an Säule steht,
Und durch der Schatten hehre Nacht
Des Unsichtbaren Schauer weht;

Wir gehn hinab zum Felsenborn,
Wo schaumgeboren, goldbeschwingt,
Wie aus des Knaben Wunderhorn,
Ein Märchen aus der Tiefe dringt,
Und in der Tiere Lustrevier,
Draus unverkünstelt, unverstellt,
In wechselnden Symbolen dir
Entgegentritt die eigne Welt.
Komm mit, verlaß das Marktgeschrei!
Verlaß den Qualm, der sich dir ballt
Ums Herz, und atme wieder frei,
Komm mit mir in den grünen Wald!

Endlich ist der Augenblick gekommen, wo der zum Entschluß gereifte Gedanke sich verwirklichen kann. Die Koffer werden vom Boden herabgeholt und die Überlegung beginnt, was in die Bündel geschnürt und was zurückgelassen werden soll. Zurücklassen

will ich die Sorge! Noch im letzten Moment will sie sich mit in den Reisekorb hineinzwängen, sie giebt keine Ruhe, selbst nachts erweckt sie mich im Schlaf und flüstert und mahnt und, redet und kommt, eben fortgescheucht, wieder herangeschlichen. Sie hockt beim Erwachen vor meinem Bett und will sich mir aufdrängen, aber ich reiße die Fenster auf, und wie der Teufel vor dem Heiligenbild, weicht sie vor dem hehren Glanz des anbrechenden, das Herz mit frohen und hoffnungsvollen Empfindungen erfüllenden Tages.

Ich lasse zurück angefangene Poesien, verwaschene Socken, die letzten Monatsrechnungen, aufgesammelten Groll und Lebensversicherungspolicen.

Nichts mehr von erleuchteten Lokalen mit späten Nachtstunden und Anwartschaft auf schwankenden Gang beim Nachhausegehen, nichts mehr von Disputen über Theater und Ausstellungen, preisgekrönte Schönheiten und Kindererziehung, Vereinssitzungen und Sozialdemokratie, Hausstandsgeld und Meinungsverschiedenheiten, harte Schreibtischarbeit, Erfolg, Mißerfolg, Kritik, Konkurrenz, Neid und neuere Litteraturströmungen.

Nur die Worte: Ablösung vom Zwang des Polizeidienstes der Alltäglichkeit, Freiheit, andere Luft, andere Menschen, Umgebung und klares Trinkwasser haben einen Klang. Fort! Fort!

Die Wangen sind blaß, der Pulsschlag ist matt oder nervös erregt, die Kleinen gleichen farblosen, von der Hitze geknickten Narzissen, und den Großen liegen die Lasten der Arbeit und der Temperatur-Qualm auf den Schultern, als ob sie Abkömmlinge des Gottes Atlas seien.

Endlich, endlich stehen auch die Droschken vor der Thür. Froh, die Herrschaften von sich abzuschütteln, und nun auch einmal ihre Freiheit genießen zu können, heben Male und Christine mit brutal vergnügten Mienen die Koffer empor, und nachdem auch das letzte Bündelchen mit den Sonnen- und Regenschirmen seinen Platz gefunden hat, die Reisedecken in die Ecken gepferchst sind, flieht der befreite Menschensohn aus den Thoren Thebens. — —

Ob Hertzog ausverkauft oder ein Stück im Residenz-Theater durchfällt, ein Sturm den Siegeswagen auf dem Brandenburger Thor zerschellt oder die Chokolade im Café Bauer plötzlich genießbar geworden, noch zwanzig Bierlokale im Stil Rhamses des Einundzwanzigsten oder in dem einer andern ägyptischen Dynastie entstehen, ob die Panke überplätschert oder der Friedrichsbahnhof dem wachsenden Verkehr nicht mehr Stand hält, die Neuausschmückung der Linden vor sich geht oder Barnay plötzlich mit Kainz auf Du und Du anstößt, Eugen Richter konservativ wird oder Hammerstein unter die Semiten geht, ob der Tegler Schießplatz unter die Linden verlegt wird oder im Rathhaus höflichere Beamte das Publikum bedienen, ob im Zoologischen Garten die Eisbären plötzlich Menuett tanzen oder in Weißensee Brunner vom Seil fällt, der Weißbierwirth Klausing zum König der Sandwichinseln ernannt wird oder der Kaiserhof seinen Lichtsaal eingehen läßt, Bolle nicht mehr klingelt oder Jean Fränkel keine



Zeitgeschäfte mehr macht, Goethe im Tiergarten vom Postament herabsteigt und des alten Wrangel Stelle in der Leipziger Straße einnimmt, alle angepriesene Chokolade künftig mit Sch geschrieben wird und Blooker die Entölung aufgiebt, die Schloßwache nicht mehr vor einem General präsentiert, oder die Reichsbank nur noch in Kupferpfennigen Zahlungen leistet, die Quellen der Spree versiegen und keine „reellen" Ausverkäufe mehr stattfinden, ja, auf dem Lützowplatz von protestantischen Konservativen Windhorst ein Denkmal errichtet wird — Alles, alles bietet keinen Grund und ist mir kein Reizmittel, zurückzukehren. — „Berlin im Rücken!" nur diese Worte stehen auf meiner Fahne geschrieben.



Mein Brief ist lang geworden, meine hochverehrte Frau, aber Sie sind ja barmherzig, und in solcher Weise meinem Herzen Luft machen zu können, war die erste Etappe zu dem neuen Dasein.

* * *

II.

Diesen Brief, liebe Freundin, empfangen Sie aus der Welt der Schönheit und Ruhe! Ich weiß nicht mehr, wie viel Überdruß, Abspannung und Galle sich in meinem letzten Schreiben vor der Abreise ausdrückte, ich weiß nur, daß ich berlinmüde war zum Sterben! Nun stehe ich mitten unter duftenden, Kühle und Schatten verbreitenden Tannen, spanne meine Brust, hole tief Atem und freue mich, wieder ein Mensch, ein Kind der Natur zu sein.

Es ist hier wundervoll, und die Natur zu belauschen, nachdem ich die Stadt verlassen und auf die Steinmassen von Häusern und Kasernen einen Bannfluch geschleudert, der einen Kirchenfürsten in Respekt versetzen würde, ist ein Vergnügen sondergleichen. In still schaffender Demut wächst und blüht es hier auf der Höhe im Harz, auf der Höhe und doch im Thal, von Bergen umgeben, im lieblichen Städtchen Grund, schon mittags zu erreichen, wenn man sich morgens in Berlin aufrafft und dem Billeteur das Wort „Gittelde" zuraunt. Das ist nämlich die Endeisenbahnstation des Nerven und Sinne stärkenden Fleckens, in dem ich meine müden Glieder ausgestreckt habe.

Und nun kommen Sie und begeistern Sie sich mit mir an folgenden süßklingenden Lauten, oder noch besser, satteln Sie Ihr Maultier oder heizen Sie eine Lokomotive und folgen Sie uns nach!

Waldesrauschen, silberne, murmelnde Quellen, die aus der Höhe herabspringen und Ihnen erzählen von Bergluft, reinem, köstlichem Atem, duftenden Wiesenblumen und vorübereilenden, singenden Vogelscharen, von Ruhe und Einsamkeit, Sonne und stillem Mondesglanz, von Falkenschrei und dem Juchhe des Hirten.

Ich wandle Wege, an denen Felsen emporsteigen, die einst ein zermalmender Blitz in Stücke zerriß; grünes Moos hat sich eingenistet zwischen den Spalten; ich schaue hinab in einen Steinabgrund, es gähnt mir geheimnisvolles Schweigen und Finsternis entgegen, über mir aber bricht die Sonne mit ihren Strahlen durch und ich werfe das entzückte Auge in das smaragdne Gewirr der Blätter des Buchenwaldes. Dann gehe ich wohl eine Stunde zwischen Tannen, die ihren würzigen Geruch verbreiten, überschreite eine stille Wiese, eingeschlossen von hohen Fichten, auf der die Hummeln ihre Konzerte einüben, wo es aber sonst so lautlos hergeht, daß ein müder Handwerksbursche hier sieben fette Arbeitsjahre verträumen könnte. Ich steige empor zu den Ruinen eines alten, von Märchen und Sagen umwebten Gemäuers, klimme bis an die Spitze und berausche meinen Blick an Gottes wundervoller Natur.

Grüne Berge mit Tannen, die aufsteigen wie wellige Hügel, über ihnen der blaue Seidenglanz des Himmels, ein schneeweißes Wölkchen, herabgeflogen aus der Höhe, weil angezogen von der Pracht und Schönheit der Thäler, der breiten saftigen Wiesen, der Waldungen und dem sanften Frieden, der über dem Thalkessel ruht. Donner und Blitz sollten aus der Wolke hervorzucken, ihr weißes Gewand sollte sich verwandeln in ein düster-graues, sie aber umgab sich mit dem Schneekleide der Unschuld und harrt unbeweglich, wie erstarrt von der Schönheit der Natur, bis im Vorüberrauschen der Abendwind ihr Fittige anheftet, und sie, zum beschleunigten Fluge sich vertheilend, zurückkehrt in die Welt der Dünste und Wolken.

Überall Ruhesitze mit freiem Durchblick, bald auf Äcker, bald auf Wiesen, bald auf das Städtchen, das mit seinen roten Dächern und rauchenden Schornsteinen sich gleichsam eingezwängt hat in die Thaltiefe, in dem einst ein Fluß dahinbrauste und seine schäumenden Gewässer über die Flächen warf, auf denen jetzt schmucke Gärtchen und Veranden sich befinden, die den Sommergast einladen, sich niederzulassen.

Was ich beginne, liebe Freundin? Am Morgen weckt mich die Melodie des Kuhhorns. Braune Rinder treten langsam aus den Seiten-Eingängen der Häuser, oder schwerfälligen Ganges aus diesen selbst, viele, wohl hundert. Auf dem freien Platz an dem Hotel „Rathaus" plätschert ein Brunnen mit frischem, kaltem Wasser, und das durstige Vieh steht still, saugt vorsichtig den kühlen Quell auf und vergißt, sich nun wieder den gemächlich träge vorausschreitenden Kommilitonen anschließend, das vom Frühschoppen lang triefende gutmütig dumme Maul zu wischen. — —

Eine nur durch Mauern getrennte, friedliche Gemeinde wohnt hier in den den Platz umrahmenden schmucken Häusern, ein Kirchlein steht beiseite und gegenüber ragt

das genannte Hotel mit seinen Nebenvillen stattlich empor. Kein aufmerksamerer, unermüdlicherer Wirt im deutschen Lande, als der Hotelbesitzer „Römer", und nirgend kräftigere Kost, ein besserer Trunk in schattigen Räumen.

Ich wohne im Garten in einem auf einen freien Platz schauenden Neubau. Der Duft der Rosen zieht zu mir hinauf, wenn ich früh morgens auf meinen Balkon hinaustrete und hinabschaue. Schon sind die Wege geharkt, die Boskets mit silberfunkelndem Wasser getränkt; alles grünt und blüht drunten, sanfte Sonne erfreut mein Auge, mein Herz weitet sich — —

Mehrere reizend gelegene Wirtshäuser auf den Bergen mit bequem ansteigenden, schattigen Fußwegen bieten nach dem ersten Frühstück ein zweites. Der Magen wendet sich nie achselzuckend ab, er macht stets eine zuvorkommend dankende Reverenz, man hat Hunger den ganzen Tag und einen solchen Schlaf die ganze Nacht, daß droben in den Himmelsräumen ein Ball mit einem fünfhundert Posaunen starken Orchester stattfinden, Millionen Engel mit silbernen Flügeln und goldenen Ohrläppchen in mit Diamantnägeln beschlagenen Stiefeletten einen Schuhplattler exerzieren könnten, man würde nichts hören.

Vor Tisch tauche ich meinen Leib in ein Fichtennadelbad und verspüre eine Wohligkeit, als sei unversehens eine Neugeburt an mir vollzogen.

Nun kommt die Post. Keine Briefe — Mahomed sei gelobt! — aber Zeitungen. Sie heben, neben der mitgenommenen Lektüre, die so erquickliche, Körper und Geist frommende kurze Langeweile vor und nach Tisch auf, und der Nachmittag ist Ausflügen gewidmet, bei denen jedesmal meine Seele in die Harfensaiten des Entzückens greift und ausruft: „Lieber Gott, wie wundervoll ist Deine Welt!" Es strotzt hier nicht von mirakulösen Naturwundern, keine Himmelsberge, die fast die Nasenspitze des Engels Gabriel berühren, keine Schluchten, in denen Tod und Grauen finstre Vermählungsfeste feiern, keine Schneefelder und Riesenthäler mit Dörfern, Flecken und Städten, keine blauen Seen mit Dampfböten, keine heißbeschienenen Avenüen mit schloßartigen Villen und Veranden. Aber doch eine Tropfsteinhöhle tief unter der Erde, doch Waldseen mit einem fast furchterregenden Schweigen ringsum, eingeschlossen von hundertjährigen, traumhaft unbeweglichen Riesen-Weihnachtsbäumen, die statt der goldenen Nüsse und Netze sich morgens mit silberglänzendem Reif bedecken, oder auf denen die durchbrechenden Sonnenstrahlen ihre zitternden goldenen Tänze aufführen.

Hier badete ich meine kranke, berlinmüde Seele und meinen Leib wieder gesund, liebe Freundin, hier vergaß ich schon nach acht Tagen, daß ich Nerven hatte, hier vergaß ich des Lebens Zwang, das dringende Muß der Arbeit, die Quälhexe Sorge, hier weiß ich nichts von Abspannung, Daseinsüberdruß und Verlegerkontrakten.

Aber seltsam — in der Gesundung schauen mich allmälig die Bilder in dem Guckkasten Berlins, den ich aus Gewohnheit mit eingepackt, und den ich nun wieder hervorhole, völlig anders an — ja, jetzt, nach fünf Wochen, hält mich die bleiche Göttin Sehnsucht fest und träufelt mir langsam wieder ihr süßes Gift ins Herz.

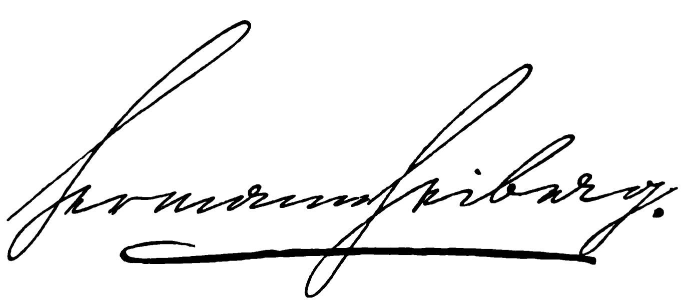
Ich sehe dich vor mir, Berlin, mit dem lustigen, lebensprühenden Angesicht, mit deinen sonnendurchwirkten Linden. Eine Marschmusik ertönt, die Maikäfer kommen heran, die Hörner der Musikanten blitzen, und der Trompetenschall reißt mich fort zu einem rascheren Tempo. Die Läden, die Cafés strahlen im Tageslicht; Tausende wälzen sich vorüber! Leben, Bewegung, Kraftanspannung und liebenswürdiger Müßiggang, offene Droschken und vergnügungssüchtige Fremde, Lastwagen, schwer und langsam, Flaneurs und gepäckschleppende Dienstmänner, eilfertige, schwatzende Kellner hinter den großen Glasscheiben der Restaurants und beim Kaviar sich pflegende Gäste.

Ich sehne mich zurück in den Kreis meiner Freunde, die plaudern und mich anregen, ich betrete in Gedanken die Gesellschaftszimmer meiner Bekannten, in denen ich so oft die kleinen Münzen meines Frohsinns ausgab und die Goldstücke ungetrübter Heiterkeit zurückempfing, ich begeistere mich an den Schöpfungen der Kunst, besuche die Theater, die Konzerte, empfange Eindrücke, die meine Phantasie nähren und mich drängen, das alles in Worte und Formen zu kleiden; die Lust zur Arbeit erwacht wieder — — die Lust zur Arbeit, das goldene Himmelsgeschenk!

Nachschrift.

Dieser Brief blieb liegen, liebe Freundin. Sie empfangen ihn aus Berlin. Weshalb ich ihn nicht absandte? In der Trägheit des Wohlbehagens hatte ich ihn mehrmals unterbrochen und wollte nichts Halbes abschicken. Ich sitze wieder zwischen meinen vier Wänden, und alles, was mich umgiebt, guckt mich so heimisch an, daß ich nicht begreife, daß es vor Monaten für mich ohne Reiz und Farbe sein konnte. Selbst die Übungen meiner Kinder auf dem Klavier — die ich in den Orkus hinab verwünscht — klingen mir vertraut und stören mich nicht, ja, wenn jetzt zehnmal in einer Stunde die Flurglocke angezogen würde, oder eine entfernte Verwandte, häßlich wie eine Macbethsche Hexe, mit Warzen auf der Nase und der Langeweile eines Chausseesteines, sich auf Wochen zum Besuch anmelden würde, ich verlöre nicht meinen guten Humor. — Die Straßen lächeln mich wieder an, die Menschen haben sympathische Gesichter, der Tag hat helle, lichte, goldene Farben, und wenn ich durch den Tiergarten schreite, dringt ein frohlockendes Lied aus meiner Kehle. Und die kleinen Vögel in den Zweigen begleiten meinen Gesang, und ich jauchze auf, denn ich höre in ihrem zärtlichen Ruf: „Willkommen! Willkommen, Du Berlinmüder! Jetzt, jetzt bist Du wieder der Alte!“ —







Berlin zu Wasser.

Zum Berliner Pflaster gehört die „Wasserkante“ als ein unabtrennbares Seitenstück, eine unentbehrliche Ergänzung desselben. Was wäre Spree-Athen ohne Spree?! Ganz abgesehen davon, daß dieser nützliche Fluß mit seinen Kanälen einen wichtigen Bestandtheil des städtischen Verkehrsnetzes bildet, verleiht er auch dem ausgedehnten Gebiete, welches er innerhalb der Weichbildgrenze Berlins durchfließt, ein besonderes Gepräge und trägt nicht wenig bei zur Belebung und freundlichen Ausgestaltung des Gesamtbildes unserer Stadt. Berlin hat unter den vier europäischen Weltstädten die am reichsten entwickelte Wasserkante. Wien sieht seine „schöne blaue Donau“ — da die längst projektierte „Donaustadt“ vorläufig noch Zukunftsstadt ist — nur aus der Entfernung und das Stück des Donaukanals, welches sein Gebiet vom „Spitz“ bis zur Erdberger Linie durchschneidet, mißt nur 9 Kilometer. Sollte sich die Donaustadt jemals zu einem großstädtischen Gebilde entwickeln, so würde die schiffbare Wasserkante Wiens sich verdoppeln, also rund 18 Kilometer messen. Etwa 5 Kilometer mißt die Strecke, welche der Wienfluß innerhalb des Weichbildes der Stadt Wien durchläuft; allein dieses Gewässer ist trotz der vielen, teilweise monumentalen Brücken, welche dasselbe überspannen, unansehnlich und unschiffbar und kann daher keine höhere Bedeutung beanspruchen, als die Berliner Panke. Was Paris anbetrifft, so kommen ihm von der Seine nur 14 Kilometer zu gute, denn dies ist das Maß der Strecke, welche der malerische, schlangenartig gewundene Fluß innerhalb der Ceinture von Bercy bis Point du Jour



durchläuft und in welcher die um die Cité und die Insel des heiligen Ludwig sich schlingenden Arme mit inbegriffen sind. London mag mit Recht stolz sein auf seine mächtige Themse, die es zum ersten Hafenplatz der Welt macht; aber was die Ausdehnung der Wasserkante anbelangt, so ist ihm Berlin doch über, obgleich es erst Seestadt werden soll: denn die Themse mißt in der Strecke von der Putney-Brücke bis zu den OstindienDocks, in welcher sie das Weichbild Londons durchschneidet, 23 Kilometer, während die schiffbaren Wasserläufe der Spree innerhalb des Berliner Stadtgebietes eine Gesamtstrecke von nahezu 29 Kilometern bespülen.

Übertrifft somit Berlins Wasserkante diejenige aller übrigen Weltstädte Europas an Ausdehnung, so fehlt es ihr andererseits auch keineswegs an landschaftlichem Reize. Welch ein imposantes Bild giebt die Spree bei Treptow, wo sie in das Weichbild Berlins eintritt! Der breite, von üppig grünendem Gelände eingefaßte Wasserspiegel mit den in majestätischer Ruhe auf demselben sich wiegenden Segelbooten, den von fröhlichen Ausflüglern besetzten Dampfern, den schwerbelasteten Frachtkähnen und den federleicht dahin-



Boote an der Stralauer Brücke.

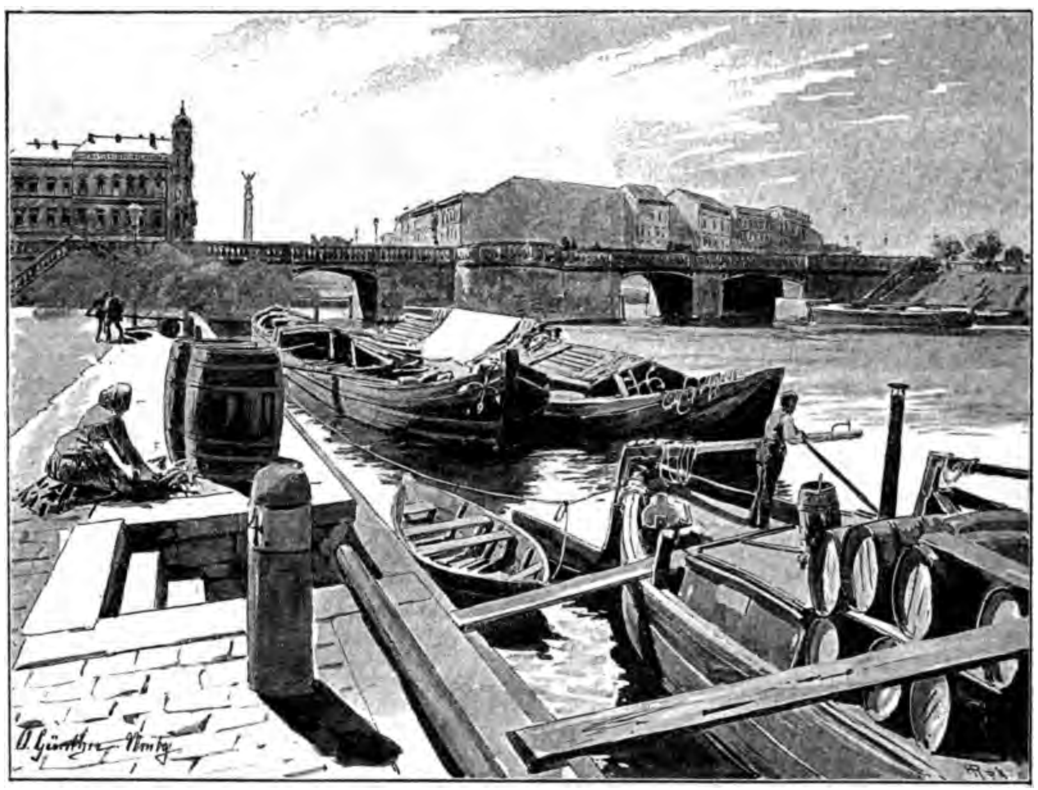


schießenden Kanoes hat hier das Ansehen eines mächtigen Stromes und ist von packender, malerischer Wirkung. Hier tritt die Spree in das Weichbild Berlins ein, und hier drängen sich alle größeren Flußbadeanstalten der Stadt — selbst das künstliche Wellenbad fehlt nicht darunter — in einer kurzen Strecke zusammen. In der Gegend zwischen Oberbaum- und Schillingsbrücke ist das Flußbett zwar schon wesentlich eingeengt, aber immer noch breit genug, um in seiner Umrahmung von rauchgeschwärzten Schloten, Fabriksgebäuden, ausgedehnten Wasser- und Gaswerks-Anlagen, mit seinen Speichern und Lagerplätzen und seiner, das Wasser wie die Ufer belebenden Staffage einer emsig schaffenden Arbeiterbevölkerung einen stattlichen Anblick zu gewähren. Man glaubt sich hier in eine ältere Handels- und Fabrikstadt versetzt; aber wenn man den Blick über die unmittelbare Umgebung hinaus und gegen die Stadt hin schweifen läßt, dann erkennt man an den immer dichter und wirrer sich ineinanderschiebenden Linien der Häuserfluchten, der immer enger sich schließenden Kette der Mietpaläste und an den, aus den Umrissen des Gesamtbildes hervortretenden Typen einzelner Monumentalbauten, die dem Auge des Beschauers immer wieder entgegentreten und gewissermaßen als wegweisende Merkzeichen für die Orientierung und den Überblick des Ganzen dienen, den wahren Karakter der Stadt. Und je tiefer wir in die Häusermasse eindringen, desto mehr gewinnt die Wasserkante an großstädtisch vornehmem Aussehen. Das Stück Alt-Berlin zwischen Waisen-, Insel- und Fischerbrücke mit seinen altmodischen, oft ans Grotesk-Gerümpelhafte streifenden Formen liegt bald hinter uns und wir sehen jenseits des Mühlendammes die edlen architektonischen Formen des königlichen Schlosses und der nördlich und westlich von diesem sich ausbreitenden Prachtbauten aus der Schinkel'schen Zeit in die Erscheinung treten. Ein merkwürdig stiller, entlegener Winkel ist der nördliche Zipfel





der Spree-Insel Alt-Kölln, der sogenannte Cantianplatz mit seinem mehr als bescheidenen Kunstasyl, das sich in seiner erzprosaischen Umgebung, eingepfercht zwischen Steueramt, Packhof, Mehlbrücke und Kupfergraben, sonderbar genug ausnimmt. Aber nur wenige Schritte weiter, und wie mit einem Zauberschlage wechselt das Bild: wir sehen die volk- und verkehrreichen Kais am Weiden- und Schiffbauerdamm vor uns und, jenseits der bis hart ans Ufer herantretenden Masse des Zentralbahnhofes und des mächtigen Eisenbogens der hier die Spree überbrückenden Stadtbahn, das Reichstagsufer, von welchem aus der Blick sich einerseits gegen das Lessingtheater und den Humboldt-Hafen hin erweitert, andererseits durch die hochvornehmen Straßenzüge am nördlichen Ende des Königsplatzes die glänzenden Anlagen dieses letzteren streift. Ganz unvermittelt schließt sich an diesen starkbelebten Punkt des Spreegestades das feine, stille Kronprinzenufer mit seinem massigen Gegenüber, dem neuen Packhofe, und den ausgedehnten Anlagen des Lehrter Bahnhofes an, und noch folgen die letzteren am jenseitigen Ufer unserem Wege, da finden wir uns am diesseitigen auch schon wieder von einer völlig veränderten Szenerie umgeben. Der idyllisch-friedliche Spreeweg nimmt uns hinter den Zelten auf und führt uns, den waldeinsamen Tiergarten entlang und



Humboldt-Hafen.



an dem stillen Schlosse Bellevue vorüber, bis an jenen abgelegenen Winkel zwischen dem Schloßgarten und dem Stadtbahnviadukt, welcher uns ganz vergessen läßt, daß wir eben erst eines der vornehmsten und belebtesten Quartiere der Weltstadt verlassen haben. Verfolgen wir den Lauf der Spree noch weiter bis zu deren Austritt aus dem Weichbilde Berlins, so finden wir an unserem Wege den noch in der Entwickelung begriffenen Teil des hinteren Tiergartenviertels, auch ein Stück klassischen Bodens für die Geschichte der Bauspekulation und Bauwut, die sich in Berlin stellenweise so sehr breit macht, und am jenseitigen Ufer sehen wir die Schlote der Borsig'schen Werke rauchen — also am Ausgange wie am Eingange ein Stück Fabrikstadt, nur daß hier der Ausblick ringsum frei und der Karakter des Bildes ein vorwiegend landschaftlicher ist, während wir dort von undurchdringlichen Häusermassen uns eingeschlossen sahen und vom Qualm und Lärm städtischen Treibens umgeben waren.

Ebenso wechselreich wie längs des Spreelaufes ist die Szenerie, welche sich uns während einer Wanderung an den Kanälen aufthut. Hier begegnen wir bald einem lebhaften großstädtischen Getriebe, wie zum Beispiel an der Potsdamer Brücke, am Halleschen Thor oder auf dem Oranienplatze, bald finden wir wieder vornehme Ruhe, wie am Tempelhofer, am Lützow- oder Königin Augusta-Ufer. Hier finden wir die Fischer auf ihren Kähnen beschäftigt, dort beobachten wir das still-friedliche Bordleben einer Obsthändlerfamilie, die sich auf ihrem Kahne häuslich eingerichtet hat, oder wir

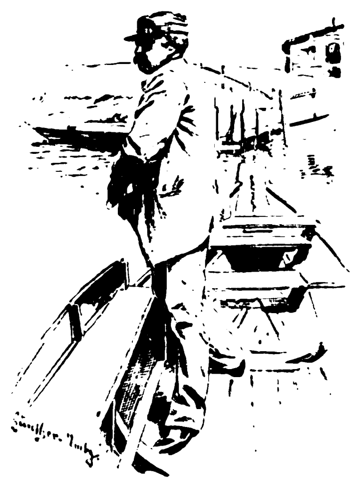


sehen beim Ausladen der mit Baumaterial schwer befrachteten Fahrzeuge zu. Hier arbeitet eine Baggermaschine, dort wird ein mächtiger Oderkahn von zwei Männern mittels der bekannten langen Krückstangen vorwärts geschoben. Eine harte Arbeit! Kaum sieht man das Fahrzeug sich fortbewegen, obgleich die Leute ohne Unterlaß von einem Ende desselben bis an das andere schreiten, wobei sie, gegen die Krückstangen sich stemmend, den Kahn gewissermaßen unter ihren Füßen wegschieben. Wohl unzählige



Male müssen sie — oft in der größten Sonnenglut — diesen Gang immer wieder von vorne beginnen, bis endlich das Ziel erreicht ist. Es sind aber auch harte Naturen, diese „Gottliebs“, wie der Berliner seine Spreeschiffer und auch deren Frachtkähne nennt; rauh und wohl auch abstoßend für denjenigen, der sie nicht näher kennen lernt, aber treuherzige Kernmenschen für den, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, in die kleinen sauberen Kojen hinabzusteigen, in denen sie hausen, und ihr Leben und Treiben etwas genauer ins Auge zu fassen.

Der Berliner liebt seine Spree mit einem gewissen zärtlichen Stolze und eine Gondel- oder Dampfbootfahrt auf derselben — erstere mit obligatem „Schunkeln“, letztere womöglich im Massenaufgebot ganzer Vereine und mit dem höchst zulässigen Aufwand von Radau — gehört zu seinen Hauptvergnügungen. Die interessanteste Seite des Wasserlebens ist aber für ihn der Ruder- und Segelsport, welcher in Spreeathen in hohem Flor steht. Mitten im Winter werden schon Vorbereitungen für denselben getroffen und während des ganzen Frühlings, Sommers und Herbstes nimmt das Sportleben zu Wasser kein Ende mehr. Willst du, freundlicher Leser, einen flüchtigen Einblick in das Leben und Treiben unsrer Spreefahrer thun, so folge mir.



Es ist Februar, eine kalte Nacht. Wir treten in ein düsteres Gebäude, dann geht's ein paar Stufen hinauf und wir gelangen durch eine Glasthür in einen großen Raum, aus welchem eine warm-feuchte Luft uns entgegenströmt. Wir vernehmen kräftigen Ruderschlag. Vier tadellos gewachsene, nur mit Schwimmhose bekleidete junge Leute arbeiten in einem Auslegerboote so energisch, daß ihnen der helle Schweiß aus den Poren bricht. Ein trainirender Freund steht am Rande des Schwimmbassins, in welchem das Gefährt mit Strippen festgebunden ist, und kritisiert jede Bewegung des rastlos arbeitenden „crew“: „Nr. 2 die Arme schneller vorstrecken!“ — „Nr. 3 kräftiger durchholen!“ „Der Schlagmann verdreht ja den Riemen!“ — — dies und noch manch' Anderes ruft er unermüdlich den Ruderern zu.



Das Schwimmbassin ist während der Abendstunden von einem Ruderklub zu dem Zwecke gemietet, um jüngere Genossen für den Rudersport zu „trainieren“.



Das Fahrzeug ist, wie schon gesagt, festgelegt und die Riemenblätter sind durchlocht, so daß sie nur gerade soviel Wasser zurückhalten, als nötig ist, um einen Ruderschlag von gleicher Kraft wie im freischwimmenden Boote zu erzielen.

„Nun zum Schlusse noch einen Spurt!" ruft der als Trainer fungierende ältere Klubgenosse aus; dann schlagen die Riemen kräftig in das Wasser und die letzten Schläge werden im schnellsten Tempo ausgeführt. — „Halt!" — Ein fröhlicher Ruf ertönt, ein kurzer Sprung erfolgt, und klatsch! paddeln die vier Gestalten schwimmend und spritzend im Wasser herum, um sich nach der heißen Arbeit abzukühlen. Neue Ruderer nehmen die leer gewordenen Gleitsitze ein und wir „Alten" auf dem Trocknen schauen fast neidisch zu ihnen hinab. Welche Lust, solche Erquickung nach solcher Arbeit!

Dies ist der Anfang der Sportsaison. Mit Ernst wird nun Woche für Woche weiter geübt, gebildet und gemodelt. Bier und Wein sind versagt, das Rauchen nur mit Maß erlaubt und untadelhafte Haltung des Körpers geboten. Der Sieg kann nur von ganzen Männern errungen werden und es handelt sich in diesem Jahre wieder um den Kaiserpreis, den sich der blaue Stern so oft schon geholt und nur durch ungünstige Umstände verloren hat.

Monat für Monat wird in allen Klubs und Vereinen weiter gearbeitet und die Kaisermannschaft aufs Strengste auserlesen, die „crews" (Bootsbesatzungen) auf's Sorgfältigste zusammengestellt und nach Klassen: seniors, juniors ꝛc. geordnet. Ein Verein beobachtet heimlich den andern und berechnet die Chancen des Sieges.

Wenn die Spree eisfrei ist, geht's hinaus in die freien Wogen. Die Übenden, begleitet von einem Dampfer, von dem aus der nun ins Amt tretende „Trainer" von Profession die Sache beaufsichtigt und die Übungen sorgsam leitet, sind durchwegs „Amateurs", Studenten, Doktoren, Kaufleute u. s. w., die den edlen Sport nur zu ihrem Vergnügen treiben.

Endlich naht der lang ersehnte Tag der Entscheidung. Die Spannung hat den höchsten Grad erreicht. Das Mißgeschick will manchmal, daß die besten Kräfte verhindert sind, an dem entscheidenden Wettkampfe teilzunehmen; aber man läßt darum den Mut nicht sinken und die Hoffnung bleibt wach. Überdies ist der „Klub" genannt und: „gestartet muß werden um jeden Preis!" ist die Losung.

Ganz Berlin ist auf den Beinen, die Spree bis Grünau hinauf ist schon von früh morgens ab mit Fahrzeugen belebt; die Rennbahn ist mit gefüllten Dampfern, fahnengeschmückten Yachten und Booten dicht besetzt. Von den Tribünen am Ufer winken schöne



Frauen mit ihren Tüchern. Der Startschuß ertönt, und ... Sie haben die Berichte gelesen? — — Nun, dann kennen Sie den Rest!

Der „Blaue Stern“ hat gesiegt, unter tumultuarischem Jauchzen der Menge lief seine Mannschaft in das Ziel! Die erschöpften Sieger, die zum Schlusse in heißestem Spurt die „Bootslänge“ herausruderten, werden aus ihren Sitzen und Booten fast herausgehoben.

Noch einmal ertönen Hurrahrufe und Fanfaren. „Der „Klub“ hat gesiegt!“ „Ei sieh da, die Helden des Tages!“ — „Wie heißen die Leute?“ — „Wie sie ermüdet sein müssen!“ — „Hübsche junge Männer!“ — So spricht Alles durcheinander. Die bescheidenen Sieger aber nehmen unter freudiger Bewegung den Ehrenpreis und die goldenen Erinnerungsmedaillen entgegen. Manch holder Gruß winkt ihnen aus schönem Auge; dann ein stiller Trunk aus schäumendem Pokale zur Erquickung, feurige Toaste und Reden am Abend und dann — ? Nun, dann geht es eben wieder weiter im alltäglichen Treiben des Werkeltages. Doch die Erinnerung bleibt, und noch der Alte schmunzelt, wenn er seine Farben in späteren Tagen wieder einmal auf dem Wasser sieht.

Der Segelsport hat sich in Berlin nicht minder kräftig entwickelt, als der Rudersport. Vor vierzig Jahren besaß Berlin eine einzige Segelschaluppe für Vergnügungszwecke. Man mietete dieselbe für „zehn Jute“ pro Tag von ihrem glücklichen Eigentümer, dem „alten Juhlke“ in Stralau, und segelte darin flott stromaufwärts. Wenn der Wind oder — der Urlaub ausgingen, ließ man das Fahrzeug an einer Bierstrippe oder etwas dergleichen vor Anker gehen, ritt auf Schusters Rappen — denn

Bahnen gab's noch nicht — nach Hause, und machte dann später dem alten Juhlke mit „zwanzig Froschen" in der Hand Meldung von dem Standplatze seines Fahrzeuges. Wer damals geweissagt hätte, daß nach vierzig Jahren ganze Flottillen von lustigen Seglern, die sich mit denjenigen mancher englischen Klubs messen können, Spree und Havel bedecken würden, den hätte man einfach ausgelacht.

Der Glücklichste von allen Seglern ist der Zukunftssegler, d. h. derjenige, der noch gar kein Boot besitzt, sondern sich erst eines zulegen will. Bei diesem spielen Geld, ein verfehlter Bau, Unfälle, schlecht Wetter, eklige Begleiter, zerbrochenes Ruder, Festsitzen und Angefahrenwerden noch keine Rolle. Alle diese und noch hundert Dinge, die dem wirklichen Sportsmenschen manchmal verzweifelte Stunden bereiten, sind für ihn nicht vorhanden, anstatt dessen gaukelt ihm seine lebendige Phantasie ein schnelles Boot, brillante Brise, blaue Fluten, reizende Gefährten und ein gottvoll idyllisches Bummelleben vor, so daß er in eitel Wonnen schwebt.

Wie lange werden Pläne geschmiedet, alle Werften abgebummelt, alle Annoncen studiert, alle Bootsbauer und Yachtbesitzer konsultiert, bis endlich entweder ein Boot erstanden oder mit dem Bootsbauer über den Typ und Preis eines Fahrzeuges Einigung erzielt wird! All diese Stunden und Tage sind prächtig! Weniger schön aber gestaltet sich der Bau selbst oder der Ausbau eines fertig gekauften Bootes. In beiden Fällen wird jede freie Stunde benutzt, um den vollendeten oder erstandenen „Kasten" ernst zu beschauen und dann „fit" zu machen, beziehungsweise nach den eigenen Passionen völlig umzukrempeln. Denn wo möchte es einen richtigen „Segelfex" geben, der die Yacht, die er kauft, im alten Zustande belassen würde? Solch ein Mensch wäre kein Segler, sondern ein Philister! Hatte der Vorgänger seine Yacht zum „Racen" (Wettfahren) eingerichtet, so will der neue Besitzer sie mehr zum „Kreuzen" (d. h. zum Tourenfahren) benutzen. Hatte jener einen großen „cockpit" (Platz, wo der Steuermann und Genossen in offenem Raume sitzen) geschaffen, um noch Gesellschaft (womöglich des zarteren Geschlechtes) mitnehmen zu können, so will dieser sich ganz dem Ernste der Sache widmen und nur mit ein Paar handfesten Gefährten „seemännisch" fahren; er baut sich daher eine Kajüte mit Kojeneinrichtung. Hatte Jener „Yawltakelung" (mit zwei Masten, einen hinter dem Steuer) so baut dieser eine „Sloop- oder Kutterbesegelung", und so gehts bis ins Unendliche weiter. Das Schwert wird sicherlich mit mehr Blei beschwert, der Ballast verlegt, der Name verändert und schließlich auch der Anstrich anders angeordnet. Aehnlich treibt es derjenige, der sich ein neues Boot baut. Hundertmal setzt er sich in Gedanken oder in der That in das halbfertige Gerippe und disponiert nun fleißig über Kajüte, Schwert, Unterkunftsräume u. s. w. Ebenso rechnet und zeichnet er am Besegelungsplane, an der Maststellung, der Größe und Gestalt der Klüver u. s. w. Endlich, endlich kommt der seit Monaten langersehnte, hundertmal erträumte Tag der Probe! Gar mancher Bräutigam steht nicht den

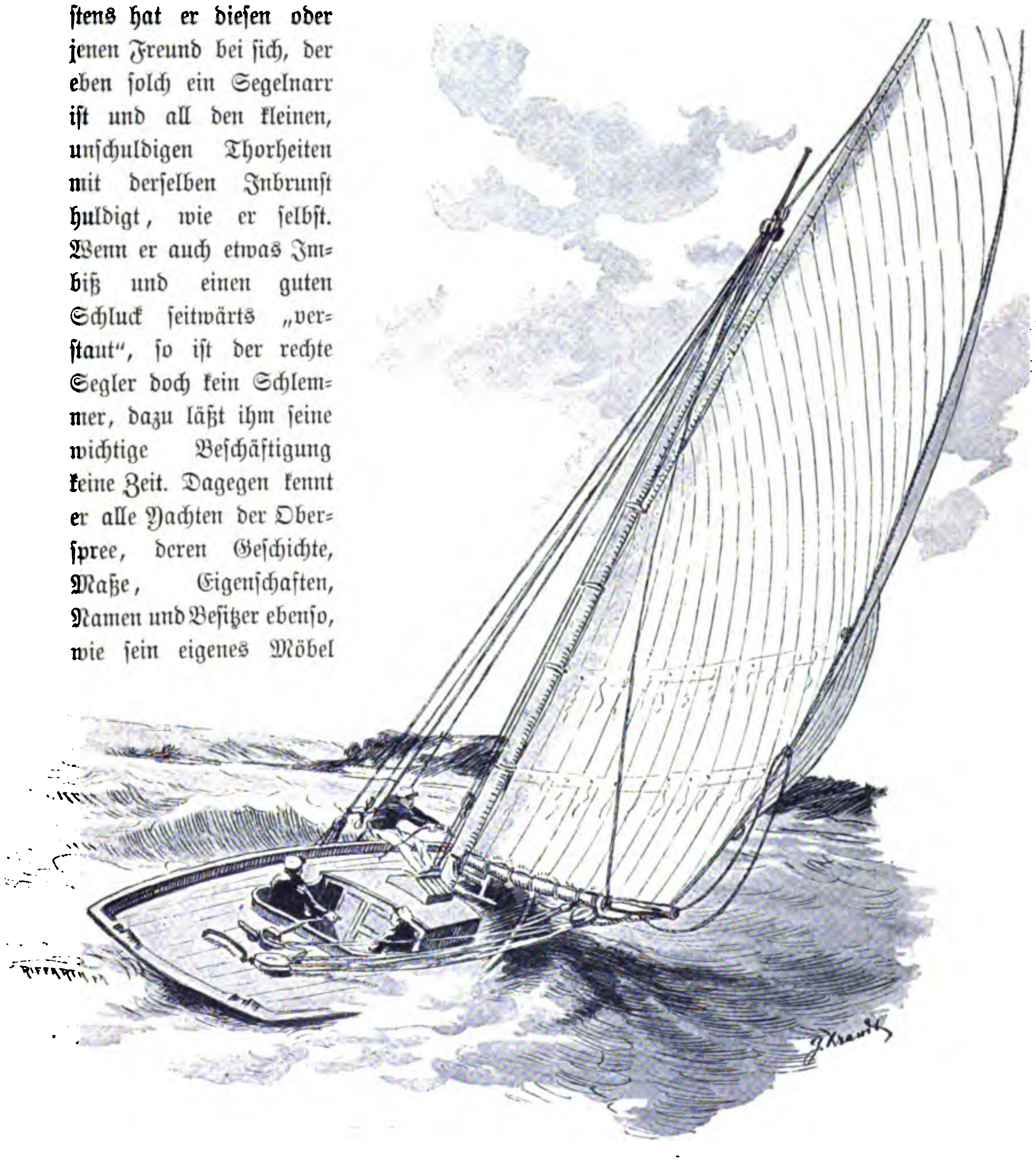
zehnten Teil der Erwartung, Hoffnung, Bangigkeit vor der Hochzeit aus, den der richtige Yachtenthusiast empfindet, wenn zum ersten Male seine neue „Elvira", völlig getakelt und „getrimmt", geballastet und ausgerüstet, auf der Oberfläche der grünen Spree sich schaukelt. Mit fieberhafter Aufregung wird die Haltung des Bootes bei „raumer Schot" (vor dem Winde) oder beim „am Winde Segeln" (Kreuzen) beobachtet. Entweder hüpft nun das Herz vor Lust, — wenn nämlich das graziöse Gefährt es andern zuvorthut — oder die Stimmung fällt mehrere Grade unter Null, wenn der Kasten nicht so gehen will, wie sein Besitzer dies geträumt hatte. Doch ein begeisterter Wassersportsmann läßt sich durch derlei widrige Wahrnehmungen nicht so leicht ins Bockshorn jagen; er weiß: „'s liegt manchmal an 'ner Kleinigkeit"; ein kleines Ausziehen der Segel, Verlegen des Ballastes, Ändern des Schwertes u. s. w. genügen ja oft, um völlig andere Resultate zu erzielen! — — — — —

Lassen wir indes den begeisterten Jünger Poseidons auf seinem Kiele weiter nachdenken und planen und sehen wir uns jetzt nach unseren Nachbarn um, die fertige Boote besitzen. Auch dort finden wir die originellsten und verschiedensten Typen. Am häufigsten begegnen wir dem mittelreichen Geschäftsmanne — die kleineren Leute besitzen selten die Mittel, um sich solch kostspieliges Vergnügen zu erlauben, und die ganz Reichen haben ebenso selten Zeit und Lust dazu. Aber der Fabrikant oder feine Ladenbesitzer, dessen Geschäft floriert, legt sich gerne ein Boot bei, schließt, nachdem er sich die Woche hindurch ehrlich geplagt hat, des Sonntags seine Bude in Berlin zu, dampft dann zur Oberspree, wo er seine auf guter Werft gebaute, zierliche, pompös „übertakelte Flunder" (d. h. ein breitgebautes Schwertboot, dessen Segel für offene See viel zu groß wären) in Stralau, an der Liebesinsel oder im Rummelsburger Seerevier liegen hat und vertrödelt nun den lieben, langen Tag auf dem Wasser.

Er fühlt sich bald ganz in seinem „Essig". Wenn er auch zum erstenmale die Schote in die Hand bekommt, so setzt er sich doch die weiße (Yacht-Fashion) Mütze auf, und lacht der dummen Jungen, die ihn „Strandkonditor" schimpfen. Er hat genau alle Sitten und Gebräuche der „Racing-Ruler" auswendig gelernt und würde sich eher die Zunge abbeißen, als einen Ausdruck brauchen, der nicht im Segellexikon verzeichnet steht. „Luv" und „Lee", „Stür- und Backbord" ersetzen das alte „rechts und links"; die Vergangenheit liegt ihm „achter", er zieht nicht, sondern „heißt" die Segel, „geit auf", „schriekt" den „Klau" und „Piekhalt". Sein „Stander" steht richtig und seine Flagge am vorschriftsmäßigen Ort.

Wenn er auch nur auf dem kleinen Terrain der Oberspree und Dahme bis Grünau und im Müggelsee herumgondelt, so ist er im Geiste doch auf hoher See, Kompaß und womöglich Chronometer begleiten ihn; das Logbuch wird gewissenhaft geführt, vor allem nichts gethan, was irgend gegen den Sportgebrauch verstoßen könnte.

Aber alles, was recht ist: sein Boot ist „proper“, seine Segel stehen gut, wenn er selbst manchmal auch nur ein schwacher Steuermann ist. Ist das Wetter für Damen geeignet, dann nimmt er wohl hier und da ein paar Kousinen mit; sonst aber liebt er mehr die Einsamkeit, höchstens hat er diesen oder jenen Freund bei sich, der eben solch ein Segelnarr ist und all den kleinen, unschuldigen Thorheiten mit derselben Inbrunst huldigt, wie er selbst. Wenn er auch etwas Imbiß und einen guten Schluck seitwärts „verstaut“, so ist der rechte Segler doch kein Schlemmer, dazu läßt ihm seine wichtige Beschäftigung keine Zeit. Dagegen kennt er alle Yachten der Oberspree, deren Geschichte, Maße, Eigenschaften, Namen und Besitzer ebenso, wie sein eigenes Möbel



und begrüßt die meisten nach sportsmäßiger Art. „Guten Tag ‚Schoten=Schulze‘!“, „How do you do ‚Steuer=Hinze‘!“, so tönt es hin und her. Trotz seines einfachen Lebens ist der Yachtfex doch in allen Kneipen von Treptow bis Grünau ein gern gesehener und allbekannter Gast, indem er seine „ewig gleichförmigen“ Touren dadurch geschmackvoll zu illustrieren sucht, daß er heute bei Tabbert, morgen im Waldschlößchen einkehrt, hier Kaffee, dort eine kühle Blonde, in Sedan eine Ächte und in der „Kanne“ sich einen Grog leistet. Die Fahrten sind zwar meist ungefährlich, aber doch selten ohne Abenteuer. Heute weht ein Wind, daß man die Segel bis auf ein paar Quadratmeter einreffen muß, und ein paar mal tüchtig Wasser übernimmt, ein andermal fährt man mit einem „Gottlieb“ (Spreekahn) zusammen, dessen Bemannung durchaus nicht wortkarg ist, und den dritten Tag regnets so, daß man vorzieht, den ganzen Tag im „Eierhäuschen“ zu verkümmeln. Am wehmütigsten aber ist die Stimmung, wenn es nach prächtiger Fahrt so um die fünfte Stunde heißt:

„Die Ruder rin,
Der Wind flöpt in!“

Nun heraus mit Ruder und Staken, oder mit der Treidelleine und dem Bootshaken, denn nach Hause muß man zur Nacht um jeden Preis!

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Denn der Wind, der kommt von oben.“ — — — —

Diese Species von Segelbrüdern ist die meist verbreitete. Es giebt aber noch andere Arten.

Beschäftigen wir uns vorerst mit den niederen. Da ist zunächst der „Kahnsegler“, der nur mit dem Winde segeln kann; dann als nächst höhere Ordnung der



kleine Berliner Budiker oder Beamte, der sich solche Boote hält, die man an der See „Schaluppen“ nennt. Das Fahrzeug dieser Klasse von Spreefahrern unterscheidet sich von den vorher beschriebenen Yollen, Flundern, Yachten dadurch, daß dasselbe meist altmodisch ist und die Segel von Muttern zugeschnitten oder von einem alten Kahnschiffer erstanden und zurecht gemacht sind, während die Segel der früher erwähnten Segelfexe von tadellosem Stoff und Schnitt sein müssen. Auch sind die Yollen dieser letzteren von ersten Firmen gebaut, während die kleinen Boote meist unbedeutenden Werften entstammen. Endlich führen diese nur kleine Segel, während die der Yollen meist eine beträchtliche Übertakelung zeigen. Trotz alledem ist es aber doch urgemütlich auf den alten Kasten! Wenn es auf den „feineren“ Booten nicht üblich ist, über etwas anderes als über Sport zu sprechen, und eine mit Menschen überladene Yacht ganz „shocking“ ist, so sind im Gegenteil in der Bummelschaluppe oft so viel Menschen eingestaut, als die Kiste irgend tragen kann. Dabei spielt der unvermeidliche Tonzieher seine immer gleich bleibenden Akkorde, während munteres Lachen und fröhliches Kichern dem Vorbeisegelnden entgegenklingen. Die Kleinheit des Segels schützt vor Unfällen, auch kennt Vater sein Handwerk aus dem FF! Ihm fällt es gar nicht ein, mit den „Alster-Läusen“ wettsegeln zu wollen, denn er sieht ebenso mißachtend







auf diese, wie jene auf ihn. Er fährt meist in die Kneipen, wo „Familien sich alleene kochen!" und stippt da seinen Kuchen unter lustigem Schwatzen in Mutters schwarze Tunke ein.

Um eine Stufe höher geht das Streben der Tourensegler, welche die Ferien benutzen oder sich sonst freie Zeit machen, um die herrlichen Seen der Oberspree und Havel abzusegeln, und die ihre Fahrten bis Hamburg und Stettin, ja bis Bornholm, Schweden und Norwegen ausdehnen. Ihre Fahrzeuge sind mit Kajüten, Küche, Karten und Kompaß versehen und die, welche über die Ostsee fahren, mit Allem ausgerüstet, was zu größeren Seereisen nöthig ist. Diese Art des Betriebes des Segelsports scheint uns die schönste und sachgemäßeste zu sein. Wer eine solche Tour mit all ihren Strapazen und wechselvollen Naturfreuden selbst durchgemacht hat, wird gewiß uns recht geben. Stimmt die Bootsgesellschaft gut überein, was die erste Bedingung ist, so ist es eine Lust, in tüchtiger Arbeit den Tag über alle die Hindernisse, welche der schmale Strom mit seinen flachen Stellen, der oft heftige Wind, die großen Strömungen, die Meereswogen, die Riffe und sonstige, bei dem erfahrenen Segler in mehr oder minder üblem Angedenken stehenden Dinge bieten, zu überwinden. Die einbrechende Nacht, welche vielleicht ein voller Mond, die Wellen mit Silberfunken sprenkelnd, poesievoll erhellt, wird man mit Freude begrüßen. Wer nicht auf offener See fährt, wirft in lauschiger, stiller Ecke, am Rohr, oder am lieblichen Ufer seinen Anker. Der Abendtrunk wird gekocht, die Rohrsperlinge rufen, die Wasserhühner piepen, die Heimchen zirpen, die Frösche quaken und die kleinen Wellen plätschern und wiegen in herrlicher Sommernacht den ermüdeten Schiffer ein, der in der engen Kajüte sich nun bequem hinstrecken kann. Der erste Morgenstrahl weckt den Schläfer wieder. Schnell







erhebt sich die Mannschaft. Dieser reinigt das Boot, jener kocht den Morgen-Mokka, der Dritte staut die Sachen weg und „trimmt" die Segel. Ein erfrischendes Bad zum Reinigen des Körpers, einige erquickende Verse zum Fröhlichmachen der Seele, je nach der Religion und dem Temperament .... dann den Mokka darauf gesetzt, die neuen Fluß- oder Seekarten zurecht gelegt, die Anker gelichtet und mit frohem Ahoi! gehts hinaus in die neue noch unbekannte Welt. Das ist Leben! — — —

Nun aber kommen wir zu der höheren Feudalität der mit Geld gut gespickten Seglerwelt. Man begleite uns nach dem Wannsee. Jedem Fremdling imponiert der Anblick dieser Perle unter den Seen des nördlichen Europa. Die Ufer erinnern an diejenigen von Heringsdorf und Misdroy, das Gesamtbild ist aber vornehmer, als dort, und gewinnt namentlich durch die prachtvolle Flotte, welche den See belebt. So eben verläßt diese das elegante „Seglerhaus" um eine kleine Regatta abzuspinnen. Man glaubt nicht bei Berlin, sondern an der Küste Englands zu sein, so groß und schlank, so kräftig und sportinglike sind die Fahrzeuge gebaut.

Da fährt eben die elegante, am Winde köstlich segelnde „Wannsee" dahin, die seit Einfügung des neuen großen Klüvers wahrhaft Erstaunliches am Winde leistet; ihr folgt die fast ebenso stattliche „Uarda", die flotte „Schleswig", die stählerne „Ostsee" Otzens, die „Ette", der „Schwan", welchem früher Glasenapps schmucke „Menne-Zeta" oft rivalisierend zur Seite lag. Die siegreiche „Paula", der stolze „Störtenbecker", der seetüchtige „Matador", der Akademiker" und „Katemarein", von Lebgries gebaut, vervollständigen das Bild, in welchem sogar ein braunrot besegeltes Küstenfahrzeug sich munter bewegt. Alle Fahrzeuge zeigen herrliche Linien, einen tadellosen Tiefgang und lassen erkennen, daß sie zum großen Teil auch der hohen See sich anvertrauen können, wo sie den Schiffern an der Küste in der That mehrmals gezeigt haben, daß die Berliner „Binnenleute" nicht blos in flachen „Holzschuhen" umherstromern, sondern gute Kiele unter den Sohlen haben. —

Wer nun gar in eines oder das andere dieser Fahrzeuge Einlaß findet, wird sich über die Zierlichkeit und Eleganz wundern, die dort entfaltet ist. Die Kajüten sind meist wahre Schmuckkästchen und können mit manchen Damensalons wetteifern, wenngleich ihre enge räumliche Begrenzung der Entfaltung eines stilvollen Luxus mancherlei Hindernisse entgegenstellt.

Diese Yachten sind meist aus Hamburger Werften (Heidemann, Hepfner, Jäkkow, letzterer in Kiel) hervorgegangen und, was Linien, Arbeit und Besegelung anbetrifft, von höchster Vollkommenheit. Sie können von Amateurs wohl geführt, aber nicht mehr voll bedient werden; ein oder mehrere Matrosen (Hände) müssen eingestellt werden, um die mannigfaltigen Arbeiten während des Segelns und in der Ruhe auszuführen, welche nötig sind, um solch ein Fahrzeug im „Trim" der Seetüchtigkeit und der absoluten Eleganz zu

halten. Dadurch wird der Besitz solcher Boote kostspielig, zugleich aber verliert der Sport einen Teil seines eigentümlichen Reizes, namentlich für diejenigen, welche beschauliche Einsamkeit und Nervenstärkung als Ziel des Sports im Auge haben.

Das Klubhaus am Wannsee, das sogenannte „Seglerhaus", nach welchem der Klub sich nennt, entspricht dem vornehmen Karakter der Flotte und ihrer Besitzer. Die innere Einrichtung desselben ist geschmackvoll und die Ausstattung der anliegenden Werft praktisch und zweckentsprechend.

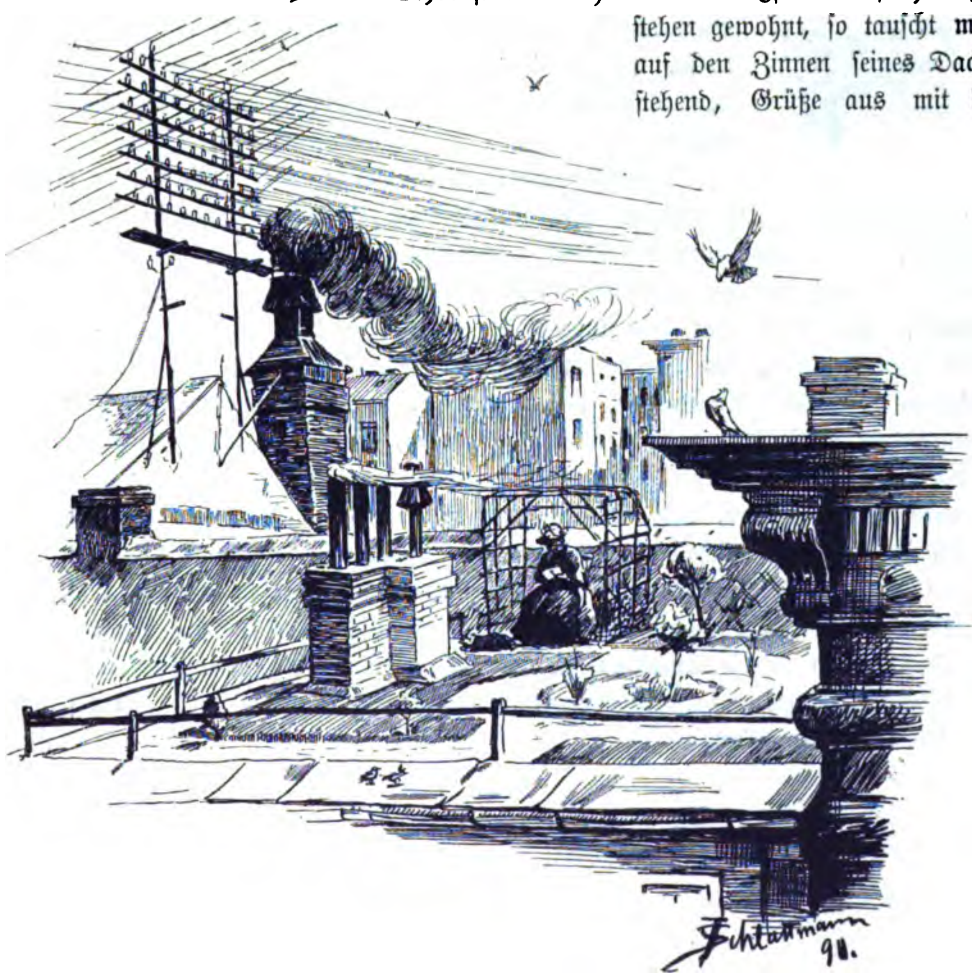
Natürlich wird nach hitzigen Regatten und Handicaps das Blut dort mit kaltem und trockenem „Monopol" gekühlt, während der kleine Spreesegler an einer Weißen sich gut thut. Wer glücklicher ist? Ich will kein Urteil abgeben; ich weiß nur, daß beide zufrieden sind und glücklich, wenn die Brise in den Wanten pfeift, das Boot sich auf die Seite legt und, gehorsam dem leisesten Drucke der Hand, dahinschießt, an Leichtigkeit und Anmut der Gestalt und Haltung der schlanken Möwe vergleichbar und heimisch wie diese auf dem feuchten Element.

Com Herbert Sidney



Gartenvergnügen.

In Berlin giebt es Gärten, wo man sie nicht vermuten sollte. Die merkwürdigsten darunter sind nach dem System der verstorbenen Königin Semiramis angelegt. Einen Garten der Art, welcher mitten im alten Berlin in der Klosterstraße vier Treppen hoch gelegen ist, besuchte ich vor einigen Jahren und fand ihn bewundernswert. Er befand sich auf einem flachen Holzzementdach; auf dieses war Kies und darüber Gartenerde geschüttet. Damals hatte er hübsche Blumenbeete und Rasenplätze, drei Sträucher, ein Läubchen, eine kleine Gebirgspartie und ein Wasserfällchen. Wie angenehm sitzt man in einem solchen Garten, umflogen von den Schwalben und von reiner Luft umfächelt, falls man nicht gerade durch einen ungünstigen Luftzug vom Qualm eines benachbarten Schornsteins umhüllt wird. Ist man früh aufzustehen gewohnt, so tauscht man, auf den Zinnen seines Daches stehend, Grüße aus mit den



Schornsteinfegern, welche ums Morgenrot aus den Essen auftauchen und jauchzend ihre Besen schwingen.

Dergleichen schwebende Gärten sind für Berlin offenbar die am meisten geeigneten, weil sie nichts von dem für Bauzwecke so sehr begehrten Grund und Boden in Anspruch nehmen. Eben so geeignet für die Hauptstadt wären auch Kellergärten. Sie lassen sich aber leider nicht herstellen, weil in Kellern nur wenige Pflanzen gedeihen, und zwar nur solche, welche zu der Familie der als Ziergewächse nicht sehr geschätzten Pilze oder Schwämme gehören. Denn die im Keller liegenden Kartoffeln treiben um die Frühjahrszeit nur lange bleichsüchtige Schosse, zu einer freudigen Entwicklung und ordentlichen Blüte bringen sie es nicht.



Zwischen Dach und Keller aber sind auf Altanen und Balkonen verschiedenartige gärtnerische Anlagen zu finden, die aus Blüten und Blattpflanzen in Kästen und Töpfen hergestellt und mehr oder minder schön sind. Man gewinnt einen Einblick in diese Gartensurrogate, wenn man im Sommer auf der Stadtbahn zwischen den Häusern hindurchfährt. Das Bescheidenste der Art ist das vor dem Fenster angebrachte Blumenbrett, auf dem Gelbveiglein und Rosen, Kapuzinerkresse, Pelargonien und Fuchsien oder, wo der Sinn für das Nützliche vorherrscht, Schnittlauch und Petersilie gezogen werden.

Indessen giebt es in Berlin auch immer noch nach gewöhnlicher Art auf ebenem Boden angelegte Gärten, selbst in der inneren Stadt. Wenn man von der Höhe des Rathausturmes herunterblickt, sieht man doch hie und da ein Fleckchen Grün eingesprengt in das Gestein der Häuserwüste. In einem oder dem andern der kleinen Hausgärten steht noch aus der guten alten Zeit her, als Berlin eine gemütliche Mittelstadt war, ein Birnbaum oder Nußbaum — beide Baumarten lieben den Schutz der Mauern. Wo ein wenig Sonnenschein hineinfällt, blühen auch Rosen noch, die anspruchsloser sind, als man denkt, und andere Gartenblumen. Mehr Hausgärten als in der alten Stadt giebt es natürlich im Westen, wo auch die kleinen Vorgärten vielen Straßen zur Zierde gereichen. Dort zeigt auch die Vogelwelt schon einige Mannigfaltigkeit. Während die Gärten der alten Stadtteile nur vom Sperling besucht werden, verkehren in denen des Westens schon der Buchfink und die Schwarzdrossel oder Amsel. Letztere geht sogar ziemlich weit in die Stadt hinein, sie hat schon ein Nest gebaut in den Anlagen des Leipziger Platzes. In den größeren Gärten des Westens soll aber auch die Nachtigall schon gebrütet haben.



Der Berliner Hauswirt, der einen Garten hat, widmet sich der Pflege des letzteren gewöhnlich mit vielem Fleiß. Ist er, was nicht selten der Fall ist, Rentier, so pflegt im Sommer die Gartenarbeit seine Hauptbeschäftigung zu bilden. Allein das Bespritzen des Ganzen mittels des Schlauches der Wasserleitung, das mit großer Bedachtsamkeit ausgeführt wird, nimmt täglich eine geraume Zeit in Anspruch. Dann hat er Bäume und Sträucher zu beschneiden, zu säen und zu pflanzen, anzubinden und Unkraut auszujäten. Unaufhörlich muß er den Raupen nachstellen, muß mit Sperlingen und Katzen im Kampfe liegen, wenn irgend etwas zur Blüte gelangen soll. Sein größter Stolz ist es, Obst und Gemüse zu ziehen. Wenn er sich auch sagen muß, daß jede Gemüsestaude, jede kleine Frucht ihn zehnmal mehr kostet, als der Marktpreis beträgt: er hat doch die Freude, etwas Selbstgebautes auf seinen Tisch zu bringen.

Seinen Mietern gegenüber pflegt der Berliner Hausherr als Gartenbesitzer nicht sehr großherzig zu sein. Gewöhnlich gestattet er nur den Mietern der ersten Etage die Mitbenutzung des Gartens, und auch diese sieht er nicht gern in demselben, zumal wenn sie Kinder haben. Auf die Kinder hat er stets ein scharfes Auge, er ist beständig in Furcht, daß sie ihm Blumen abreißen, über die Beete laufen und einen Salatkopf schief treten, oder sich gar eine der täglich von ihm genau abgezählten Erdbeeren zu Gemüte führen. Ach, und nur zu leicht lassen sich die Kinder dergleichen zu schulden kommen, und unangenehme Auseinandersetzungen, peinliche Szenen und lange andauernde Spannungen sind die Folge davon.

Seit einigen Jahren verschaffen sich viele kleine Leute, besonders im Osten der Stadt, die sich nicht in den Villenvorstädten ansiedeln können, eine bescheidene Sommerfrische dadurch, daß sie auf dem an das Weichbild der Stadt grenzenden, noch nicht mit Häusern besetzten Lande ein kleines Stück Boden mieten, sich Beete darauf anlegen und eine Laube errichten. Einer baut sich neben dem andern an, und so sind im Laufe der Zeit ganze „Laubenstädte“, wie man sie nennt, entstanden, die im Sommer einen sehr freundlichen Anblick gewähren. Jeder zieht da ein paar Blumen und ein bischen Gemüse und Küchengekräute. Eine hochragende Sonnenblume darf nicht fehlen, und die Laube wird überrankt von rotblühenden Bohnen. Dort wird der Feierabend verbracht, eine Weiße getrunken, am Sonntag ein gemütlicher Kaffee veranstaltet und Besuch dazu geladen. Man ist zufrieden und glücklich, es sitzt sich doch ganz anders da draußen, als zwischen den hohen Mauern der Häuser! Es ist eine Art von Landaufenthalt,



dem fast nichts fehlt, als das wogende Saatfeld und die Wiese mit der auf ihr weidenden bunten Herde. Aber es wächst doch allerhand dort, Käfer, Schmetterlinge, Bienen und Ameisen kommen vor, und man hört die Lerche. Und welche Freude, wenn es etwas zu ernten giebt! Wer mit Fleiß und Geschick eine wirkliche, natürliche Gurke erzielt hat, ich glaube nicht, daß er sie für Trüffeln oder indische Vogelnester hingiebt. Wer in einem solchen „Laubenheim" seine bescheidene Sommerfreude hat und dazu ein gutes Gewissen, und gesund ist, kann er nicht weit glücklicher sein als der Nabob in seiner prächtigen, stilvoll eingerichteten Villa am Wannsee, den vielleicht die schwarze Sorge plagt, oder die Gicht, oder die Eifersucht, oder die Fettleber, oder die Habgier?

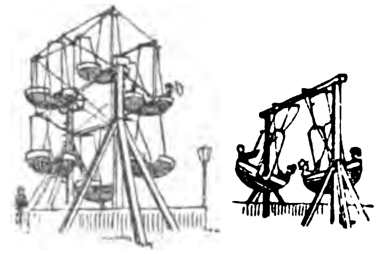
Der übrige Teil der Bevölkerung Berlins, der nichts besitzt, was einem eigenen Grundstück ähnlich sieht, ist in Bezug auf Gartenvergnügen, wenn er sich nicht mit einem Spaziergang begnügen will, auf den Biergarten oder die Gartenrestauration angewiesen. Was für schöne Gärten solcher Art besaß das alte Berlin — nicht das alte, sondern das Berlin, wie es noch vor fünfundzwanzig Jahren war! Sie sind verschwunden wie die großen schönen Gärtnereien, die einst innerhalb der Stadt vorhanden waren, in den siebziger Jahren aber allmälig zu Straßenterrain ausgeschlachtet wurden. Was ist aus Albrechtshof geworden, was aus Moritzhof, mit ihren köstlichen Fliedergebüschen? Was aus Krugs Garten und aus dem herrlich schattigen Garten an der Potsdamer Brücke, wo man einst beim Bier saß mit seinem Schatz oder ohne denselben? Hin sind sie alle, mächtige Mietskasernen stehen an ihrer Stelle. Sie haben dasselbe Schicksal gehabt wie die blühenden Wälder der Urzeit: sie sind versteinert.

Darum fehlt es aber Berlin doch nicht an Biergärten. Lieber Himmel, eine Gartenwirtschaft ist ja so leicht hergestellt. Wo vordem nichts war als Sand und Schutt, stehen auf einmal vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Bäume, die zusammen bisweilen über hundert Blätter haben. Zu den Bäumen kommen einige Laternenpfähle, die sich von ersteren dadurch unterscheiden, daß sie gar keine Blätter entwickeln. Aus dem Boden wachsen grüne Stühle und Tische. Die letzteren entwickeln eine Art Blüte, indem sie sich mit rotgemusterten Tüchern bedecken. Dann schießen unter den Bäumen Kellner empor, welche Servietten unter dem Arm haben und trinkgeldsehnsüchtig um sich blicken. In ihren Händen entfalten sich bei zunehmender Wärme Speisekarten, deren verlockendsten Teil grüner Aal mit Gurkensalat und neuer Hering mit neuen Kartoffeln bildet. Dann fehlt nur noch, daß das Publikum in den neu eröffneten Biergarten einströmt; und ist das Wetter nicht gar zu ungünstig, so strömt es ein. Der Berliner ist sehr anspruchslos in manchen Dingen; ihm gilt schon als Garten, wofür man anderweit nur die Bezeichnung Wüstenei gebrauchen würde. Wenn er nur an einem Ort sitzt, wo es stark zieht, sagt er schon: Wie wohl ist einem im Freien! Fällt ihm eine Raupe ins Bier, nachdem sie das letzte oder vorletzte Blatt des Baumes, unter dem er sitzt, abgefressen hat, so macht er die Bemerkung: Nun wird es aber mit Macht Frühling! Ist der



Kalbsbraten der Art, daß man ihn schon aus einiger Entfernung wahrnimmt, so ruft der Berliner vergnügt: Kinder, jetzt ist es Sommer!

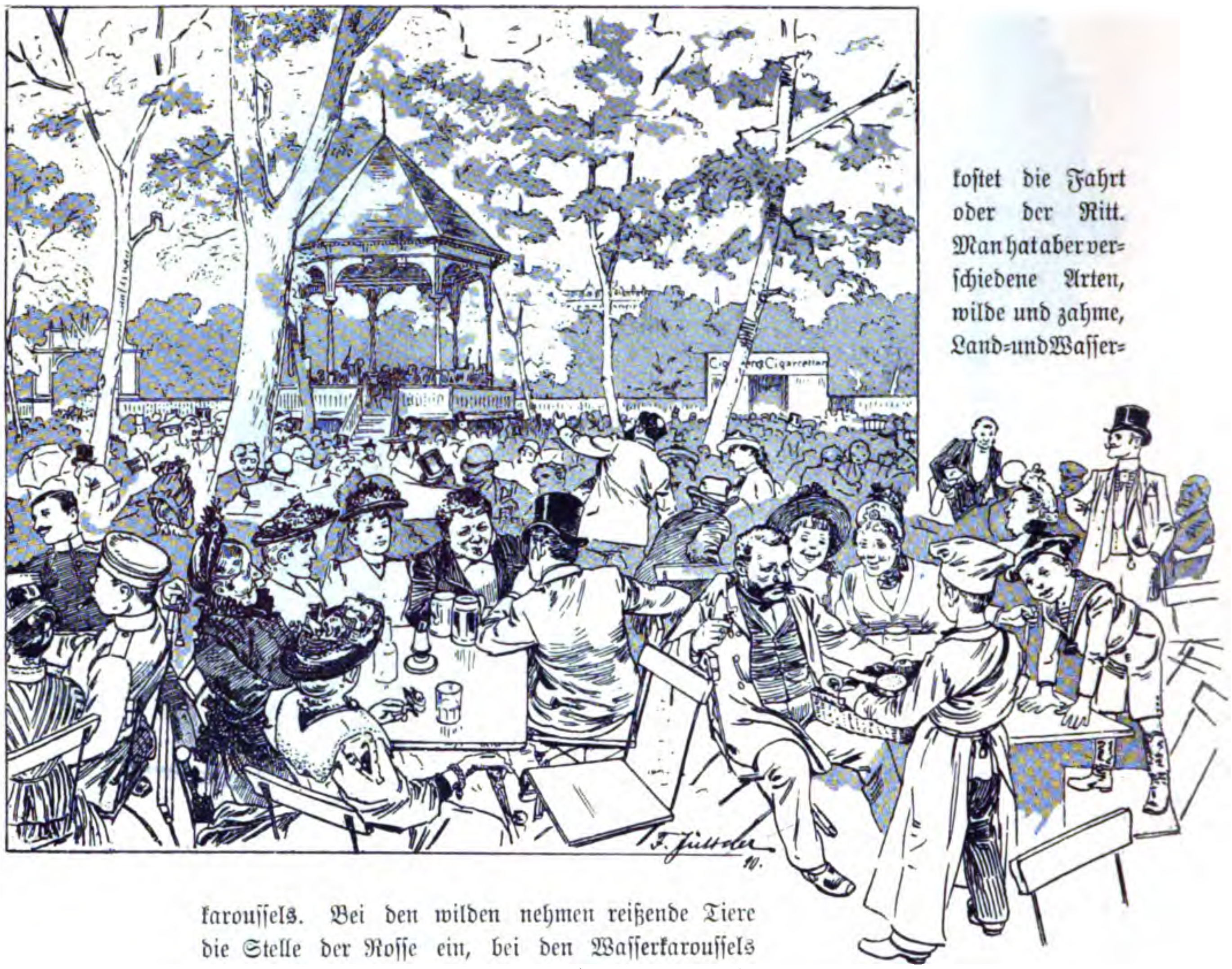
Häufig verwandelt sich der Biergarten im Winter in eine Eisbahn. Das bewirkt man auf einfache Weise dadurch, daß er bei eintretendem Frost „gegossen" wird. Natürlich sind vorher die Tische und Stühle, ebenso auch die Kellner, die ja sonst mit den Füßen an den Boden anfrieren würden, entfernt und in die Winterquartiere gebracht worden, wo sie bis zum nächsten Frühling aufbewahrt bleiben. Dem Gedeihen der Bäume, welche stehen bleiben, ist der Eisguß nicht gerade förderlich. Aber was thut das? Auch sonst vielleicht würden die meisten von ihnen im Winter ausgehen, und sie sind ja so leicht durch andere zu ersetzen.



Mehr als diese Gartenschenken innerhalb der Stadt bieten die großen Vergnügungsgärten, die an der Grenze des Weichbildes und in den Vororten gelegen sind, wie die Gartenlokale in der Hasenhaide, in Moabit, in Schöneberg und anderwärts. Hier ist das wahre Gartenvergnügen zu Hause, wozu vor allen Dingen Musik gehört. Für diese ist gesorgt durch eine konzertierende Kapelle, aber auch sonst fehlt es nicht an Dingen zur Ergetzung des Publikums. Da giebt es zum Klang einer Drehorgel unablässig sich drehende Karoussels, das Entzücken der Kinder und der Dienstmädchen. Fünf Pfennige

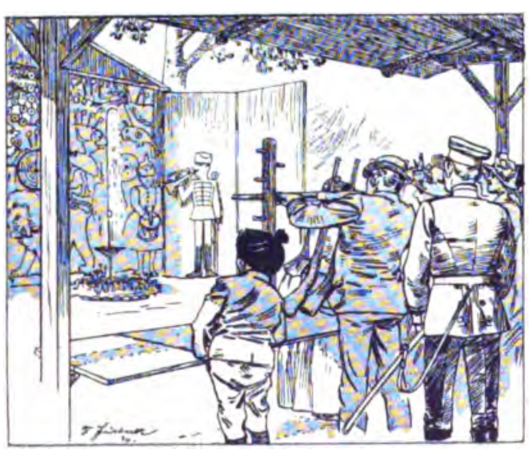


kostet die Fahrt oder der Ritt. Man hat aber verschiedene Arten, wilde und zahme, Land- und Wasser-



karoussels. Bei den wilden nehmen reißende Tiere die Stelle der Rosse ein, bei den Wasserkaroussels sind die Gespanne vertreten durch Boote, welche während des Kreislaufes unaufhörlich auf- und niederwippen. Der bloße Anblick ist im Stande, einen nervösen Menschen seekrank zu machen. Neuerdings sieht man Karoussels, die durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden.

Da sind Schießstände, bei denen allerhand Gegenstände und Figuren die Ziele bilden. Bei einigen sind mechanische Vorrichtungen angebracht, und wenn einer ins Zentrum trifft, entsteht plötzlich ein sonderbares Geschnurre, und etwas sehr Lustiges und Ueberraschendes geht vor sich. Es ist zu hübsch! Man wird nicht müde, immer wieder sein Glück zu versuchen, besonders wenn man nicht mehr beim ersten Glase ist.



Noch mehr Anziehungskraft üben auf manchen die Würfelbuden aus. Wer mit drei Knöcheln über zwölf Augen wirft, hat gewonnen. Aber die Aufregung und das Werfen selbst sind doch die



Hauptsache dabei. Besser ist es schon, nicht zu gewinnen, denn wer gewonnen hat, sieht sich nun vor die schwierige Aufgabe gestellt, sich unter vielen gleich begehrenswerten und gleich überflüssigen Gegenständen aus Glas oder Porzellan etwas auszuwählen. Was er nun auch wählen mag, immer ist er nachher unzufrieden mit seiner Wahl und sagt zu sich: Ich hätte mir doch etwas anderes aussuchen sollen. Andere reden dann auch drein und schüren die Unzufriedenheit, und so kann durch ein Glück im Spiel die gute Stimmung für den ganzen Abend in Gefahr geraten.

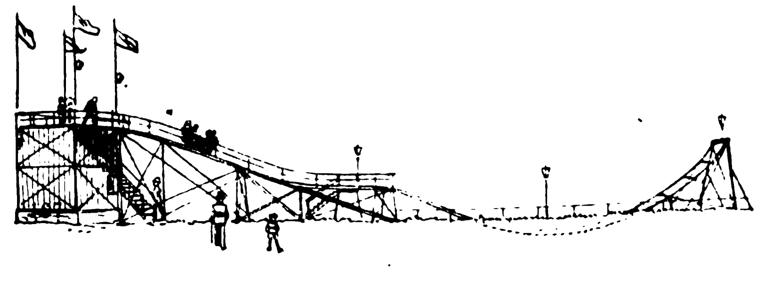


Neben den Würfelbuden sind sehr beliebt die Blumenverlosungen. Bei diesen ist der Hergang der, daß man in einen Glückstopf greift und ein Los herauszieht, das nun entweder ein Gewinnlos ist oder eine Niete. Das Gewinnlos aber trägt eine Nummer, und der Gewinner hat nicht das Aussuchen unter den aufgestellten Blumentöpfen, sondern muß denjenigen nehmen, welcher mit der Gewinnnummer bezeichnet ist. Mag es nun ein kleines Vergißmeinnicht sein oder ein großer Gummibaum, jedenfalls braucht der Gewinnende sich keine Gedanken darüber zu machen, sondern was das Glück ihm beschieden hat, muß er hinnehmen und zufrieden sein. Die gewonnene Pflanze glücklich nach Hause zu bringen, ist manchmal, besonders wenn sie von etwas sperrigem Wuchs ist, nicht ganz leicht. Mitunter verunglückt sie unterwegs, indem der sie Tragende aus Versehen sie fallen läßt, oder sie wird das Opfer einer unter den Heimkehrenden ausbrechenden Meinungsverschiedenheit. Das Glücksrad, bei dem man ein mehr oder minder großes Stück Pfefferkuchen gewinnen kann, wird daher von manchen deshalb vorgezogen, weil man den Gewinn nicht nach Hause zu tragen braucht, sondern ihn an Ort und Stelle verzehren kann, was auch entschieden ein großer Vorteil ist.

Wer sich aber etwas erwerben will, das für die Dauer Wert behält, der begiebt sich in das kleine Zelt des Schnellphotographen und läßt sich aufnehmen, teilweise oder in ganzer Figur. Es macht wenig Umstände, kostet nur fünfzig Pfennig, und das Bild zeigt mitunter wirklich einige Ähnlichkeit mit dem Original.

Allein das größte Vergnügen bereitet doch wohl die Rutschbahn, wo eine solche vorhanden ist. Das beweist genugsam das laute Gekreische der zu Thal Fahrenden. Dagegen kommt die russische Schaukel nicht auf, obgleich auch sie nicht zu verachten ist und von schwindelfreien Personen mit Recht sehr geschätzt wird.

In allen diesen großen Gartenlokalen verkehren fliegende Handelsleute, die zum Teil auch die Biergärten im Innern der Stadt besuchen: Kinder mit Blumensträußchen, Bretzel- und Zimmetblätterfrauen, Männer mit billigen Kalendern, Notizbüchern, Porte-



monnaies und anderm der Art. Zwischen den Tischen durch schlüpft ein Silhouetteur, schneidet meuchlerisch hier und dort ein Gesicht und bietet es dem Besitzer desselben für fünfzig Pfennige zum Kauf an. Wird sein Kunstwerk als nicht verlangt oder als unähnlich zurückgewiesen, so geht er weiter und läßt sich keinen Verdruß anmerken.

Kurz, jedes dieser großen Gartenlokale ist ein kleiner Jahrmarkt und ein wahrer Himmel des Volkes. Und das Volk bleibt nicht aus. Hier sitzt Tisch an Tisch der Berliner Bürger mit Kind und Kegel, „schnappt Luft" und „amüsiert" sich. Hier erscheint am Sonntag in zahllosen Exemplaren die Minna oder Rieke mit ihrem Soldaten. Sie sitzen neben einander und sagen nichts, sind aber innerlich vergnügt, er besonders über die gute Verpflegung, deren Kosten sie bestreitet.



Einfacherer Art sind die Lokale, in denen „Familien Kaffee kochen können". Sie waren früher häufiger als jetzt, da der Kaffee vielfach vom Bier verdrängt worden ist, verschwunden sind sie aber noch nicht. Natürlich herrscht in ihnen die durch die Kaffeekanne zusammengehaltene Familie vor.

Wer den Berliner bei seinem Gartenvergnügen sieht, muß einen guten Eindruck von ihm erhalten. So voll auch an den Sonntagen die großen Lokale sind, fast niemals kommt es doch zu Störungen der Ruhe und Ordnung. Selbst wo es Tanzvergnügen giebt, ist nicht mehr, wie es früher für unvermeidlich galt, „Keilerei" damit verbunden. Man sehe sich eine Berliner Familie an, wie sie vom Gartenvergnügen heimkehrt. Es war doch herrlich draußen trotz der Mücken, und alles ist zufrieden. Ohne Murren trägt der Vater eines der müden Kinder den weiten Weg nach Hause. Ja, es ist ein gutherziges und genügsames Volk, das die Reichshauptstadt bewohnt, trotz aller Sozialdemokraten.

J. Trojan.





Berliner Kunstausstellungen.

Am Sonntag, den 23. Mai 1886, einem glutheißen Sommertage, füllten sich die vorderen weiten Hallen und Säle des Glas- und Eisenpalastes an der Straße Alt-Moabit inmitten des dort angelegten Parks um die Mittagstunde mit einer glänzenden Gesellschaft. In derselben war so ziemlich Alles vereinigt, was damals in Berlin an Männern von hervorragender Bedeutung und Stellung im Hof-, Staats- und Heeresdienst, in der städtischen Verwaltung, im Parlament, auf allen Gebieten des geistigen Lebens, der Wissenschaften, der Künste, der Großindustrie, des Kunsthandwerks, des Großhandels existierte; und die weiblichen Angehörigen der Herren waren nicht daheim geblieben, sondern schmückten nach bestem Vermögen diese Versammlung und diese Räume mit ihrer Gegenwart. Alle Gänge des Parks waren von Menschenscharen belebt, die sich besonders vor dem Hauptportal des Palastes dicht gruppierten. Ein prachtvoller purpursammetner, goldbefranzter und bequasteter Baldachin mit breiten,

üppigen, durch goldene Schnüre aufgenommenen Seitenvorhängen, trat über diesem Portal heraus. Die Kuppelhalle drinnen und die nächst angrenzenden Säle zeigten sich der versammelten Menge zum erstenmal in dem edeln und reichen künstlerischen Schmuck, welchen sie durch das Zusammenwirken einer Gruppe der begabtesten Architekten, Bildhauer und Maler Berlins von ebenso erfinderischer Phantasie als rüstiger und gediegener Werktüchtigkeit während der letzten zwei Monate empfangen hatten.

Die Wände aller Säle und Galerien waren mit Gemälden und Werken der zeichnenden Künste bedeckt und ein Heer von Statuen und andern plastischen Bildwerken aus Marmor, Bronze, Thon und Gips, manche über Pflanzengruppen aufragend, die das Fußgestell umgaben, war in allen diesen Bildersälen verteilt. Um zwölf Uhr rollten offene Hofwagen in den Park ein und vor das Thor des Gebäudes. Da hielten sie und — von der harrenden Menge mit lautem Jubelrufen begrüßt, — entstiegen ihnen der deutsche Kronprinz, die Frau Kronprinzessin, die Prinzessinnen-Töchter, Prinz Wilhelm und die Herren und Damen ihres Gefolges. Der Kultusminister von Goßler, der Präsident und der Senat der Akademie der Künste, die Räte des Ministeriums, der Oberbürgermeister von Berlin, und ein Schwarm von erlauchten und offiziellen Persönlichkeiten empfingen die Herrschaften an der Thür. Bald erscholl erneutes Hurrahrufen. Wieder fuhr ein königlicher Wagen vor. Der greise Kaiser Wilhelm verließ denselben mit seinem Generaladjutanten. Von seinem ritterlichen Sohn und den anderen Herren empfangen, wurde er, dem sich ein großes Gefolge anschloß, zu dem Hautpas im Saale zur Linken der Kuppelhalle geführt, während der aufgestellte Sängerchor und das Orchester den Marsch aus Händels Judas Makkabäus erklingen ließen. Dort hörte er, stehend zwischen den Mitgliedern seines Hauses, dem langen Vortrage zu, welchen der Kronprinz in seiner Eigenschaft als Präsident des Ehrenkomitees ablas, — einem Vortrage, der in großen gedrängten Zügen die Geschichte der vaterländischen Kunst unter dem Schutz und der Förderung der preußischen Herrscher, und speziell die Geschichte der Berliner Akademischen Kunstausstellungen, enthielt. Das große Unternehmen, welches jenes Ehrenkomitee aus so vielen der namhaftesten deutschen Männer, nicht nur Berlins und Preußens, fürstlichen Persönlichkeiten, hohen Staatsbeamten, Vertretern der Hauptstadt, berühmten Gelehrten und Künstlern bis hieher geleitet und gefördert hatte, und welches an diesem Tage seine Weihe durch den deutschen Kaiser erhalten sollte, war die akademische Jubiläums-Kunstausstellung. Sie war in einem bei uns ganz ungewohnt großartigen Stil geplant und ins Leben gerufen zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Einrichtung dieser akademischen Kunstausstellungen in Berlin.

Jener festliche Aktus sollte ihrer Eröffnung vorangehen. Die Ausstellung hätte nicht in schönerer, würdigerer und ergreifenderer Weise eingeweiht und eingeleitet werden können, als durch jene schlichte, kurze, frei gesprochene Rede, mit welcher der Kaiser zur



Carl Becker, Präsident des Senates.

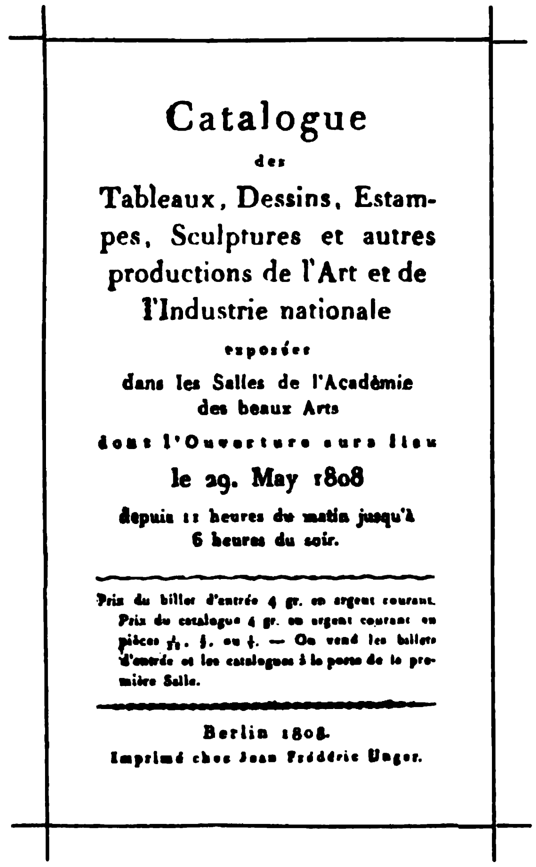
allgemeinsten Überraschung den Vortrag seines erlauchten Sohnes beantwortete. Darin gab er das volle Maß der gebührenden Ehren seinem großen Ahn König Friedrich II., dem Wiederbeleber der Berliner Akademie der Künste, in dessen letztem Lebensjahre hier die erste akademische Kunstausstellung stattgefunden hatte. Der mit weithin vernehmlicher, klarer Stimme gesprochenen Rede des neunundachtzigjährigen Kaisers folgte der Rundgang durch die Säle, und die Besichtigung der ausgestellten deutschen und der zahlreich eingegangenen fremdländischen Kunstwerke durch ihn und seine Begleitung. — Doch ich will hier keinen Bericht über die weiteren Vorgänge jener — Jedem, der ihr beigewohnt hat, unvergeßlich gebliebenen — Feier geben, welche eine Kunstausstellung eröffnete, wie sie Berlin nie zuvor und seitdem auch nie wieder gesehen hat. —

Das damals abgeschlossene erste Jahrhundert dieser Institution ist auch reich an wechselvollen Geschicken für sie gewesen.

Ihre ersten vier Jahrzehnte fallen mit einer Periode der Geschichte Preußens und Berlins zusammen, in welcher sich alle Bedingungen vereinigten, um eine gesunde und reiche Entwickelung des Kunstlebens, der künstlerischen Produktion und des Kunstinteresses der Bevölkerung so gut wie unmöglich zu machen. Wie armselig war das Leben! Von wie furchtbaren Schicksalsschlägen wurde schon beim Beginn des zweiten Jahrzehnts das Vaterland heimgesucht und bis in seine Grundvesten erschüttert! Die allgemeine Not, welche die unglücklichen Kriege wie der glückliche Befreiungskrieg im Gefolge hatten, entzog der vaterländischen Kunst den Boden, auf dem sie hätte erblühen können. Die Kunst bedarf des Wohlstandes, eines gewissen Behagens der Bevölkerung, freigebiger und über reiche Mittel verfügender Staats- und Stadtregierungen, Gesellschaftsklassen oder kirchlicher Korporationen zu ihrem Gedeihen. Das Alles war in jenen Jahrzehnten um die Wende des Jahrhunderts in Preußen nicht vorhanden. Der Freiherr von Heinitz, welchen Friedrich der Große 1786 zum Kurator der Akademie berufen hatte, der Vater des Gedankens, periodisch wiederkehrende öffentliche Kunstausstellungen durch diese Akademie und in den Räumen derselben „über dem Königlichen Marstall auf der Neustadt" zu veranstalten, verdient darum doppelten Dank, daß er unverzagt, trotz der Gleichgültigkeit des alten, müden Königs und trotz der Kümmerlichkeit der Verhältnisse in Berlin und Preußen, zur Verwirklichung jenes Gedankens schritt. Klein und bescheiden genug waren die Anfänge allerdings. Für die zur Ausstellung angenommenen Kunstwerke einschließlich der mitacceptierten „Fleißesproben der akademischen Schüler und der Versuche der Liebhaber" („deren mehrere daseyn würden, wenn eine rühmliche Bescheidenheit und einige Furcht vor Tadel nicht manche schätzbare Kunstliebhaber zurückgehalten hätte") genügten drei Zimmer des Gebäudes. Und auch zu deren Füllung reichte die vorhandene Zahl von Werken lebender Künstler und Dilettanten nicht aus. Um die Akademie „zu ihrem alten Glanze zu bringen", war, wie es in der Einleitung zum ersten Katalog heißt, auch diese „öffentliche Ausstellung

der Kunstwerke ihrer Mitglieder beliebt worden, so wie sie bey andern Kunstakademien eingeführt ist. Die hiesige bescheidet sich, daß sie bey ihrer jetzigen Wiederauflebung noch nicht mit so vielen Meisterstücken hervortreten kann, als wenn ihr Flor einige Jahre gedauert hätte. Auch haben die hiesigen Künstler eine solche öffentliche Prüfung ihrer Arbeiten so bald noch nicht vermuthet, und also, sich gehörig darauf vorzubereiten, noch nicht Zeit genug gehabt. Man hat also die Kunstwerke einiger verstorbener Mitglieder der Akademie, sonderlich der um das Wohl der Akademie sich verdient gemachten Directoren und Rectoren, Werner, Terwesten, von Roye, Pesne und Le Sueur, sowie auch einige Arbeiten eines Theerbusch, eines Vaillant, Falbe, Glume und Dubuisson, welche ehedem zum Theil berühmte Mitglieder der Akademie waren, mit aufstellen lassen, wodurch gewissermaßen eine Geschichte der Kunst zu Berlin den Kennern vor Augen gelegt wird, welche patriotisch gesinnten Einwohnern nicht gleichgültig seyn kann und wodurch zugleich die Verdienste jener verstorbenen Künstler auch nach ihrem Tode zur Aufmunterung der jetzt Lebenden verewigt werden". So waren doch im ganzen 349 Nummern für die erste Berliner Kunstausstellung zusammengebracht.

In den folgenden Zeiten sank die Zahl derselben auf unseren Ausstellungen zuweilen noch unter diese; im Jahre 1791 z. B. auf 184. Die Ausstellungen fanden meist alljährlich und in den Herbstmonaten September und Oktober statt; diejenige des Jahres 1806 wurde trotz des begonnenen Krieges gegen Napoleon am 22. September, vierzehn Tage vor der Schlacht bei Jena, eröffnet, wie es in der akademischen Vorrede zum Katalog mit antik-heroischem Pathos ausgesprochen wurde, „mitten unter dem Geräusch der Waffen, um das teilnehmende Publikum zur Feier der Künste des Friedens in dem Schoße eines bis dahin durch ihn beglückten Staates einzuladen." Die Niederlage des preußischen Heeres, die Zertrümmerung dieses „beglückten Staates", die Besetzung Berlins durch die Truppen des Siegers machten dieser Ausstellung rasch ein trauriges Ende. Die nächste wurde erst am 29. Mai 1808 eröffnet und ihr Katalog erschien zugleich in französischer und deutscher Sprache.


Catalogue

des

Tableaux, Dessins, Estampes, Sculptures et autres productions de l'Art et de l'Industrie nationale

exposées

dans les Salles de l'Académie des beaux Arts

dont l'Ouverture aura lieu

le 29. May 1808

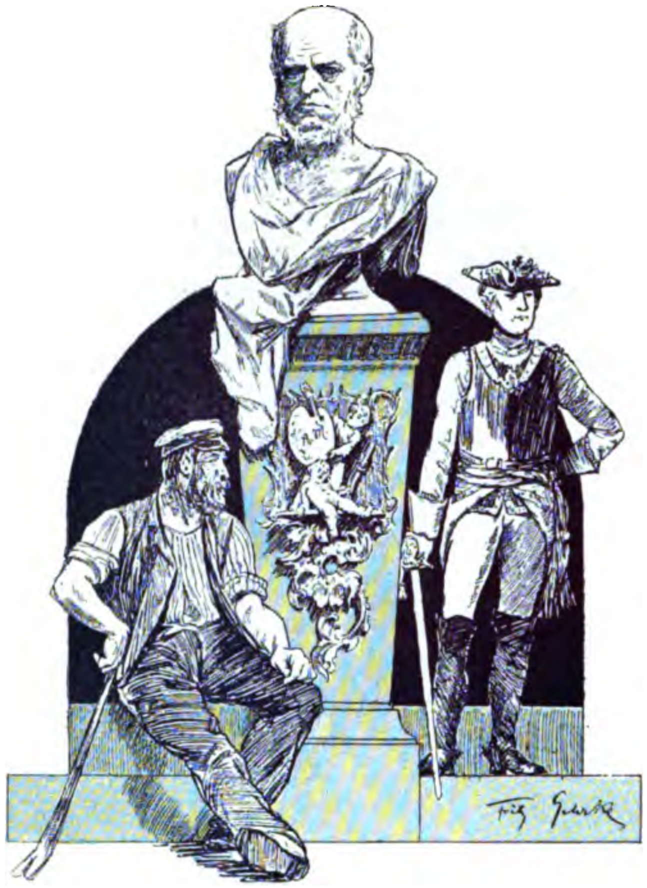
depuis 11 heures du matin jusqu'à 6 heures du soir.

Prix du billet d'entrée 4 gr. en argent courant. Prix du catalogue 4 gr. en argent courant en pièces $\frac{1}{12}$. $\frac{1}{6}$. ou $\frac{1}{3}$. — On vend les billets d'entrée et les catalogues à la porte de la première Salle.

Berlin 1808.

Imprimé chez Jean Frédéric Unger.

Von der Mitte der zwanziger Jahre ab begannen die akademischen Ausstellungen, die schon



Adolph Menzel.

längst nur Werke lebender Künstler enthielten, wieder mehr und mehr an Gehalt, Umfang und allgemeinem Interesse zuzunehmen.

In Berlin, München und Düsseldorf fing das künstlerische Leben sich wieder kräftiger zu regen an. Besonders der aufblühenden Düsseldorfer Malerschule gelang es, auch das Berliner Publikum lebhafter als je zuvor für das moderne Kunstschaffen zu erwärmen.

Die Berliner Ausstellung von 1828 wies schon 1107 Nummern, die von 1830 1344 auf, trotzdem in diesem Jahre und für alle Folgezeit die bis dahin zugelassen gewesenen Arbeiten der Schüler der Akademie, der Ateliers, der Berliner und der provinzialen Kunst- und Gewerkschulen von der großen Ausstellung ausgeschlossen blieben.

Vom Jahre 1836 an wurden statt der alljährlichen die immer erst im zweiten Jahre wiederkehrenden Ausstellungen eingeführt und deren Eröffnung auf den Beginn des September verlegt. Von der letzteren Regel wurde versuchsweise nur in den Jahren 1848 und 1850 abgewichen, wo sie, der ursprünglichen Bestimmung bei der Einführung der akademischen Ausstellungen gemäß, wieder im April und Mai stattfanden. Aber man kam leider von dieser sehr verständigen Einrichtung wieder zurück, aus dem sehr wenig stichhaltigen Grunde, daß „die Jahreszeit der langen und warmen Tage gerade für die Vollendung der künstlerischen Arbeiten die geeignetste sei“. So begann denn die Ausstellung von 1852, — diejenige, auf welcher Gustav Richter zum ersten Male den vollen berückenden Glanz seines großen Talentes als Bildnismaler entfaltete, — wieder am 1. September, um bis zum 1. November zu währen.

Daß die Räume der Akademie sehr wenig geeignet für ihre Benutzung zu Ausstellungssälen seien, verhehlte sich Niemand. Man suchte ihren Mängeln durch manche Verbesserungsarbeiten abzuhelfen, versah den Uhrsaal und den dritten Saal mit Oberlichtfenstern. Aber im großen Ganzen war und blieb das Lokal im hohen Grad ungenügend, vor allem für die Werke der plastischen Kunst, welchen die feuchten, kalten, unbehaglichen Räume des Erdgeschosses zugewiesen waren. Alle diese Uebelstände,

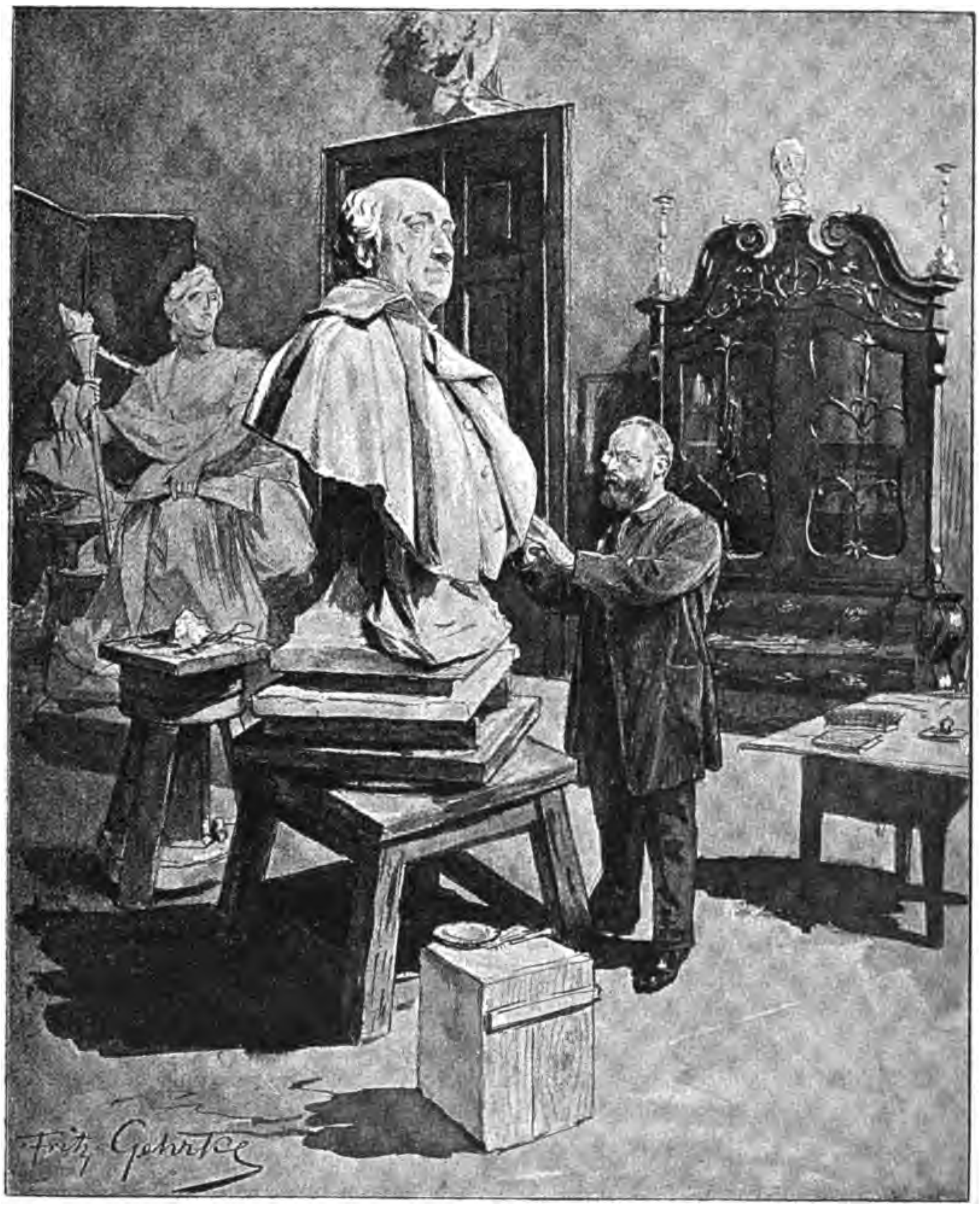
wenn sie auch von den ausstellenden Künstlern lebhaft beklagt und verspottet wurden, konnten es dennoch nicht verhindern, daß die Berliner Gesellschaft die in jenen Räumen an jedem 1. September der Jahre mit gerader Jahreszahl beginnenden Ausstellungen als eine der willkommensten und erfreulichsten öffentlichen Erscheinungen begrüßte, der Eröffnung mit Spannung entgegensah und den herzlichen Anteil an ihr in jeder Weise, vor allem durch den außerordentlich starken Besuch derselben, bewies. Während dieser Herbstmonate waren die Akademiesäle und Galerien der beliebteste und besuchteste Rendezvousplatz der schönen Welt und der gebildeten Kreise Berlins, auf dem man sich, von den Sommerreisen und Sommerfrischen heimgekehrt, immer wieder mit frohem Behagen zusammenfand. Kein Punkt im ganzen Weichbilde Berlins wäre auch durch seine Lage so dazu geeignet gewesen, wie diese Akademie am Ostende der Linden, dem — von 1861 ab königlichen — Palais gegenüber. Auch in den Zeiten der schlechten und primitiven Verkehrsmittel und ungenügenden Verbindungen innerhalb der Stadt, war diese Gegend so leicht zu erreichen, führte der Weg Jeden wiederholt in jeder Woche vorüber, und dies um so mehr, als der Zug nach Westen sich bis in die sechziger Jahre hinein in der gebildeten und besitzenden Gesellschaft Berlins noch nicht entfernt in gleichem Maße geregt hatte und mächtig geworden war, wie während der beiden letzten Jahrzehnte, und ihre bevorzugtesten Quartiere den Linden noch sehr viel näher waren, als gegenwärtig.

Alle diese Ausstellungszustände erfuhren eine gründliche Veränderung durch die im Jahre 1875 ernstlich in Angriff genommene Reform und innere Umgestaltung des Instituts der Akademie der Künste. Die bedeutende Erweiterung, welche mit der Neuorganisation der, von der Akademie als solcher nun gesonderten Hochschule der bildenden Kunst verbunden war, nötigte unabweislich zu einer dauernden Besitzergreifung der bisher für die Kunstausstellung vorbehalten gewesenen Räume zu Klassenzimmern. Es mußte für erstere eine



Ludwig Knaus.

andere Lokalität gefunden oder geschaffen werden. In der bei uns nun einmal herrschenden Scheu, von welcher nur unsere höchsten militärischen Behörden durchaus frei sind, das notwendig Erkannte gleich im großen, tüchtigen und würdigen Maßstab herzustellen und auszuführen, entschloß man sich, ein Provisorium für verhältnismäßig geringere Kosten zu schaffen. Man bebte zurück vor dem Gedanken, einen soliden, allen Bedürfnissen der Gegenwart und einer absehbaren Zukunft genügenden, allen wichtigsten Bedingungen entsprechenden Kunstausstellungspalast zu errichten. Statt dessen wurde auf der nordwestlichen Spitze der Museumshalbinsel, zum Teil auf einem in den Grund der Spree getriebenen Pfahlrost, der provisorische Fachwerkbau errichtet, der bald den nicht eben schmeichelhaften Namen der „Kunstbaracke" empfing. Außer drei etwas größeren Sälen enthält sein Inneres eine Reihe von parallelen Galerien, in welchen immer nur die eine Wand eine, wenn auch harte und grelle, doch genügende Beleuchtung durch das über der Decke einer jeden errichtete, pultartig hoch und schräge ansteigend aufgesetzte Oberlichtfenster empfängt. Die verhältnismäßige Schmalheit dieser Galerien macht es unmöglich, einen genügenden Abstand von der Bildwand zu nehmen. Im Jahre 1876 wurde in diesem Neubau die erste akademische Kunstausstellung abgehalten. Die Eröffnung fand wie gewöhnlich am 1. September statt. Man hatte der an sich nicht sehr einladenden und wenig behaglichen Lokalität einen Anschein von größerer Traulichkeit und Würdigkeit durch allerlei bestechende Innendekorationen, durch Thürdraperien, Sessel, Teppiche, Pflanzengruppen, in dem letzten großen Saal sogar durch größere malerisch-plastische Arrangements, architektonische Brunnen u. dgl. m. zu geben versucht, und zwar mit gutem Erfolg. Man hatte eine Galerie als Speise- und Kneipraum eingerichtet, ein Büffet darin aufgestellt, bei dessen guten, festen und flüssigen Gaben man sich über die schlechtesten Kunstwerke trösten konnte. Aber als die kalten Spätherbsttage kamen, half das Alles und selbst der heißeste Grog und Punsch dieses Büffets nicht, um den Besuchern das Gefühl des Frostes und der Feuchtigkeit in den unheizbaren Räumen zu vertreiben oder es sie vergessen zu machen. Auch die Lage der „Baracke", da weit hinten in der verlorenen Gegend am Kupfergraben, wollte dem an das Akademiegebäude gewöhnten Publikum nur wenig behagen. Kurz, die anfangs lebhaft geäußerte Befriedigung verwandelte sich schon beim Schluß der ersten Ausstellung in diesen Sälen und Galerien ebenso bei den Künstlern wie bei dem Publikum in bittern Tadel, der sich in Spöttereien aller Art über den unglücklichen Pfahlbau Luft machte. Gelegenheit, seinen Witz und Spott daran zu üben und zu erneuern, wurde seitdem in jedem Jahr gegeben. Hatte die Akademie doch beschlossen, nach dem Muster des jährlich stattfindenden Pariser „Salon" auch ihre große Kunstausstellung fortan alljährlich stattfinden zu lassen. Das dauerte, mit leichtem Wechsel der Dekoration, ohne sonstige Abweichung bis zum Jahre 1881 fort. Da erlebte die Welt schaudernd das unheilvolle, fürchterliche Ereignis des Brandes der komischen Oper zu Wien. Entsetzen



Fritz Schaper.



Reinhold Begas.

und Furcht zog in die Gemüter ein. Jeden Raum, in welchem eine größere Menschenmenge zu irgend einem Zweck sich zusammenzufinden hatte, sah man plötzlich besorgt und angstvoll auf seine Feuergefährlichkeit hin an. Bald hatte man es denn auch herausgebracht, daß Alles erbarmungslos verbrennen müsse, wenn in diesem leicht entzündbaren Fachwerkbau mit seiner einzigen Ausgangsthür einmal Feuer auskäme. Man bestürmte die Regierung mit Vorstellungen und Petitionen. Sie selbst verschloß sich nicht den Bedenken. Das Resultat war, daß die Kunstausstellung im Jahre 1882 aus Mangel eines genügenden, zweckentsprechenden, Sicherheit für Kunstwerke und Besucher bietenden Lokals ausfallen mußte. Dafür wurde im Jahre 1883 ein gänzlich verunglückter Versuch gemacht, sie in die Räume des dicht vor Charlottenburg belegenen, seiner wahren Bestimmung noch nicht übergebenen, unvollendeten riesigen Prachtgebäudes des neuen Polytechnikums und zugleich — der Abwechslung halber — wieder einmal in die Monate Mai und Juni zu verlegen. Die Erfahrungen, welche man bei diesem Versuch gemacht hatte, waren so entmutigender Art, daß man lieber das geringere Übel vorzog und 1884 mit der akademischen Ausstellung in die Kunstbaracke am Kantianplatz zurückkehrte, nachdem man dieselbe mit Hilfe einiger Eisenthüren und Blechwände vermeintlich besser gegen mögliche Feuergefahren geschützt hatte. Auch der September und Oktober kamen wieder zu ihrem alten Recht als geeignetste Berliner Ausstellungszeit. Das Publikum schien damit einverstanden. Es drängte sich wieder ebenso in den als unmöglich verschrieen gewesenen Gallerien, wie es die Säle des Polytechnikums gemieden hatte, und zeigte sich eifrig bestrebt, in den eiskalten nassen Oktobertagen den bösen Einflüssen und Wirkungen derselben durch kräftige „innere Heizung“ am Büffet entgegenzuarbeiten.

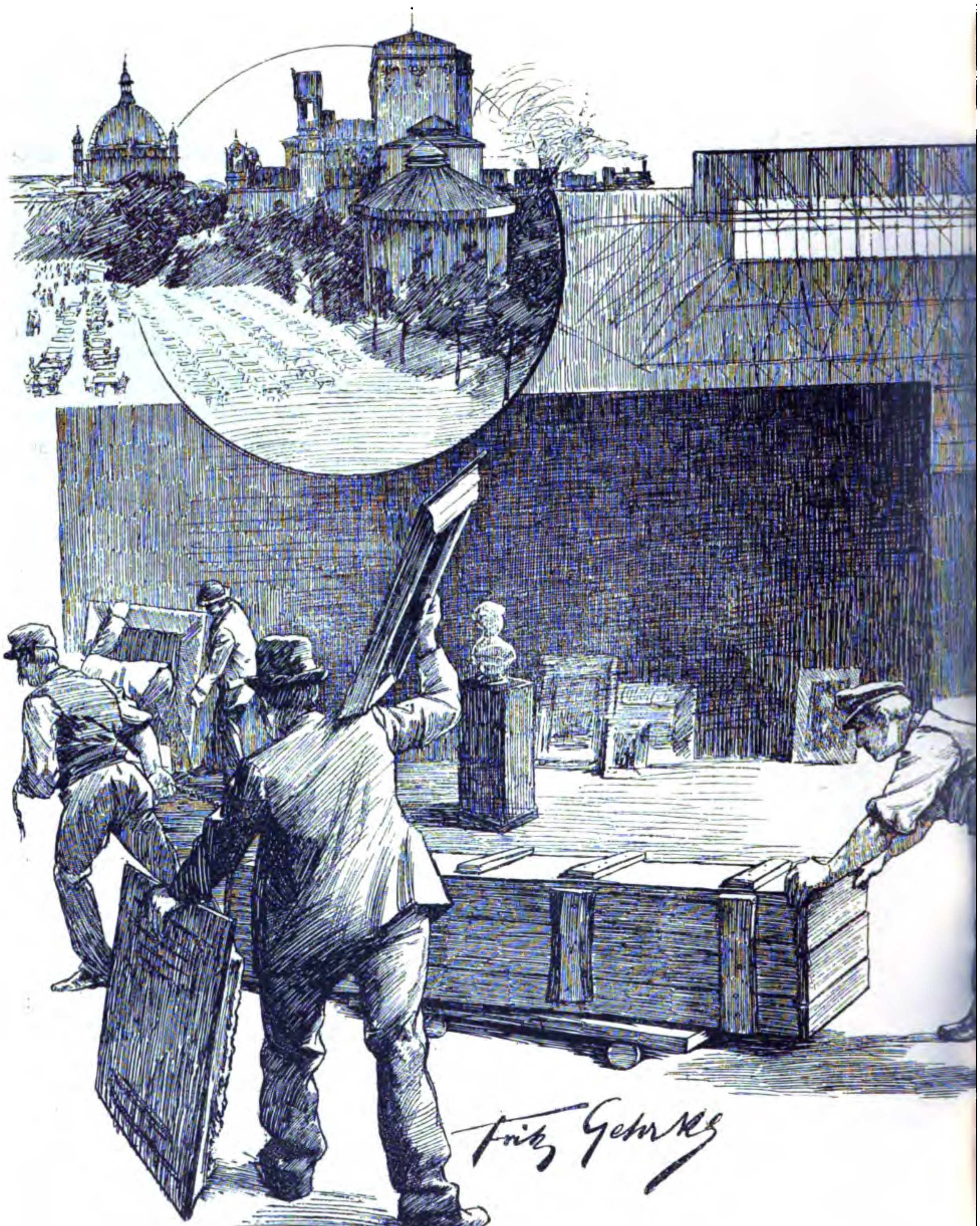
Inzwischen war auf dem sandigen Terrainstück zwischen der Straße nach Moabit und der großen Ulanenkaserne, welches im Jahre 1879 zum Platz



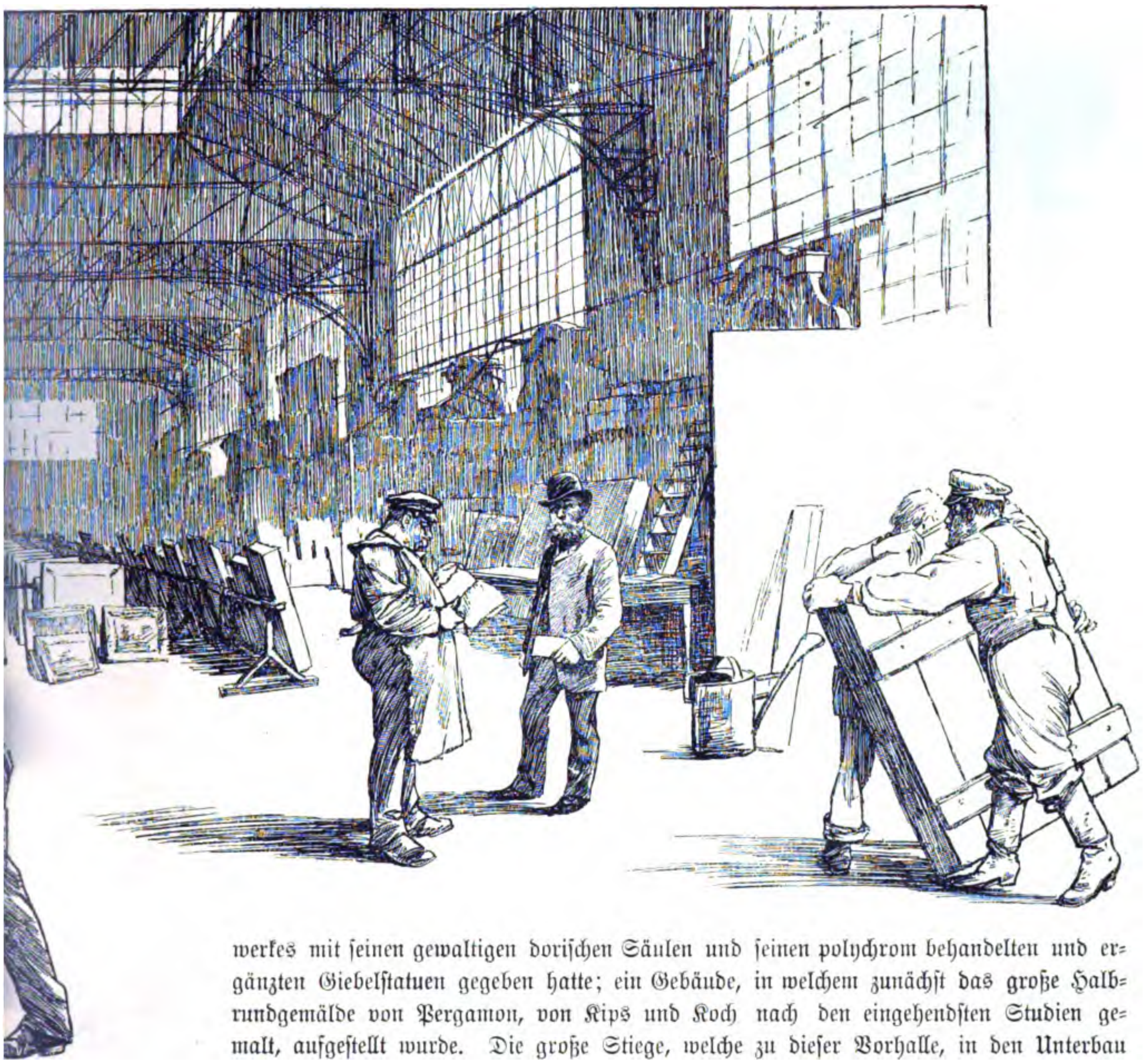
Friedr. Geselschap.

für den Park und die Gebäude der Berliner Gewerbeausstellung gedient hatte, eine kleine Welt von Glas- und Eisenarchitekturen zur Aufnahme der großen Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen erwachsen. Zwar brannte die ganze Herrlichkeit wenige Tage vor dem Termin der feierlichen Eröffnung im Mai 1882 mit all ihrem reichen Inhalt bis auf den Grund nieder. Dann aber wurde sie von Neuem auf solider Basis wieder aufgebaut und beherbergte die ebenso reich noch einmal beschickte, wahrhaft Epoche machende Hygiene-Ausstellung. Während der Sommermonate des Jahres fand dieselbe dort statt; und mehr noch, als die reiche Fülle der wichtigsten, sehenswerthesten und fesselndsten Objekte von mannigfaltigster Art, welche in dem mit der hohen Glas- und Eisenkuppel gekrönten Hauptpalast und allen Nebengebäuden gezeigt wurde, zog der hübsche Park mit allen seinen Kneipen und Cafés, seinen Promenaden und Abendkonzerten die Berliner und die Fremden in gewaltiger Menge in den Ausstellungsbezirk. Hier glaubte die Regierung endlich das mangelnde Ausstellungsgebäude, den „En-tout-cas-Palast" gefunden zu haben, welcher sich mit verhältnismäßig nicht allzuhohen Kosten, ähnlich wie der Münchener Glaspalast, für öffentliche Ausstellungen von allen denkbaren Gattungen — und warum nicht auch für die akademische Kunstausstellung? — adjustieren ließe. Sie erwarb Palast und Park als Eigentum, und verpachtete den ganzen Betrieb der Gast- und Speisewirtschaft in ersterem an den großen Wiener Brauereibesitzer Anton Dreher. Und da der Gedanke lebhaften Anklang gefunden hatte, das Jahr 1886, in welchem das erste Jahrhundert der Berliner akademischen Kunstausstellungen seinen Abschluß fand, durch eine große, besonders glänzende Jubiläumsausstellung zu feiern, so beschloß man, den zum „Landesausstellungsgebäude" erhobenen Glas- und Eisenpalast zunächst mit Rücksicht auf eine solche um- und auszubauen, um dieselbe in seinen Räumen abhalten zu können. Um das Interesse des Publikums und die künstlerischen Kräfte nicht vorher zu zersplittern, wurde für das Jahr 1885 die gewohnte akademische Ausstellung ausgesetzt. Im Mai des folgenden aber ging sie dafür, durch jene hier zu Eingang geschilderte Eröffnungsfeier eingeleitet und geweiht, und reich wie keine zuvor auch von Künstlern des Auslandes, mit Ausnahme Frankreichs, beschickt mit nie gesehenem Glanz in Szene.

Damals war in diesem Park durch den Berliner Künstlerverein, welcher sich in den fünfundvierzig Jahren seines Bestehens zu einer bedeutenden Machtstellung in allen öffentlichen Kunstangelegenheiten emporgeschwungen hatte, zum gemütlichen Zusammenkunftsort für seine Mitglieder während des Ausstellungssommers das ganz originelle, lustig, humoristisch und phantasievoll außen und innen geschmückte Kneiplokal in der Form einer capresischen Osteria geschaffen worden. Am Westende des Parkbezirks ward das großartige Panoramagebäude aufgeführt, welchem der Baumeister A. Heyden als Façade, die genau nach den Maßen und in der Weise der östlichen Vorhalle des alten Zeustempels von Olympia ausgeführte Kopie der einstigen Erscheinung dieses klassischen Bau-



Einlieferung der Kunstwerke.



werkes mit seinen gewaltigen dorischen Säulen und seinen polychrom behandelten und ergänzten Giebelstatuen gegeben hatte; ein Gebäude, in welchem zunächst das große Halbrundgemälde von Pergamon, von Kips und Koch nach den eingehendsten Studien gemalt, aufgestellt wurde. Die große Stiege, welche zu dieser Vorhalle, in den Unterbau eingeschnitten, hinaufführt, und der Reliefschmuck dieses Sockels und der Treppenwangen geben eine ziemlich treue Anschauung von der in ihnen nachgebildeten Sockelstiege zum großen Aschenaltar des Zeus auf der Burg zu Pergamon, mit den gewaltigen Marmorreliefdarstellungen der Götter- und Gigantenkämpfe, welche einst als Fries jenen Sockel umzogen. Außerdem war da ein kleiner egyptischer Tempel errichtet, in welchem



Osteria.

von Berliner Künstlern gemalte, sehr wirksame Dioramen aus der Geschichte der neuen deutschen Kolonisationsbestrebungen in Afrika zur Schau gestellt wurden. Dazu Restaurants, Bierstuben, Kaffeehäuser der verschiedensten Art; Nachmittags- und Abendkonzerte bis in die Nacht hinein auf zwei verschiedenen Punkten des Parkes; leichte, rasche Verbindung mit den entferntesten Punkten der Stadt durch Stadtbahnzüge und Pferdebahnwagen, und die Hauptsache: die Säle der Kunstausstellung bis gegen zehn Uhr Abends geöffnet und ihr Inhalt bei taghellem elektrischen Licht zu beschauen, — welch eine Fülle von gleichzeitigen Magneten für das große Publikum, deren Anziehungskraft sich mit derjenigen der im Palast ausgestellten Gemälde und Skulpturwerke vereinigte, um jeden zu locken, gleichviel, wie groß das Maß seines Kunstverstandes und seiner Kunstliebe auch immer wäre. Und alle diese hier gebotenen Genüsse, mit Ausschluß natürlich der Speisen und Getränke, konnte man für 50 Pfg. und im Abonnement noch sehr viel wohlfeiler genießen! Was Wunder, daß das Volk auch jener Schichten und jener Gegenden Berlins, welches noch nie seinen Fuß in eine Kunstausstellung, sei es in der Akademie oder im provisorischen Fachwerkbau, gesetzt hatte, in Schaaren alltäglich, nachmittags und nach Feierabend, hierher strömte, um bei Konzertmusik, und zur Abwechslung nach und vor



Relief aus der Osteria.



Eingang zur Klause.

dem Umherschlendern auf den dicht gefüllten Parkwegen oder beim Sitzen in und vor den Kneipen und Cafés, auch moderne Kunst in elektrischem Kugellampenlicht zu genießen. Jenes exklusive Berliner Kunstausstellungspublikum, welches sich ehemals während der Herbstmonate in den Sälen der Akademie zusammen zu finden pflegte, weilt im Sommer meist fern von der Stadt, und hielt es auch so zur Zeit der Jubiläumsausstellung. In der Zeit vor seiner sommerlichen Auswanderung aber, wie nach seiner Rückkehr, verschwand es gleichsam in den breiten Volksmassen, welche den Ausstellungspark und die Säle überfluteten.

Der materielle Erfolg der Jubiläums-Ausstellung ging noch über jede Erwartung und Hoffnung hinaus. Aber wenn die Staatsregierung geglaubt haben sollte, daß mit der Bestimmung jenes Gebäudes zur Aufnahme der akademischen Kunst-Ausstellungen fortan auch alle Klagen und Wünsche der ausstellenden Künstler verstummen würden, so hätte sie sich einer großen Täuschung hingegeben. Diese Klagen über die unwürdigen „Bahnhofhallen-Räume" und ihre schlechte Beleuchtung erklangen bald eben so laut wie zuvor, ja sie wurden noch verstärkt durch diejenigen über die Vermengung des Kunstinteresses mit dem an den Vergnügungen eines großen Konzert- und Biergartens.

Wie gut sich übrigens auch der Mai als Eröffnungsmonat bewährt hatte, die Akademie fand es dennoch — ich habe nie verstanden, warum — für besser, im folgenden Jahr statt seiner den August zu wählen und die Ausstellung wieder bis Anfang November in den unheizbaren Räumen währen zu lassen. Auch 1888 wurde der gleiche Termin eingehalten. Die tragischen Ereignisse, welche der März und Juni gebracht hatten, und die allgemeine Trauerstimmung im Lande hätten es sicher sehr gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn die Ausstellung in diesem Sommer völlig ausgesetzt worden wäre.

Im vorigen Jahr hatte die Akademie und die Künstlerschaft die sehr unliebsame Erfahrung zu machen, daß der Landesausstellungs-Palast keineswegs für sie und ihre Kunstausstellungen allein geschaffen ist. Die Staatsregierung hatte dem Komitee der Allgemeinen deutschen Ausstellung von Vorrichtungen, Apparaten und Verfahrungsweisen zur Verhütung und zum Schutz vor Unfällen bei jedem Arbeitsbetriebe die Zusage gemacht, daß ihm dafür der Glaspalast und der Park während dieses Frühlings und Sommers überlassen werden solle. Zum Zweck dieser Ausstellung wurde dort wieder Alles umgestaltet. Neue Bauten und Anlagen wuchsen auf dem Terrain empor: eine große Maschinenhalle, eine Brauerei, Annexe und Kioske von mannigfachster Art, Form und Bestimmung, ganze Häuser im Rohbau, um an ihnen die Einrichtungen zur Verhütung von Unfällen und Leibesschaden für Arbeiter und Bewohner zu demonstrieren; ein ganzes Theater, das



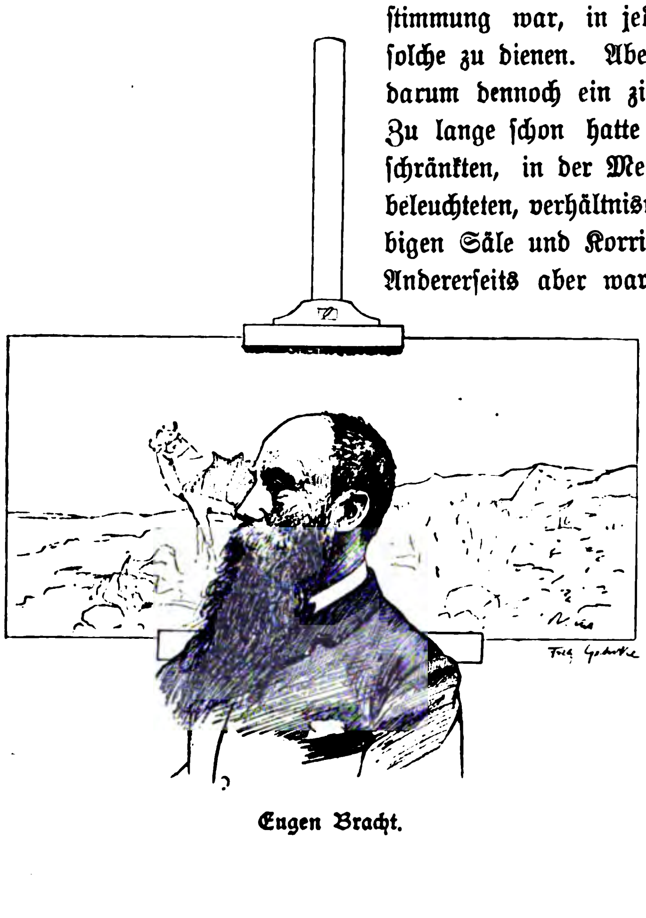


Anton v. Werner.

mit allen neuesten Sicherheits- und Schutzvorrichtungen gegen Feuers- und sonstige Gefahren ausgerüstet war; eine Sternwarte und ein physikalisches Institut zur Popularisierung der Himmelskunde. Man konnte nicht verlangen, daß aus Rücksicht für die Akademie und die Kunst der Palast von allen den schwer beweglichen Maschinen und Apparaten, deren Aufstellung und Herrichtung enorme Kosten verursacht hatte, bereits nach zwei Monaten wieder geräumt würde. Da griff man, um die Kunstausstellung ja nicht ausfallen zu lassen, zu einem verzweifelten Mittel. Die alten Räume des Akademiegebäudes Unter den Linden mußten noch einmal heran und als Nothelfer dienen. Die Lehrklassen und Ateliers im ersten Geschoß wurden für zwei Monate geräumt und zu Ausstellungssälen umgewandelt. Die Gewölbe im Erdgeschoß freilich blieben für die plastischen Kunstwerke verschlossen und letztere hatten sich so gut oder schlecht es eben gehen wollte, in den Gemälderäumen einzurichten, die man übrigens so hübsch und gefällig ausgestattet hatte, wie es nie in den Zeiten vor 1876 geschehen war, als es noch ihre Bestimmung war, in jedem zweiten Jahr als solche zu dienen. Aber der Eindruck blieb darum dennoch ein ziemlich unerquicklicher. Zu lange schon hatte man sich dieser beschränkten, in der Mehrzahl herzlich schlecht beleuchteten, verhältnismäßig engen und schäbigen Säle und Korridore entwöhnt gehabt. Andererseits aber war das vornehme Ausstellungspublikum doch wieder entzückt über die hier endlich wieder erfolgte Loslösung des Kunstgenusses von dem ganzen „Tingel-Tangel-kram" des Moabiter Ausstellungsparkes, und über die Lage des Lokales. Von neuem erwachte die Empfindung und Überzeugung wieder in ganzer Stärke: nur hier, an dieser Stelle der Stadt, ist der einzig wahre Ort, wohin die großen Kunstausstellungen gehören, wenn auch in ganz anders gestaltete Räume.



Carl Gussow.



Eugen Bracht.

Damit freilich war noch nichts dazu gethan, derselben eine solche dauernde Heimat wirklich zu schaffen.

Im laufenden Jahre 1890 hat man sich wieder in den „Landesausstellungs-Palast" schicken müssen. Daß aber die Werke der bildenden Künste bereits während der Frühlingstage ihren Einzug in denselben halten könnten, wurde durch die große Blumen- und Pflanzenausstellung des Gartenbauvereins in dem Glas- und Eisenpalast verhindert. Gerade in jener Zeit füllte sie dessen Hallen lange mit den prächtigsten und lieblichsten, lebendigen, farben- und formenreichen Meisterwerken der unerschöpflichen Erfindungs- und Bildnerkraft der Natur und mit Strömen von süßesten, würzigsten Düften, welche mit denen des Lacks und Firnisses der Ölbilder nur wenig Ähnlichkeit hatten. So mußte der Eröffnungstermin der diesjährigen akademischen Kunstausstellung hinausgeschoben werden. Wieder abweichend von dem Gebrauch in allen früheren Jahren, in welchen er zwischen dem Mai, dem August und September schwankte, wurde derselbe nun zur Abwechselung auf den 29. Juni verlegt, und den ersten wie den zweiten Monat ließ man sinniger Weise mit eben der Zeit des Jahres zusammenfallen, in welcher das Publikum, auf dessen Anwesenheit und häufigen Besuch es den ausstellenden Künstlern vor Allem ankommt, auf dessen Kunstliebe, Urteilsfähigkeit und Kauflust sie vorzugsweise ihre Hoffnung bauen, größtenteils fern von Berlin verweilt. Meine Herren, euere Ratschläge sind mir zu wunderlich und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen! — fühlt man sich versucht, das Bibelwort leicht variierend, zu denen zu sagen, aus deren Haupt solche Beschlüsse entsprangen. So traf diesmal die Eröffnung der akademischen Kunstausstellung ziemlich mit der des großen deutschen Bundesschießens in Berlin und leider auch mit jener des — seit 1889 alljährlichen — Münchener Kunstsalons zusammen, welcher ihr viele der besten neuen Kunstwerke entzieht. Der Schützenplatz in Pankow mußte ihr während seiner Dauer notwendig eine gefährliche Konkurrenz machen. Aber Berlins Bevölkerung und die Masse der anwesenden, auf der sommerlichen Durchreise hier einen kurzen Halt machenden Fremden ist groß genug, um allenfalls beiden gleichzeitigen Veranstaltungen ihren Erfolg zu sichern.

Die heutigen Künstler sind auf die öffentliche Ausstellung ihrer Werke angewiesen. Die berühmten und von der Mode getragenen Meister, welche von den Kunsthändlern und Liebhabern in ihren Werkstätten aufgesucht werden und ihre Bilder durch diese frisch von der Staffelei um jeden geforderten Preis mit hinwegnehmen sehen, sind bei uns, wie überall, nur selten. Auch besagte Gattung von Kunsthändlern und Liebhabern ist in Berlin heute fast ausgestorben. Ehemals, in den sechziger und ersten siebziger Jahren waren sie eine lebendige Wirklichkeit. Die seitdem verstorbenen beiden Brüder Lepke, Unter den Linden 4a, in





Rudolph Siemering.



Otto Knille.

deren Salons heute E. *Schulte* seine permanente Gemäldeausstellung eingerichtet hat, waren in jener Zeit die glänzendsten Vertreter dieser vornehmen Gattung unter ihren Berufsgenossen. Sie waren es, welche hier zuerst erlesene Werke auch der gefeiertsten, modernen französischen Meister einführten, in ihren Parterreräumen zur Schau stellten und unsere Kunstfreunde mit Vielem des Besten, was in unserer Zeit überhaupt gemalt wurde, bekannt machten. Sie gewöhnten die hiesigen Sammler und Liebhaber, und dadurch die Künstler, an anständige Preise und erzogen erstere zu der gebührenden Schätzung der Werke der Malerei und der Person der ausgezeichneten Künstler. Mit einer feinen Witterung für neue Malertalente, für das wirklich Treffliche und Originelle ausgerüstet, legten sie gleichsam Hand auf das gesamte Schaffen der Künstler, welche sie als solche Talente schon in ihren ersten Bildern erkannt hatten. Sie traten in deren Ateliers ein, zahlten meist die geforderten, ob auch noch so hohen Preise, ohne zu feilschen und zu dingen, baar auf den Tisch und nahmen das fertige Werk mit fort. Allerdings wußten sie unter den damaligen Reichen und besonders den eben rasch reich gewordenen Berlinern — meist Matadore der Börse oder der Industrie — bereits ihren sicheren Käufer, welcher ihnen die Mühe reichlich durch den bedeutenden Überschuß der von ihm gezahlten Kaufsumme vergütete. — Diese schönen Zeiten sind für unsere Berliner Maler, vielleicht mit einziger Ausnahme von *Adolf Menzel* und *Ludwig Knaus* — bei dem ersteren spielt seit manchen Jahren bereits *Herrmann Pächter*, einer der feinsten und verständnisvollsten unter den heutigen Berliner Kunsthändlern, eine ähnliche Rolle wie die Brüder *Lepke* bei den damals beliebtesten hiesigen Malern — leider vorüber. Aber sie brauchen auch nicht mehr, wie in einer noch früheren Zeit Berlins auf die Eröffnung der „großen akademischen Kunstausstellung“ zu harren, um ihre Schöpfungen hier öffentlich bekannt werden zu lassen. Mehrere permanente Ausstellungen bieten ihnen dazu genügende Gelegenheit. Die erste, welche sich hier im Anfang der fünfziger Jahre aufthat, die von *Louis Sachse* in der Jägerstraße, später in der Taubenstraße, ist längst wieder



Ernst Herter.



Gustav Eberlein.

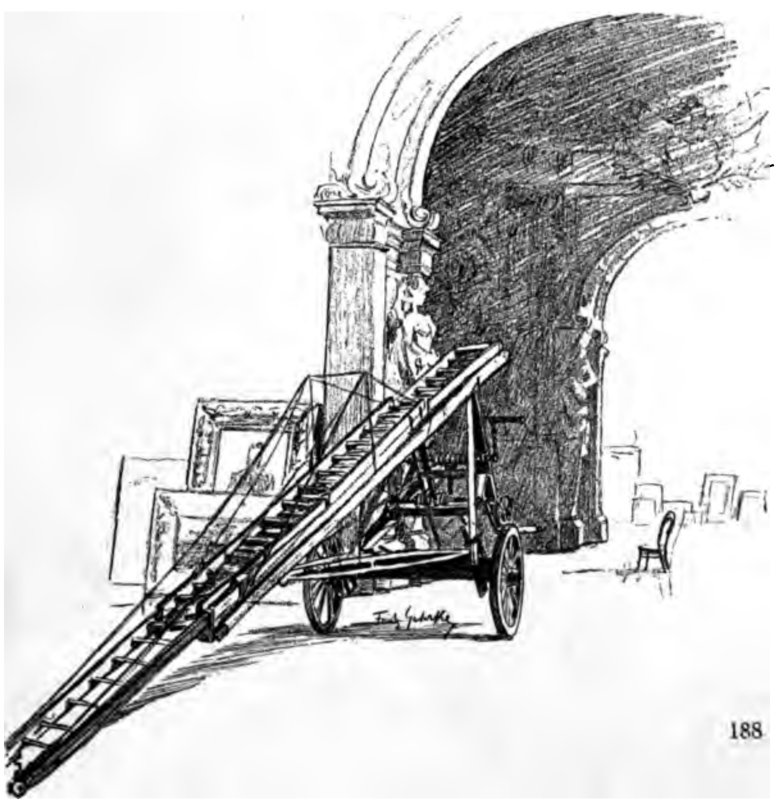
eingegangen. Ebenso die in demselben Kunstsalon während des vorigen Jahrzehnts durch Philipp Meyer eröffnete. Nach ihr hat sich die von Fritz Gurlitt, Behrenstraße 28, die von E. Schulte, Unter den Linden 4a, und die von Honrath u. van Bärle in deren Nachbarschaft, Unter den Linden 20, aufgethan, in welchen ein stetiger Wechsel von Gemälden stattfindet. Diejenige des Berliner Künstlervereins im Architektenvereinshause, Wilhelmstraße 93—94, welche trotz aller Ungunst der Zeiten, unter denen sie besonders empfindlich zu leiden hat, tapfer aufrecht erhalten wird, ist noch mehr, als jene drei, vorzugsweise die der Berliner Maler und Bildhauer. Gurlitt suchte von Beginn an seinen Ehrgeiz darin, unserem Publikum zur Kenntnis und Anschauung von ganz besonderen modernen Kunstrichtungen und von den Werken eigenartiger, aber auch oft genug recht seltsamer und unerquicklicher Spezialitätenmaler durch seine „Frühlings- und Herbstausstellungen" zu verhelfen; Ausstellungen, welche in den sehr beschränkten und ungenügenden, zur Hälfte nur durch elektrisches Licht zu erhellenden, Räumen seines Geschäftslokals stattfinden, aber auf das, für die moderne lebendige Kunst ernster und lebhafter interessierte, erlesene Publikum Berlins immer eine starke Anziehungskraft ausüben, wie heftigen Widerspruch auch das, was ihm hier geboten wird, zuweilen erregen mag.

E. Schulte's Ausstellung ist sehr viel mehr, als mit Werken von Berliner Künstlern (ausschließlich Malern), mit Düsseldorfer-, einigen Münchener-, dann und wann auch Wiener- und Bildern außerdeutschen Ursprungs gefüllt; Honrath u. van Bärle noch in reicherem Maaße mit Münchener Bildern und ebenso mit solchen von den besten modernen spanischen und italienischen Genremalern. —

Die Ausstellung des Künstlervereins ist insofern im Nachtheil gegen diese drei genannten, als ihre Lokalität zu sehr abseits von den Hauptstraßen und Hauptschauplätzen des großen Verkehrs und des öffentlichen Lebens der Stadt liegt. Nicht selten gelangt hier im Kuppelsaal ein hervorragend „sensationelles" Gemälde aus einer der fremden Kunststädte, ausnahmsweise auch das eines modernen Franzosen oder Italieners, für einige Wochen oder Tage zur Ausstellung. Den Hauptstamm der dort die Saal- und Schirmwände bedeckenden Gemälde und der in den Räumen aufgestellten großen und kleinen plastischen Kunstwerke in Marmor, Bronze und Terracotta bilden Kunstschöpfungen aus Berliner Werkstätten. Über ihre Aufnahme entscheidet eine aus den Vereins-Mitgliedern gewählte Jury, welche sich, nach der Menge des Gleichgültigen und Gewöhnlichen, die man dort findet, zu schließen, einer großen Menschenfreundlichkeit und Milde gegen die ausstellungsbedürftigen Kollegen befleißigt. Für die meisten derselben ist alles Ausstellen in diesem Vereinssalon und den anderen Permanenten Berlins wenig mehr als eine Art von Probevorstellung, wie sie z. B. G. v. Moser mit seinen Lustspielen zu veranstalten pflegt, die er zuerst auf dem Görlitzer Theater aufführen läßt ehe er sie hinaus in die große Welt der hauptstädtischen deutschen Bühnen versendet.



Der Erfolg der Ausstellung eines Kunstwerks in einem der genannten Kunstsäle entscheidet noch immer nicht unbedingt über den, welchen dasselbe auf der großen akademischen Ausstellung erringt, ja noch nicht einmal darüber, ob es überhaupt zu dieser zugelassen wird. — Noch eines andern Ausstellungslokals in Berlin ist zu gedenken, des Auktionshauses von Rudolph Lepke, eines Vetters jener früher erwähnten verstorbenen Gemäldehändler. Hier aber kommen nur die Kunstwerke zur Schau, deren Besitzer sich derselben um jeden Preis entäußern wollen; zumeist von den Erben verstorbener Sammler und Liebhaber, nicht allzu selten aber auch von den Malern selbst hierher gegeben, wo man doch immer sicher ist, wenigstens irgend einen Preis dafür zu erzielen, wenn freilich oft auch einen mehr als bescheidenen. An den Auktionstagen sind diese Ausstellungen im Berliner „Hotel Drouot" stark besucht von einem wunderlich gemischten Publikum von Kunstfreunden, welches sich in der Hoffnung ein „echtes" Bild eines beliebten oder berühmten modernen oder alten Meisters für den dritten bis zehnten Theil des Preises zu erwerben, den man sonst dafür zu bezahlen pflegt, selten getäuscht sieht. Die „Meisterwerke" sind allerdings meist auch danach!





Arbeiten im großen Skulpturensaal.

Wenn unseren Künstlern im Vorfrühling, ja fast noch im Winter die gedruckten Zuschriften der verschiedenen deutschen Akademien und Kunstgenossenschaften zugehen, die ihnen anzeigen, daß da und dort, in Wien, in München, in Düsseldorf, Dresden, Bremen, Hamburg 2c. während der Monate des Frühlings, Sommers oder Herbstes eine Kunstausstellung stattfinden soll, die unter den aufgeführten Bedingungen bis zu dem angegebenen Datum mit den, bis zu einem frühern anzumeldenden Werken beschickt werden könnten, dann entsteht in der Seele des Berliner Künstlers immer wieder das Dilemma: für welche soll er sich entscheiden? Wohin die vorrätigen und die bis dahin noch zu vollendenden Werke senden? Für den Geschmack welcher Stadt und welcher Künstlerschaft werden sie besser geeignet sein? Wo dürfen sie sich einen sichereren und glänzenderen Erfolg und vor Allem auch — Absatz versprechen?! Zu den deutschen Ausstellungen tritt dann noch der Pariser Salon, welcher auf die ehrgeizigsten unter unseren Künstlern eine besonders mächtige Anziehungskraft ausübt. Aber doch nur in der Brust verhältnismäßig Weniger ist dieser Ehrgeiz und Mut stark genug, um es darauf hin zu wagen und

das eigene Werk den durch das Beste verwöhnten, durch den Deutschenhaß noch geschärften, kritischen Blicken eines unbarmherzigen, spottlustigen Pariser Salonpublikums auszusetzen. Die große Hauptfrage dreht sich doch immer um Berlin oder München. Zumal in diesem Jahr, wo beide Ausstellungen in dieselbe Zeit fallen. Bei nur zu Vielen beschwert zu Gunsten Münchens die Wagschale der Entscheidung der wohlbegründete Ruf dieser Kunststadt auch als des besten deutschen Kunstmarktes, der Stadt, wo unvergleichlich mehr Kunstwerke und zu besseren Preisen verkauft werden als hier, weil sich dort vorzugsweise die zahlungskräftigsten Liebhaber deutscher Gemälde und die Gemäldehändler zusammenfinden und ihre Auswahl treffen. So bleiben für die großen Berliner Jahresausstellungen nicht immer die besten und glänzendsten Werke bestimmt, wenn ein hiesiger Künstler mehrere zu versenden hat. Die fremden, außerdeutschen, geben München noch entschiedener den Vorzug. Ist doch die Verteilung der Auszeichnungen in Berlin von der Art, daß sie nicht viel Verlockendes für die Künstler hat, welche sich durch ihre Werke für durchaus berechtigt zum Empfange derselben glauben. Das Preisrichterkollegium schlägt zwar die ihm am würdigsten erscheinenden für die äußerst mäßig bemessene Zahl der verschiedenen Medaillen und die Anerkennungen vor. Aber die Entscheidung darüber liegt nicht bei ihnen. Sie selbst werden zuweilen am meisten durch diejenige überrascht, welche von höchster Stelle aus dekretiert wird.



Letzte Ölung.

Doch ehe die Aussteller von Medaillen oder „ehrenvollen Erwähnungen“ für die von ihnen eingesendeten Werke träumen können, müssen die letzteren vor Allem überhaupt erst zur Ausstellung zugelassen und aufgenommen sein. Sind die rechtzeitig angemeldeten Arbeiten — manche Gemälde





noch im letzten Augenblick vollendet und frisch von der Staffelei, manche bereits mit den erkennbaren Spuren der Wanderung in eine der hiesigen permanenten oder mehrere der auswärtigen Ausstellungen — wohlverpackt in den noch öden, kahlwändigen Hallen des Landes-Ausstellungspalastes abgeliefert; — „ach da beginnt erst ihrer Seele Qual"! Da erscheinen sie zunächst vor den Höllenrichtern, um auf Herz und Nieren, auf Komposition, Zeichnung, Form, Farbe, Malerei, oder auf Konstruktion, oder auf Gestaltung, Modellier- und Meißeltechnik geprüft zu werden. Die antiken Seelen wurden, wie Jedermann weiß, nach ihrer Überfahrt durch „den grimmen Fährmann, den die Dichter singen", von dem Drei-Höllenrichter-Kollegium, bestehend aus den Herren Radamanthos, Minos und Äakos, geprüft. Dieser Dreizahl entsprechen die drei Gruppen der Aufnahme-Juroren für die Berliner akademische Kunstausstellung. Jede von ihnen wird aus vier Männern zusammengesetzt. Die eine ist vom Senat der Akademie der Künste gewählt; die zweite von den Mitgliedern der Akademie; die dritte (eine Errungenschaft, die erst von neuerem Datum ist) von Mitgliedern des Vereins Berliner Künstler. Zu diesen Zwölfen tritt dann noch, nur bei etwaiger Stimmengleichheit für und gegen die Aufnahme eines Werkes, der Vor-



Aufbau einer Gruppe.





sitzende des Senats als Dreizehnter. Die vom Senat erwählte Richtergruppe zeigt meist eine ominöse Gattungsverwandtschaft mit politischen Senaten und Herrenhäusern. Auch aus den Wahlen der Akademie und des Künstlervereins gehen zuweilen durch unberechenbare Zufälle sehr merkwürdige Juroren hervor. Wohl anderthalb Wochen währt die Thätigkeit dieser Jury, täglich von Morgens bis Abends. Die des Pariser Salon hält ihre Prüfungen und fällt ihre Entscheidungen in dem bestbeleuchteten Raum des Ausstellungslokales, in welchen die Kunstwerke gebracht und den Richtern sorgsam vorgestellt werden. So können sie, bei gutem Willen und Verständnis noch eher die beste Anschauung von den betreffenden Arbeiten gewinnen. In Berlin wandeln die Herren zu den ohne jede Rücksicht auf die Beleuchtung in den verschiedenen Räumen provisorisch am Boden zusammengehäuften, neben und vor einander geschobenen Bildern hin. Oft müssen sie niederhocken, nur um sie betrachten zu können. Rasch wird das Werk angesehen; rasch ist man mit dem ersten Urteil fertig. Gefällt ersteres der Mehrheit nicht, so wird es vorläufig zurückgestellt und die Prüfung der anderen fortgesetzt. Erst eine zweite Besichtigung eines ausgeschiedenen, eine eingehende Diskutierung der Frage, ob annehmen oder zurückweisen, und eine abermalige Abstimmung entscheidet endgültig über das Schicksal der für zweifelhaft erklärten Werke. Geist und Talent bewahren durchaus nicht immer vor dem Geschick, abgelehnt und, mit einem grellrothen Zettel besteckt, aus der Schar der Erwählten ausgestoßen zu werden. Nicht zum wenigsten hängt das zu fällende Urteil auch von der gerade herrschenden Stimmung der Herren Richter ab. Endlich soll es nichts Ungewöhnliches sein, daß man gelegentlich einmal nach dem Grundsatz „Schlägst Du meinen Juden, schlag' ich Deinen Juden" stimmt und ent-





Jury.

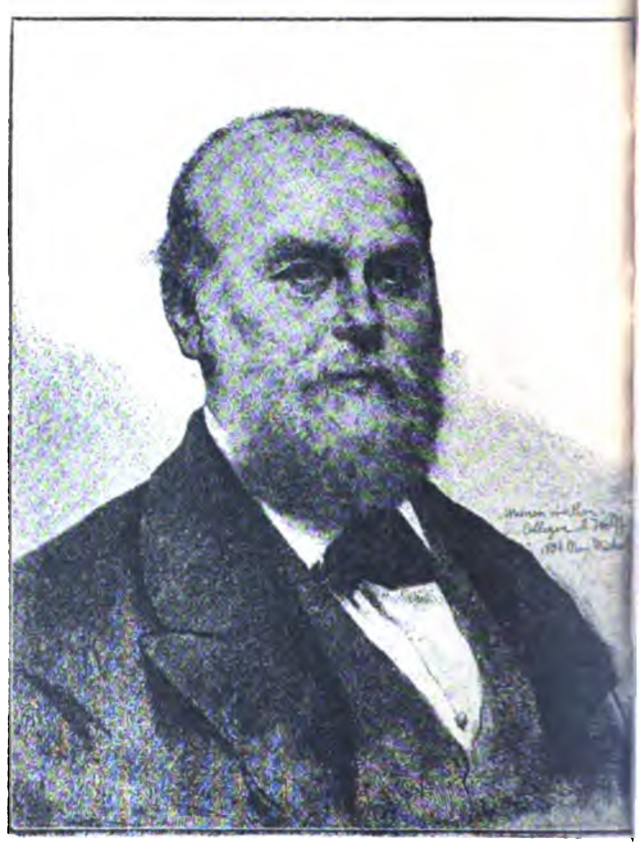
scheidet. Das Alles ist menschlich und begreiflich. Jeder der dreizehn Richter hat übrigens das Privilegium, nachdem die Böcke durch wiederholte Sichtung endgültig von den Lämmern getrennt und ausgeschieden sind, dennoch durch Gnadenwahl einen der bereits Verworfenen in die Gemeinschaft der Aufgenommenen zurückzuführen. Daß das unbedingt Vortreffliche und Vollendete vor der Gefahr des Zurückweisens bewahrt bleibt, zumal wenn der akademische und der Ruhmestitel seines Schöpfers auch dem Blindesten und Mißgünstigsten keinen Zweifel darüber läßt, daß dieses Meisters Kunst viel Künste übersteigt, braucht nicht erst besonders gesagt zu werden.

Tage der bangen Erwartung verfließen für den Einsender von Kunstwerken während der Dauer der Kommissionssitzungen. Endlich vernimmt er den Bescheid. Ist es die Mitteilung, daß eins, zwei oder gar alle von ihm zurückgewiesen seien, so wirkt sie fast immer niederschmetternd auf den, der sie empfängt. Er mag noch so genau wissen, wie es bei dieser Beurteilung und diesen Entscheidungen hergeht, von welchen Möglichkeiten und Zufälligkeiten die letzteren zuweilen abhängen, — der Eindruck auf ihn bleibt darum doch gleich stark. Am stärksten, wenn die zurückgewiesenen Arbeiten bestellt gewesene Bildnisse sind. Die, welche sich oder die Ihrigen malen lassen, — nicht nur die hübschen, oder die sich für hübsch haltenden Frauen und Fräulein — hegen in neunzig Fällen unter hundert den dringenden Wunsch, ihr Porträt oder das ihrer Angehörigen dann auch auf der großen Ausstellung prangen und bewundert werden zu sehen. Ganz heimlich und uneingestanden schlummert im Herzen auch wohl der andere Wunsch, bei der voraussichtlichen Besprechung des betreffenden Meisterwerks der Bildnis-

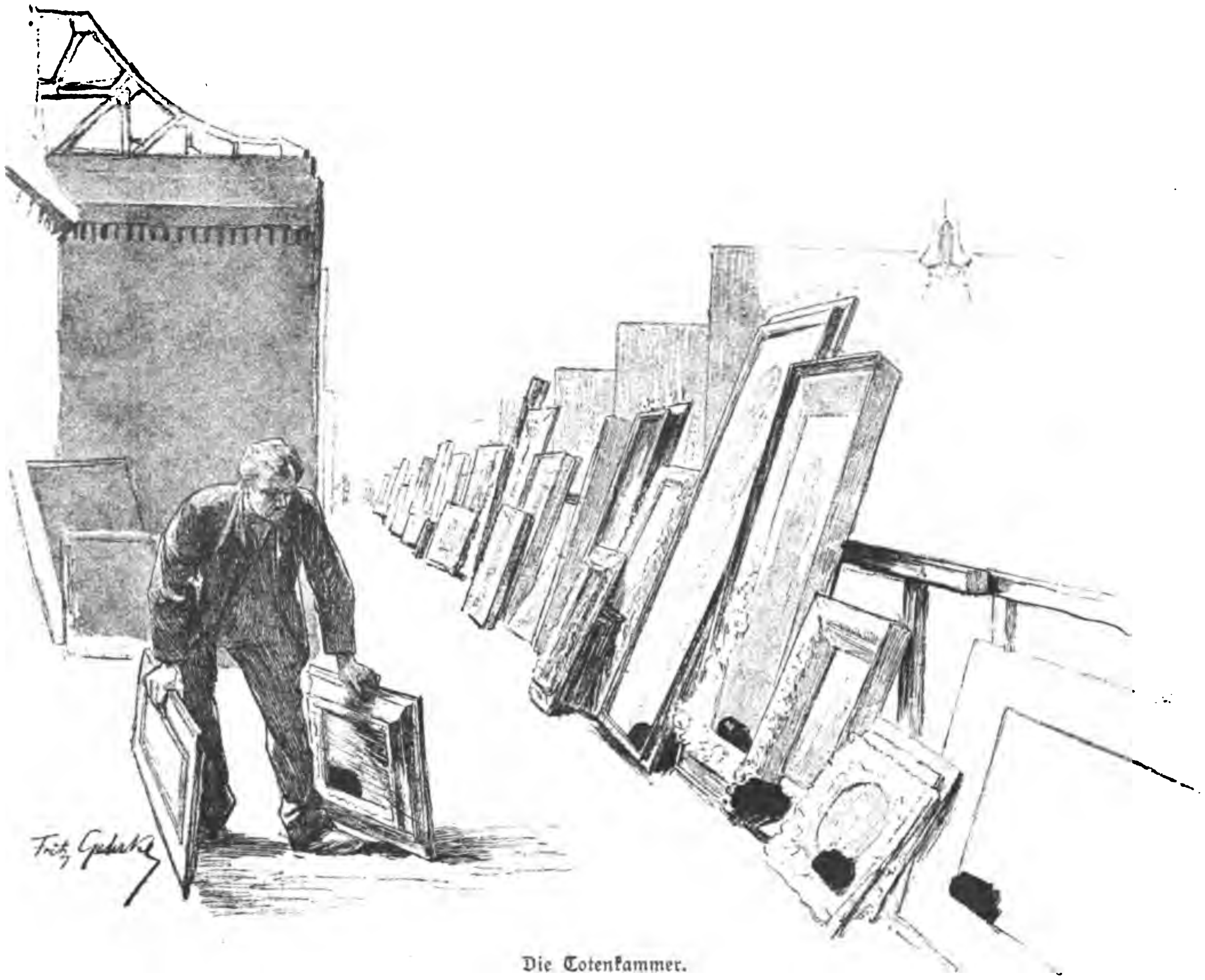


malerei möchten in der Zeitung wohlwollende, galante Ausstellungskritiker die Gelegenheit ergreifen, auch einige schmeichelhafte Worte über das lebendige, liebenswürdige Original, über die schöne Dame, das reizende Kind, den bedeutenden Mann, selbst mit einfließen lassen. Eine Zurückweisung des Bildnisses macht beide Hoffnungen zu nichte und es ist sehr natürlich, daß sich der Ärger über die Enttäuschung dann gegen den unglücklichen Maler richtet. Sein künstlerischer Ruf in den Kreisen der Besteller ist damit für lange Zeit ruiniert.

Hat nun die Aufnahme-Kommission ihr Werk gethan, so beginnt die Arbeit der „Hänge-Kommission". Sie besteht aus Mitgliedern der ersteren. Jedem derselben werden gewöhnlich bestimmte Räume zugewiesen, an deren Wänden die Gemälde und die Arbeiten der anderen zeichnenden Künste, und in deren Innerem die plastischen Modelle, Skulpturen und Bronzegüsse nach bestem Ermessen und eigenem Geschmack zu verteilen und zu ordnen sind; die Entscheidung darüber, welche Stücke in die bestbeleuchteten, am gewissesten und am meisten besuchten Säle, welche in die minderbegünstigten Nebenräume aufgenommen werden sollen, behält sich freilich die Gesamtheit der Kommission vor. Natürlich fehlt es dann auch den Urhebern der Kunstwerke, welche glücklich die Jury passiert haben und „angenommen" wurden, nicht an reichlichem Anlaß zum Ärger und zur Unzufriedenheit. Die Wahl des Saales, der Galerie, der Wand und des Platzes an derselben für sein Bild, in ersterem für sein Gipsmodell, seine Marmorstatue, seine Büste oder Gruppe; die Beleuchtung, welche das Werk dort empfängt, das im Atelier so harmonisch und befriedigend, hier oft so hart und kalt und unerfreulich wirkt; die Nachbarschaft, welche auf diese Wirkung den stärksten Einfluß übt, — alles das kann zur Quelle der



Albert Wolff.



Die Totenkammer.

bittersten Verstimmung, des giftigsten Zornes der Aussteller gegen die Kollegen von der Hänge-Kommission werden. Auch in bezug auf diese Placierung giebt es, wie auf jedem Gebiet des Lebens, Glückliche und Glückverlassene, Begünstigte, Bevorzugte und Hintangesetzte; und nicht in allen Fällen ist es einzig das Maß des wirklichen Verdienstes des Künstlers und des wahren Wertes seiner Leistungen, wodurch er zum Einen oder zum Andern wird. Wer will die Rücksichten und die Einflüsse zählen und nachweisen, welche bestimmend und ausschlaggebend dabei mitwirken! Aber nicht immer bleiben die Reklamationen der sich mit Recht geschädigt Wähnenden erfolglos. Während der Dauer der Ausstellung findet von Zeit zu Zeit ein teilweises Umhängen und Umstellen statt, wodurch manches Werk noch, wenn auch verspätet, besser zu seinem Recht und zu seiner Geltung kommt.

Endlich hat sich das Chaos gelichtet. Alle Wandflächen sind so behängt, daß jede einen möglichst gefälligen Gesamteffekt macht. Die Aquarelle, Pastelle,





Aufhängen der Bilder.

Stiche, Radierungen, Handzeichnungen aller Art breiten sich über die Zwischen- und Hauptwände der Seitengalerien und Kabinette aus. Die plastischen Arbeiten sind durch alle Säle verteilt; in größter Zahl aber drängen sie sich in dem weiten, hellen Oberlichtsaal im östlichen Teil des Gebäudes zwischen den Gartenanlagen seines Bodens aus, welchem Kühlung wehende Springbrunnen entsteigen. Draperieen, Teppiche, Polstersitze, Pflanzengruppen sind in vielen Haupträumen mit gutem Geschmack angeordnet. Alles sieht schmuck und festlich aus und läßt nichts von der Mühe und Arbeit, der Qual und dem Ärger spüren, die es gekostet hat. Eine Schar von möglichst hübschen, einfach anständig gekleideten Fräulein von gefälligem Benehmen ist engagiert, welche, an hier und da vom Eingang in den Park bis zum letzten Saal aufgestellten kleinen Tischchen sitzend, die von den Künstlern selbst mit Federskizzen (oder mit Lichtdruckaufnahmen) ihrer ausgestellten Werke geschmückten, wie die bilderlosen, die gehefteten und die gebundenen Kataloge und die Photographien der Gemälde und Statuen dem Publikum freundlich zum Kauf darzubieten haben.





Der Sekretär der Ausstellung, Herr Winkler, ist in seinem Büreau bereit, alle Anträge und Anfragen in betreff des Ankaufs und des Preises der verkäuflichen Werke entgegenzunehmen. — Nun können die Berliner und die Fremden kommen und schauen und, wenn ihnen der Sinn danach steht, kaufen, wonach ihr Herz verlangt und was der Inhalt ihrer Börse und ihres Arnheim gestattet. Aber man weiß leider nur zu wohl, wie schwer sich bei uns auch die Wohlhabenden und Reichen zum Geldausgeben für ein Kunstwerk entschließen. Daher hat man, um den sehnsüchtig darauf wartenden Ausstellern verkäuflicher Gemälde, kleinerer plastischer Arbeiten, Kupferstiche und Radierungen wenigstens zur teilweisen Erfüllung ihrer Hoffnungen zu verhelfen, seit manchen Jahren schon auch bei diesen akademischen Kunstausstellungen die vielbeliebte moderne Institution der Ausstellungslotterien eingeführt. Eine Gesellschaft, unter dem Vorsitz des liebenswürdigen Präsidenten der Akademie, Professors C. Becker, kauft eine große Anzahl solcher nicht allzu teuern Kunstwerke, welche den Meisten im Publikum ein ganz willkommener Besitz sein würden, an und spielt sie aus, das Los zu einer Mark. Ehedem kaufte man die Lose bei den Katalogverkäuferinnen und erst nach Schluß der ganzen Ausstellung wurden die Nummern öffentlich am Glücksrade gezogen. Seit der





vorjährigen Ausstellung im Akademiegebäude ist ein anderer Modus eingeführt. Man hat eigentümliche Apparate, eine Art „Automaten“ an verschiedenen Stellen der Säle angebracht. In ihren Spalt wirft man ein Markstück, dreht dann eine Kurbel und fängt eine dadurch herausgeförderte kleine Kugel auf, eine zu öffnende Kapsel, die, im vorigen Jahr, die Anweisung auf eines der von der Gesellschaft angekauften Werke zu einem bestimmt angegebenen Preise enthielt. Je nachdem man Glück oder Unglück hatte, zog man eine Niete oder eine Anweisung auf ein Kunstwerk zu zehn, oder zu mehreren hundert oder tausend Mark Wert. Die, welche die Kurbel drehten, wurden dann dicht von Neugierigen umstanden, welche ihnen erwartungsvoll auf die Finger blickten, um zu sehen, welches Los sie gezogen hätten, und den Glücklichen dann zur Auswahl des gewonnenen Werkes folgten. Diesmal hat man eine Änderung eingeführt. Die Kugelkapsel enthält nur eine Niete oder eine Nummer, deren Bedeutung man erst aus der Liste erfährt. Die Kurbeldreher und die sie umstehenden Gruppen aber bilden fortan eine charakteristische Staffage der Berliner Ausstellungssäle.



Bevorzugten und Eingeladenen wird der Zutritt schon einen Tag vor der offiziellen Eröffnung gewährt, die im Gegensatz zu jener der Jubiläums-Ausstellung gewöhnlich klanglos und ohne besondere Feierlichkeit geschieht. Am Tage dieser Eröffnung für das große Publikum, immer einem Sonntag, ergießt sich dann in den Mittagsstunden ein dichter Menschenstrom in die Hallen, durchflutet die Räume, staut sich vor diesem und jenem Gemälde, diesem oder jenem Skulpturwerk. Die einen geben ihrer Freude, ihrer Heiterkeit (einer oft von den betreffenden Künstlern gar nicht beabsichtigten Wirkung), ihrem



Entzücken, ihrer Bewunderung rückhaltlosen Ausdruck. Andere lassen kritische Orakelsprüche hören, bemühen sich, im Jargon der Ateliers oder der Kunstgelehrten und Ästhetiker zu sprechen, um als eminent Sachverständige angesehen zu werden. Die jungen Künstler halten sich möglichst oft und lange in der Nähe ihrer eigenen Werke auf, lauschen, halb hoffnungs- und halb besorgnisvoll, auf jedes Wort der Beschauer und üben die Schärfe ihres Urteils an den Schöpfungen der Genossen und derer von andern künstlerischen Richtungen und Parteien. Anderen Besuchern und Besucherinnen flößen diejenigen, welche die Bilder und Statuen betrachten, ein noch sehr viel lebhafteres Interesse ein, als diese selbst. Die Damen mustern gegenseitig die Toiletten. Man flüstert einander Bemerkungen über Den und Die zu. Die neuesten Witzworte, die Mitteilungen der neuesten ergötzlichen kleinen Skandale schwirren herüber und hinüber. Dort in der Zwischengalerie läßt man sich in Gruppen an den gedeckten Tischen nieder, um sich bei kalten Speisen,



Aufseher.

Bier oder Wein zur Weiterwanderung zu stärken. Je später die Stunde, desto schwüler, desto mehr mit Staub erfüllt, desto schwerer atembar wird die Luft in den Räumen; desto schwieriger, ja unmöglicher wird die reine, ruhige Betrachtung und gerechte Würdigung der Kunstwerke. Schließlich ist man froh, hinaus in den von Menschenscharen durchwogten Park treten zu können und auf oder an seinen Promenaden in freier Luft, bei der Musik der einander ablösenden Kapellen sich von der Arbeit des Schauens und Umherstehens erholen und die ganze moderne Kunst vergessen zu können.



Scharfe Kritik.

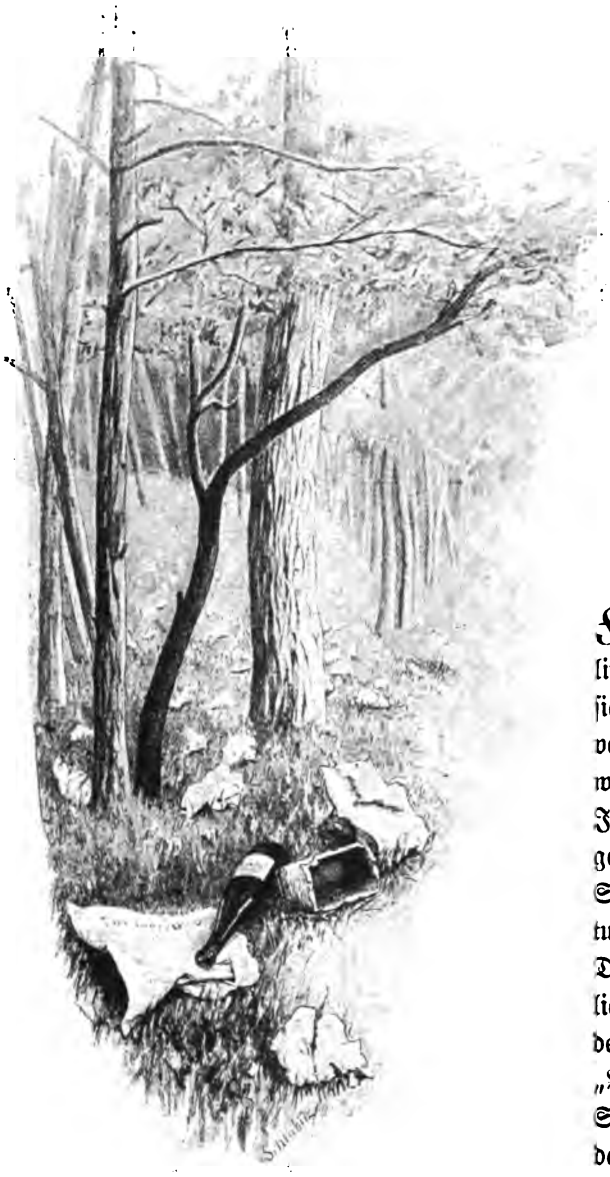
Für die folgenden Wochen aber bildet die große Kunstausstellung ein Haupt- und Lieblingsthema aller Unterhaltungen der noch nicht in die schönere Ferne emigrierten Berliner Gesellschaft, wie der Feuilletons der größeren Zeitungen; diesmal einen umso willkommeneren Gegenstand, als während der jetzigen Ausstellungszeit die Berliner Theater und endlich auch Parlament und Landtag geschlossen sind und schweigen.

Die große akademische Ausstellung hat ihr einstiges Wesen ebenso gründlich gewandelt, wie das Berliner Leben und — das Berliner Pflaster ihr einstiges Gepräge. Aber trotzdem ist sie auch im neuen, groß- und weltstädtischen Berlin noch immer geblieben, was sie im alten kleinstädtischen war: nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges.





Vilma Parlaghy.



Der Grunewald und seine Besucher.

Für den waschechten, spreewassergetauften Berliner giebt es Dinge und Erscheinungen, welche sich unlösbar mit dem Kreislauf seines Lebens verknüpft haben. Unbekümmert um den gewaltigen Aufschwung, den seit den letzten zwei Jahrzehnten seine Heimatstadt auf allen Gebieten genommen hat, hängt sein Herz treu an ihnen. Sie sind für ihn feststehende Begriffe, Einrichtungen geworden, ohne welche sein vergnügliches Dasein aller Wahrscheinlichkeit nach empfindliche Einbuße erfahren dürfte. Dazu gehören der Weihnachtsmarkt, die Wachtparade, die „Vossische Zeitung", Familienkaffeekochen, der Sylvesterkarpfen, der höfliche Schutzmann und das pfingstliche Birkenreis nebst Kalmus in der guten Stube. Zu all diesen Frohgenüssen kommt aber auch noch der Grunewald. In seinem „Irunewald" verkörpert sich für ihn der Inbegriff aller Romantik. Seine sonst zuweilen recht windige, spottlustige Natur zeigt sich hier auch von der gemütlichen Seite. Der Berliner gerät ins Schwärmen, um dann freilich hinterher sich über sich selbst und seine Schwachheit lustig zu machen. Denn der echte Berliner ist ein offener Feind aller Sentimentalität. Er giebt mit vollen Händen, während über die pfiffigen Lippen eine schnoddrige Redensart sich stiehlt. Jede Thräne geniert ihn. Aber seinem Grunewald gegenüber, da läßt er sich schon mal gehen und wird „stimmungsvoll".

Diese ganz merkwürdige Zuneigung für den Grunewald ist, wie schon bemerkt, bereits alten Ursprungs. Längst, ehe sich dieser schöne Forst in einen Riesenvolksprater, wie er dies heute an jedem schönen Sonntag thatsächlich ist, gewandelt hatte, ehe noch

dieses weitverzweigte Netz von Verkehrsmitteln ihn umspann und durchflocht, war er für die älteren Generationen der Hauptstadt der gefeiertste Zielpunkt sonntäglicher Ausflüge. Der stundenbreite Sandgürtel, der sich damals noch zwischen Wald und Stadt gelbschimmernd legte, galt den tapferen Pionieren nicht als ein Hemmnis, sondern als Anreiz. Tiefaufatmend, keuchend, schweißtriefend hielt man am Wildgatter und begrüßte jubelnd den geliebten Wald, der schon als eine dunkle Linie seit Stunden den Wanderern verheißungsvoll gewinkt hatte. Am Bußtag, dem offiziellen ersten Berliner Landpartientage, wurde im Grunewald der Frühling gleichsam eingeläutet; am 3. November, wenn im Jagdschlosse am Grunewaldsee der St. Hubertustag gefeiert wurde, nahm man Abschied von den Kiefern, Seen und grünen Halden des schönen Grunewalds. Winterlang bildeten aber die dort genossenen geselligen Stunden gar manchmal noch in der Erinnerung Stoff zu anregender Betrachtung.



Sobald man in früheren Jahren das Wildgatter des Grunewalds durchschritten hatte, lag die Welt mit all ihrem Verkehr und Lärm hinter uns. Die Idylle trat in ihre Rechte. Der Pfiff der Lokomotive, das Klingeln von Pferdebahnen, Staubwogen unabsehbarer Reihen von Karossen, Drehorgelspieler und Hotehüwursthändler, um runzelige Eichenstämme malerisch gelagert, radschlagende Bettelbuben und das bunte Gewirr und Durcheinander in weit ausgedehnten Restaurationsanlagen: dies alles störte noch nicht den Frieden dieses köstlichen Waldreviers. Der herrschende Wille des königlichen Jagdherrn hatte damals noch einen festen Damm gegen alle Eingriffe moderner Unternehmungslust gezogen. Der Grunewald war noch echter Jagdgrund, eine Oase stillpoetischer Bilder. Unverdrossen und ungestört hielten in Busch und Baum die Waldvöglein ihre schmetternden Symphonien; über Busch und Wiesen schritt langsam das äsende Wild in thauiger Morgenfrische, oder wenn die sinkende Sonne die Kiefernstämme wie in Purpur tauchte und durch die dunklen Wipfel der Abendwind schauerte. Wer an solchen einsamen Wochentagen zwischen Wald und See sinnend zog oder von schattiger Uferhöhe aus über den breiten Havelstrom schaute, wenn die Segelschiffe am Abend langsam vorüberzogen, zwischen den Molen vor Anker gingen und der weißen Schwäne Schar — ein königlicher Schmuck dieses Stromes! — zu den Nestern heimkehrte, der wird gewiß die Poesie des Grunewaldes empfunden und verstanden haben, warum man die Mark Brandenburg in ihrer Schlichtheit und ihrem tiefen Ernste so lieb gewinnen muß.

Selbst des Sonntags gab es damals noch weite Strecken Waldes und welteinsame Punkte, wohin die jubelnde Lust Alt-Berlins noch nicht drang, dessen Ausflügler und Wandersleute immer gern nach gewissen Programmen handelten, ganz bestimmte Straßen und Zielpunkte bevorzugten. Damals gehörte noch der Grunewald dem eigentlichen Bürgerstamme und der Jugend. Schulen und Turnerabteilungen, Gesang-, Handwerker-, Kriegervereine zogen hier hinaus; zahllose Kremser, die zumeist in jenen Tagen vor dem Brandenburger Thor sich ein Stelldichein gaben, führten Karawanen naturfroher Männlein und Weiblein hinaus. Zum Grunewald pilgerte der Vater mit seinem Sohne, ihm das Herz weit zu machen für all diese sonnige Waldherrlichkeit, so wie er es einst selbst an sich erfahren. Das „feine" Berlin, das Geheimratsviertel, Berlin W., hielt sich fern davon, ahnungslos, welch ein Schatzkästlein reizvollster und intimster Schönheiten hier Mutter Natur der preußischen Hauptstadt dicht vor die Schwelle niedergelegt hatte, zum Frohgenusse seiner Bürger, deren Kenntnis der weiteren Mark Brandenburg schwerlich viel höher anzuschlagen war, als die vom Innern Afrikas.

Seit jenen Tagen hat sich auch hierin ein Wandel vollzogen. Die Mark Brandenburg ist seitdem — Dank dem ersten Pfadfinder Fontane! — „entdeckt" worden; der Grunewald aber gehört heute dem ganzen Berlin. Die deutsche Reichshauptstadt hat sich hier einen gewaltigen Park erschlossen, bis zu dessen grüner Grenze sich heute bereits stolze Paläste und malerische Villen wie plänkelnde Vorposten vorgeschoben haben. Und so geht der einstige königliche Jagdgrund, wenn auch in einer anderen Bestimmung, einer großen Zukunft entgegen. Das berechtigte Verlangen von mehr als anderthalb Millionen nach Luft, Sonnenschein und Waldesgrün hat die einstige Idylle zerstört, der jüngsten Weltstadt aber dafür einen köstlichen Born der Erfrischung für Geist und Körper erschlossen.

Das strenge Verbot, welches ehemals jedes Eindringen des öffentlichen Lebens aus dem Bannkreise des Grunewalds wies, ward aufgehoben, als in einem Jahre eine verheerende Krankheit unter dem Wildbestand ausbrach und den größten Teil dieser prächtigen Tiere hinwegraffte. Mißgemut und zögernd gab der königliche Jagdherr die langersehnte Erlaubnis, den Grunewald dem Verkehr zu erschließen. Die strategisch so äußerst wichtige Bahnlinie über Nordhausen und Wetzlar nach Metz brach zuerst Bresche, den herrlichen Wald in seiner ganzen Länge durchschneidend. Ringbahn und Vorortzüge schlossen sich an; Pferdebahnen und Dampfbahnen folgten; neue breite Kunststraßen wurden angelegt; an Stelle friedlicher Försterei-Idylle und beschaulicher Seeromantik wuchsen Rangier-, Güter-





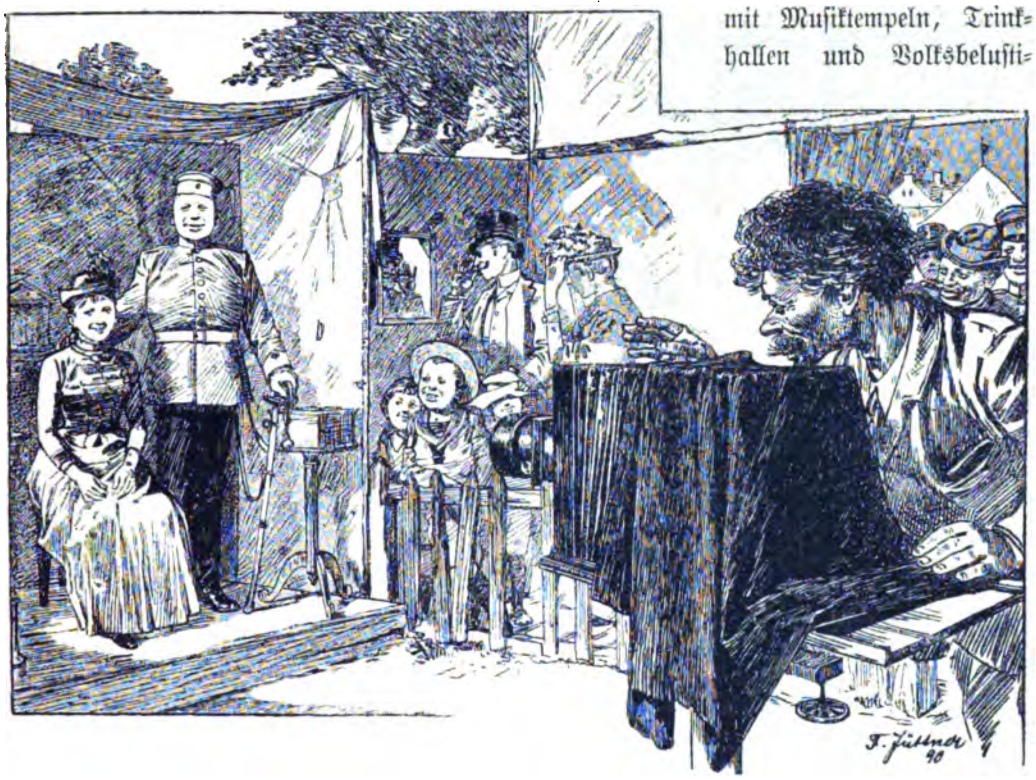
und Personenbahnhöfe empor; phantastische Bauten für das kaffee- und biertrinkende Berlin hoben ihre Giebel, Türmchen und Kuppeln in die blaue Luft, und wo sonst zwischen Schilf und Röhricht der Angler welteinsam hockte, schaukeln sich heute Gondelflottillen, Feuerwerk prasselt an schönen Sommerabenden empor und Kraftmesser, Karoussels, Leierkasten und Schießbuden sorgen dafür, daß das Volk schon hienieden einen gelinden Vorgeschmack himmlischer Glückseligkeit empfängt. Der Grunewald ist ein Riesenvolksgarten geworden und das „Stullenpapier" zwischen den moosbefransten Kieferstämmen läßt an buntfarbiger Schöne und Fülle nichts mehr zu wünschen übrig. Bei dem von Jahr zu Jahr immer mächtiger anwachsenden und sich ausbreitenden Steinmeer der jüngsten Weltstadt darf man heute schon prophezeien, daß in absehbarer Zeit der ehemalige Jagdgrund der Hohenzollern sich in einen Innenpark Berlins gewandelt haben wird, wie dies der Tiergarten, der auch einst „draußen vor den Thoren" lag, im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte geworden ist. Dann wird der blaue Havelstrom vielleicht die Weichbildgrenze Berlins bezeichnen.

Der Grunewald ist in mehr als einer Beziehung eines Besuches wert. Nicht nur um seiner Naturschönheiten willen steht er so hoch im Werte, auch seine geschichtlichen Erinnerungen, die Sagen, die ihn umspinnen, das Kolorit, welches ihm gewisse feste und althergebrachte Einrichtungen gegeben haben, verleihen ihm Reiz und Anziehungskraft. Landschaftsmaler und Litterarhistoriker, Dichter und Geschichtsschreiber, der vaterländisch begeisterte Patriot und der genußfrohe Alltagsberliner, sie alle finden hier ihre Rechnung.

Der Grunewald zieht sich in einer Länge von ungefähr vier Stunden am linken Ufer der Havel zwischen Spandau und der Villenkolonie Wannsee entlang und wird gegenüber von Norden bis Südosten von Charlottenburg, sowie den Dörfern und Berliner Vororten Wilmersdorf, Schmargendorf, Dahlem, Steglitz, Zehlendorf und Kolonie Schlachtensee begrenzt. Eine allerdings schon in den Forst einschneidende engere Grenzlinie zieht eine bei Charlottenburg beginnende Kette blauer, schilfumgürteter Seen, welche den Stolz und Schmuck dieses Waldes ausmachen. Es sind dies der Halensee, Hundekehlensee, Grunewaldsee, Riemeistersee, Krumme Lanke, Schlachtensee und Wannsee. Einige kleinere Wasserspiegel sind außerdem noch in den Forst eingesprengt. Ferner sind jetzt noch einige neuere Seen bei Wilmersdorf-Schmargendorf im Entstehen, welche eine hier neubegründete Gesellschaft für Villenanlagen zur Augenweide künftiger Ansiedler zwischen Eichen und Kiefern geschaffen hat.

Unzweifelhaft entfaltet der Grunewald seinen tiefsten Zauber auf seinen westlichen Höhen, von wo der Blick über die buchtenreiche, von stillen Dörfern eingesäumte, hie und da von Inseln und weit vorgeschobenen Landzungen malerisch unterbrochene blaue Wasserfläche der Havel schweift. Dieses Kommen und Gehen von Dampfern, Lastkähnen mit geschwellten Segeln, Fischerjollen, Gondeln, Flößen und ruhig dahinziehenden Schwänen, eingerahmt von waldigen Höhenzügen, es bleibt immer, besonders in eine stimmungsvolle Abendbeleuchtung gerückt, von ergreifender Wirkung.

Lustige Sommergärten mit Musiktempeln, Trinkhallen und Volksbelustigungen reihen sich am östlichen Ufer hin. Hier liegt Schildhorn, dort Pichelsberge. Sie haben beide einen gar guten Klang in den Ohren alter Berliner. Etwas wie Jugendglück, Kaffeekochen, Gondeln und Aalgericht steigt dann vor ihren Sinnen auf. Gegenüber den Gärten Schildhorns ragt über die hohen Wipfel einer sich quer vorlegenden Halbinsel ein in Sandstein gemeißeltes Denkmal, ein knorriger Eichenstumpf, geschmückt mit Schild und weithinleuchtendem Kreuze. Alte Sagen gehen hier um aus grauer wendischer Vorzeit. Wo gegenüber die roten Dächer vom Dorfe Gatow grüßen, da tobte einst nach der Einnahme von Brandenburg durch Albrecht den Bären die zweitägige Ent=



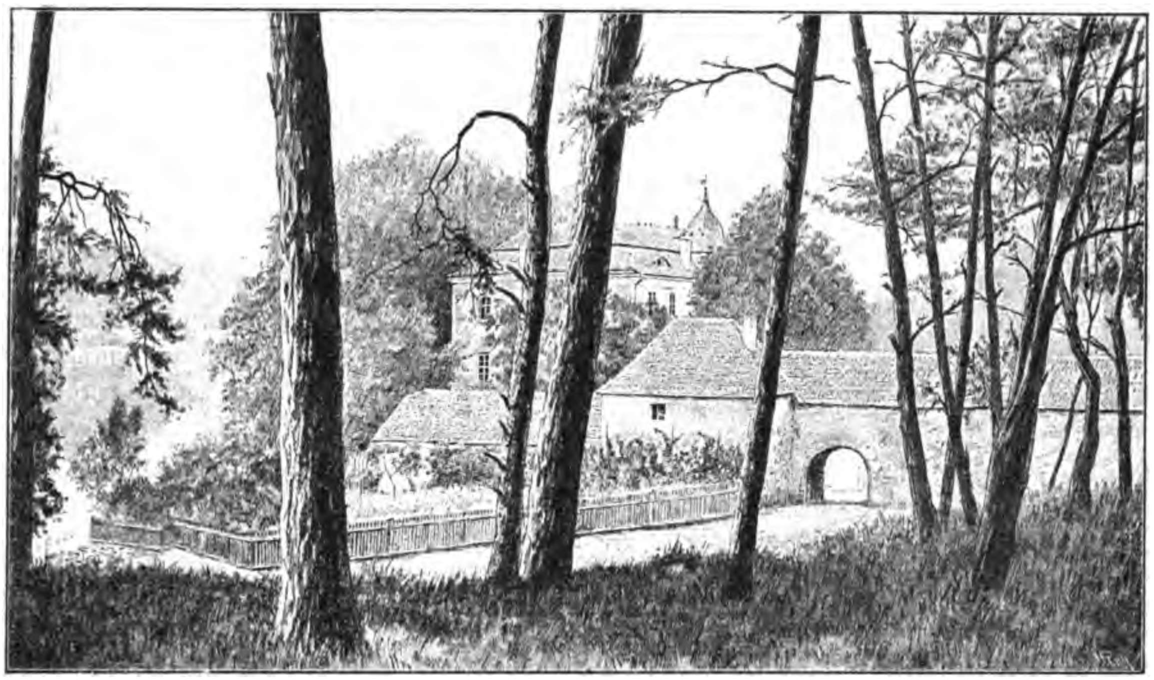


scheidungsschlacht zwischen Deutschen und Wenden. Es war dies um Mitte Juni 1157. Am 11. Juni war Brandenburg dem Ballenstedter für immer zugefallen. Heiß entbrannte am Havelufer und den öden Feldmarken der grimme Kampf. Jazko, der letzte Wendenfürst, wie ihn Geschichte und Sage getauft haben, focht wie ein Verzweifelter inmitten seines tapferen Heeres. Doch immer lichter wurden seine Scharen unter den wuchtigen Hieben der deutschen Reiterei. Plötzlich sah sich Jazko von den Seinen abgedrängt. Hier ein andringender Feindeshaufen, dort die Havel. Todesmutig und rasch entschlossen sprengt er mit seinem Pferde in die aufschäumende Flut. Siehe da! Eine heranrollende Woge hebt ihn empor und trägt ihn hinüber auf das Eiland. Und was er unterwegs gelobt, sich fortan dem Christentum zu weihen, das erfüllte er. Er hing seinen Schild an einen Eichenstamm und trat zur neuen Lehre über. Auch soll er bei Rüdersdorf später noch ein Kloster gestiftet haben. Zum Angedenken an jenen wundersamen Vorgang hat dann Friedrich Wilhelm IV. 1845 auf der Landzunge, wo einst Jazko gerettet ward, das Denkmal errichten lassen. Seit dieser Zeit hat man die wellenumspülte Stätte Schildhorn genannt.

Hier in den Lokalen von Schildhorn geht es sommerlang hoch her. Auch die Biergärten an den durch schönen pinienartigen Kiefernwuchs sich auszeichnenden Pichelsbergen geben hinsichtlich lauter Volksbelustigung nichts nach. Gegenüber den Pichelsbergen — Fähren vermitteln den Verkehr — liegt der baumumschattete Pichelswerder, ebenfalls ein Lieblingsziel fröhlicher Sonntagszügler. Und wieder durch einen Wasserarm geschieden, lugt aus einer Bucht des jenseitigen Havelufers Pichelsdorf hervor, ein echt märkisches Fischerdorf mit allen Gerechtsamen, Sitten und Gebräuchen eines solchen.

Der vornehmste Teil des Grunewalds, der hier am Potsdamer Forst sein Ende erreicht, bleibt wohl unstreitig Wannsee, ehedem ein einsames, von dichtem Wald umspanntes, weites Wasserbecken der Havel, heute die entzückendste Villenanlage, welche sich mit Burgen, Sommersitzen, Tempeln und herrlichen Gärten rings um den von Schiffen und Böten besäten See schmiegt. Seitdem Heinrich v. Kleist durch die Meininger wieder entdeckt wurde, und Berlin erkannte, daß man dem größten Romantiker unter Deutschlands Dichtern wohl auch etwas Dank abzustatten habe — zu einem Denkmal hat es Kleist freilich noch immer nicht in Berlin gebracht! — da gehört es für das in Wannsee kaffeetrinkende, feine Berlin zum guten Ton, vor dem Abendbrot einen Verdauungs-

spaziergang hinüber zu der melancholischen Waldstelle zu machen, wo der unglückselige Dichter sich am 21. November 1811 mit seiner Freundin Henriette Vogel erschoß, von Hunger und Elend, sowie tiefstem Schmerz über sein Vaterland und seine Nicht-anerkennung in den Tod getrieben.



Architektonisch interessant und durch die seltsamen Sagen und Geschichten einen eigenartigen Reiz ausübend, ist Jagdschloß Grunewald, malerisch an dem schönen See gleichen Namens gelegen, zu dessen Wasserspiegel die breitwipfligen Linden und Kastanien der Schloßterrasse sich neigen. Joachim II., der kunstfrohe, lebensdurstige Fürst, ließ das im Innern schmucklose Schloß von seinem Baumeister Caspar Theyß 1542—1543 aufführen. Von da ab ist es bis auf den heutigen Tag das Stelldichein für den im Grunewald jagenden Hof geblieben. Seitdem jedoch der weite Jagdgrund dem öffentlichen Verkehr übergeben ward, sammelt sich nur noch am 3. November jeden Jahres die Hofgesellschaft im Schlosse Grunewald, um von hier aus zur Saubucht zu reiten, wo man durch Verfolgung eines vorher unschädlich gemachten Säuleins die St. Hubertusfeier begeht, welche dann mit einem Festmahl im Jagdschlosse am See ihren Abschluß erreicht. Früher war das Schloß aber auch ein bevorzugter, weltstiller Schlupfwinkel, wohin die Fürsten mit schönen Frauen eilten, um fern dem Zwange des Hoftreibens sich und ihrer Liebe zu leben. Friedrich Wilhelm II. kehrte gar oft



mit „Madame Rietz" — der späteren Gräfin Lichtenau unwerten Angedenkens — hier ein. Besonders aber war es Joachim II., der mit der „schönen Gießerin", der Witwe des Stückgießers Sydow, hier wonnige Tage verlebte. Dafür hat denn auch die Volksphantasie, als des Kurfürsten Geliebte vom öffentlichen Schauplatze verschwand, das bedauernswerte Geschöpf als lebendig eingemauert hierher versetzt, ein Glaube, der noch heute nicht völlig erloschen ist.

Durch den Kurfürstendamm — vielleicht einmal die späteren „Linden" von Berlin W. — hat der Grunewald eine belebte Verbindungsstraße mit dem vornehmen Viertel der Reichshauptstadt empfangen. Dampfbahnen vermitteln den Verkehr für die, welche es nicht vorziehen, vom Bahnhof „Zoologischer Garten" einen Zug der Ring- oder Vorortbahn zu benutzen, oder hoch zu Roß, mittelst Karossen, Stahlrad oder zu Fuß dem für sie erst entdeckten Grunewald entgegenzustreben. In den hübschen, auch architektonisch sehenswerten Bierpalästen am Halensee, wie in dem Lokal an der Hundekehle, entwickelt sich dann an jedem sonnigen Sommertag ein buntbewegtes Treiben, bis der letzte Nachtzug die letzten Schwärmer der nahen Hauptstadt wieder zugeführt hat.



Charakteristisch für den Grunewald bleibt die Fülle der Reiter, welche vereinzelt oder in geschlossenen Gruppen über den Kurfürstendamm oft schon am frühesten Morgen dem weiten Waldrevier entgegen sprengen, seine schattigen Alleen und kiefernüberrauschten Wege entlang zu jagen und nach stundenlangem Umherschweifen beim Förster am Hundekehlensee oder in der Wirtschaft Paulsborn am Grunewaldsee, dessen jüngst verstorbener Wirt der ehemalige Leibkoch Bismarcks war, zu einem kräftigen Frühstück vor Anker — beziehungsweise Krippe — zu gehen. Es sind dies nicht immer jene berühmten „Sonntagsreiter", welche bei der Berliner Jugend in bedenklicher Hochachtung stehen und von denen eine norddeutsche Sage meldet, daß sie Pferde ritten, welche die gute Dressur zur taktvollen Umkehr bei einem bestimmten Punkte verpflichtete. — Offizieren, Künstlern, wohlhabenderen Männern verschiedenster Berufsklassen, und in ihrer Gesellschaft oft auch schönen Amazonen, ist der Grunewald eines der beliebtesten Ziele für ihre Ausflüge zu Pferde.

Aber nicht allein Berlin zu Pferde, auch die nicht berittenen feineren Kreise unserer Gesellschaft haben längst Geschmack an der echt märkischen Waldlandschaft des Grunewalds gewonnen. Familienweise verbindet man sich zum geselligen Ausflug mit Kind und Kegel. Wer nicht auf eigenen Rädern fährt, benutzt eines der verschiedenen Verkehrsmittel. Wohlgefüllte Futtertaschen, denen auch der Wein, silberne Messer und Gabeln, Servietten und Präsentierbrett nicht fehlen, sorgen dafür, daß man des täglichen Lebens süße Gewohnheit auch auf grüner Heide nicht entbehrt. Ein Stündchen Waldspaziergang, dann werden an irgend einer hübschen Waldstelle Plaids und Tischtücher ausgebreitet. Man lagert sich, freut sich des Mitgebrachten, bewundert durch das mit perlendem Rheinwein gefüllte Glas den stillen Sommerhimmel, lauscht dem Rauschen der Wipfel, zählt des Kukuks Rufe, bis alles wieder fein säuberlich eingepackt wird und die „Landpartie" ihre Fortsetzung erfährt. Das Mittagsbrot ist in einem der feineren Lokale gewöhnlich schon vorher bestellt, wenn man es nicht vorzieht, sich den Launen einer Speisekarte zu unterwerfen, welche häufig doppelt so viel verspricht, als sie halten kann. Nachmittag wird botanisiert, man übt auf einem gelichteten Waldplätzchen das zierliche Reifenspiel, man gondelt, die Herren versuchen sich wohl gar auf einer zufällig entdeckten Kegelbahn, um dann, wenn der Abend naht, vielleicht nach dem Havelufer zu wandern und hier im Anblick des purpurn niedergehenden Tagesgestirns den Rest der Mundvorräte als Abendbrot zu genießen, worauf man die Rückkehr zum nächstgelegenen Bahnhofe, oder zu der Försterei oder der Sommerwirtschaft einschlägt, wo Wilhelm, des Hauses Kutscher, bereits ungeduldig auf dem Bock des inzwischen zur Abfahrt bereit gemachten Wagens Ausschau hält. Und dann geht's heim, ohne Sang und Klang, wie es sich für Berlin W. ziemt. —

Aber trotz der stetig wachsenden Gunst der feineren Kreise Berlins für den grünen Forst, gehört der Grunewald doch immer noch den breiteren Schichten Berlins, dem echten Bürgerstamme, dem eine frische Weiße, poetisch „kühle Blonde" benamst, ein Kegelspiel



mit Gänseausschieben mehr als alle Kämpfe unserer modernen, sich boxenden Dramatiker interessiert. Goethe oder Gerhard Hauptmann, was ficht's ihn an? Was unsere Realisten ihm ablauschen, das ist sein Idealismus, das macht ihn froh, selig, überhebt ihn der Alltagsstimmung und stimmt ihn dankbewegt und wohl auch gar gefühlvoll. — —

Für morgen ist eine Landpartie nach dem „Jrunewald" verabredet. Wie das elektrisiert! Rascher fließt die Arbeit, das Auge leuchtet heller, die Brust atmet bereits höher auf im Vorgefühle von Freiheit, Waldduft und Sommerluft. Die ganze Abendunterhaltung dreht sich nur noch um die Anzahl der mitzunehmenden Stullen, hart gesottenen Eier, Cervelatwürste und Sechserkäse, gemeinhin „Alter Mann" genannt. Dazwischen steigen Besorgnisse auf, ob der Kremser pünktlich am Koppenplatz halten und die befreundete Familie des Glasermeisters Ziegenbart auch nicht die Zeit verschlafen wird. Die brennende Bierfrage ist schon am Abend zuvor aus der Welt geschafft worden. Vater Brendicke ist mit seinem Ältesten Probetrinken gegangen, und da man Tivoli für zu „jiftig" erklärte, Patzenhofer zwar sehr schmackhaft, aber leicht verderblich fand, entschied man sich schlankweg für Bötzow und bestellte eine Achteltonne.

Und so kommt der große Morgen! Um vier Uhr ist beim Sattlermeister Brendicke Alles auf den Beinen, denn eine Stunde später soll der Kremser unten halten. Mutter Brendicke hat die Oberleitung des „Janzen" in die Hand genommen. Das ist ein Rennen, Rufen und Fragen durcheinander, und als der alte Brendicke, der seit einer halben Stunde am Fenster Posten gefaßt, die Ankunft des Kremsers meldet, erreicht der Wirrwarr seine höchste Höhe. Schlag sechs Uhr setzt sich dann die ganze Familie in Bewegung. Gustav der Älteste trägt das Achtelfaß Bier, das eine Guirlande von wildem Wein anmutig umrankt; Mutter ächzt unter der Last der hochgefüllten Kober, während der Alte mit den beiden Jüngeren die Nachhut bildet. Das Faß wird auf den Kutscherbock in die Mitte gehoben, Gustav schwingt sich daneben, die übrige Familie klettert in das Wageninnere. Man bewundert den blauen Morgenhimmel, den knallroten Plüschüberzug der Wagenbänke, bis Vater Brendicke wieder aus dem Wagen klettert, die Pferde streichelt, Gustav noch einmal die Obhut des Fasses ans Herz legt, dann aber die Uhr zieht und kopfschüttelnd nach Ziegenbarts ausschaut. Pünktlich um sieben Uhr biegt endlich die Glaserfamilie um die Ecke des Koppenplatzes: Vater, Mutter, Röschen, ein schmuck und schelmisch dreinschauendes Mädel, zwei jüngere Geschwister, ein Anverwandter und



noch ein paar Freunde. Mit Halloh empfangen, steigen sie alle in den Wagen, Meister Brendicke klimmt galant als Letzter hinterdrein, knallt den Schlag zu und ruft: „Nanu, Kutscher, man los!"

„Aber feste!" setzt Gustav, der Bierwächter, fröhlich hinzu und wendet sich verstohlen um, Röschen Ziegenbart einen warmen Blick zu senden. Dann rollt der Wagen durch die Straßen der Hauptstadt, dem Brandenburger Thor zu. Um halb Acht begrüßt man den Tiergarten. Das frische Grün, der Duft von Flieder, Faulbaum und Weißdorn, der sonnige Zauber dieses Sommermorgens verfehlen nicht ihre Wirkung. Man beginnt zu schwärmen. Als der jüngste Brendicke lebhaft nach einer Stulle fragt, weist der der Alte mit dem Daumen hinaus und spricht vorwurfsvoll: „Ede, schämst Du Dir nich', mang die Natur vons Essen zu reden?" Aber Ede schämt sich durchaus nicht. Er läutet mit den Beinen und fährt fort, begehrliche Blicke wie Angelhaken nach dem mütterlichen Kober zu werfen.

Auch der alte Ziegenbart ist ganz Stimmung. Als Gustav vom Bock herunter „Wer hat dich, du schöner Wald" anstimmt, nickt er befriedigt vor sich hin und wendet sich dann seitwärts, um gerührt Ausschau zu halten, woran ihn sein Junge, der auf die Bank geklettert ist, verhindert.

„Wat soll det heißen, Fritze, herunter von die Plüschbanke! Denkst wohl ooch, Dein Vater is Glaser — he?"

„Det stimmt!" grient Fritz und alle Wageninsassen nicken laut lachend Beifall.

Die gute Laune hält auch noch an, als längst der Tiergarten hinter den wackern Pfahlbürgern liegt und man durch die breite Hauptstraße von Charlottenburg schaukelt. Jetzt wird das königliche Schloß mit seiner in den blauen Morgen ragenden Kuppel sichtbar; Meister Ziegenbart deutet an den beiden borghesischen Fechtern am Eingang vorbei nach den Mittelfenstern des gelben Schloßbaues und nickt bedeutsam mit wehmütigem Augenaufschlag. Alle verstehen ihn sogleich; es wird stille im Wagen. Das Lachen verstummt für Minuten.

„Ville zu früh — ville zu früh jestorben!" murmelt melancholisch Vater Brendicke, des Frühlingskaisers gedenkend, und wendet sich dann plötzlich, um seine Rührung zu verbergen, ärgerlich an seinen Jüngsten: „Ede, laß doch das verdammte Jebaumele mit die Beene sein! Det stört mir!" — —

Westend ist erreicht. Zur Linken Grunewald, zur Rechten Jungfernhaide, und in der Tiefe feuchtes Bruch- und Sumpfland, von der trägen Spree durchschlängelt. Aus der Ferne blitzen die Dächer Spandaus herüber, vom Turme St. Nikolai hoch überragt. Alles freut sich der Aussicht. Mutter Brendicke patscht Mutter Ziegenbart aufs Knie und ruft entzückt:

„Wat? Jroßartig, liebe Ziegenbart! Man fühlt sich jradezu jung wieder! Jolte doch, ick bin immer für Romantik jewesen, aber det junge Volk ist heutzutage anders."

„Ja, ja, liebe Brendicken!" bestätigt die Angeredete. „Aber mit Ausnahmen, mit Ausnahmen! Meine Röse — — na, 'ne Mutter soll nich parteilich sein!"

„Bravo, Frau Ziegenbart!" schallt es vom Kutscherbock, während das hübsche Mädchen verstohlen hinter ihrem Taschentuche kichert. —

Bald liegt auch der Spandauer Bock hinter ihnen. Langsam rollt der Kremser zwischen roten Kieferstämmen und Wachholderstauden dahin. Ede hat mit Löwenmut seine begehrlichen Gelüste bekämpft. Jetzt aber platzt er los.

„Vater, is det der Jrunewald?"

„Jewiß, mein Sohn, und wie! Der Baumschlag!"

„Na, denn müssen wir aber frühstücken," fährt der vielversprechende Knabe fort. „Du hast jesagt, im Jrunewald jiebt es 'nen juten Happenpappen!"

„Der Junge hat recht," fügt jetzt Mutter Brendicke ein, „alles wat recht ist, aber zur Tortur haben wir das junge Blut nich mitjenommen."

„Wenn Du meinst, Mutter?! Sie da, Kutscher, brrr! Halten Sie mal die Puste an. So, aussteigen, langsam — darf ich bitten? — vorsichtig — einer nach dem andern — komm, Röse — Ede, setz' Dir nich uff die Sooleier."

Ein schöner Platz wird ausgewählt, der Inhalt der Kober ausgepackt, das Achtel Bier unter allgemeinem Ah! angestochen. Dann reicht Vater Brendicke dem Kutscher Trunk und Imbiß hin.

„Da, Sie wackrer Rosselenker, haben Sie ooch wat zum Präpeln. Ick bin immer, wat Humanität anbelangt, für soziale — —"

„Nanu, verheddere Dir man nich," ruft Mutter Brendicke. „Komm her und stärke Dir. Schade, daß sie Dir bei der Reichstagswahl überjangen haben."

Alles lacht. Man schmaust, klopft Eierschalen auf, schält Wursthaut ab, neckt sich und trinkt sich dann gegenseitig Freundschaft und Gesundheit zu. Die Sonnenstrahlen spielen dabei gleich übermütigem Kindervolk Versteck und Haschen zwischen den Stämmen, durch die Wipfel blaut der Himmel, und die Gesellschaft auf dem Moosboden schwelgt in Wonne und Begeisterung.

„Kinder," spricht Meister Ziegenbart, „ick wußte im Voraus, daß allens so herrlich werden mußte. Ick jebe wat uff Träume und mir träumte letzte Nacht, wir säßen im Grunewald, janz so wie jetzt, und waren überaus jlücklich."

„Ja, ja," nickt Mutter Brendicke, „Träume bedeuten wat."

„Wir wollen's nich hoffen!" murmelt Ziegenbart, „mein Traum hatte ein Nachspiel. Unsere Röse — — Röse, det Du mir des nich anthust! — unsere Röse ging fort, weit fort —"



„Nach Afrika zu die Schwarzen?"

„Weeß ick nich! Ick wachte uff und det war jut. Röse, nich wahr, so bist Du nich? Wat?"

Das Gespräch hat durch diese Wendung einen vertiefteren Inhalt gewonnen. Man ergeht sich über Traumwirkungen, Somnambulismus, Mondsucht, während das junge Volk aufgestanden ist und sich allmählich zwischen den Bäumen verliert. Ein Zufall scheint es nicht zu sein, daß Röse und Gustav sich plötzlich allein gegenüberstehen. Und als sie dies gewahr werden, da geschieht etwas Unerhörtes. Sie küssen sich. Nicht einmal, mehrfach, lange, herzhaft.

„Röse! Nicht wahr, mit Afrika ist's Essig?" sagt er, hebt ihren Kopf und blickt ihr treuherzig in die blauen Schelmenaugen.

„Wenn Du nicht hingehst, Gustav! — Ich weiß, wo ich hingehöre."

„Röse! Soll ich's sagen? Die Alten sind bei guter Laune!"

Sie nickt nur, dann zieht sie ihn fest an sich und herzt ihn tapfer.

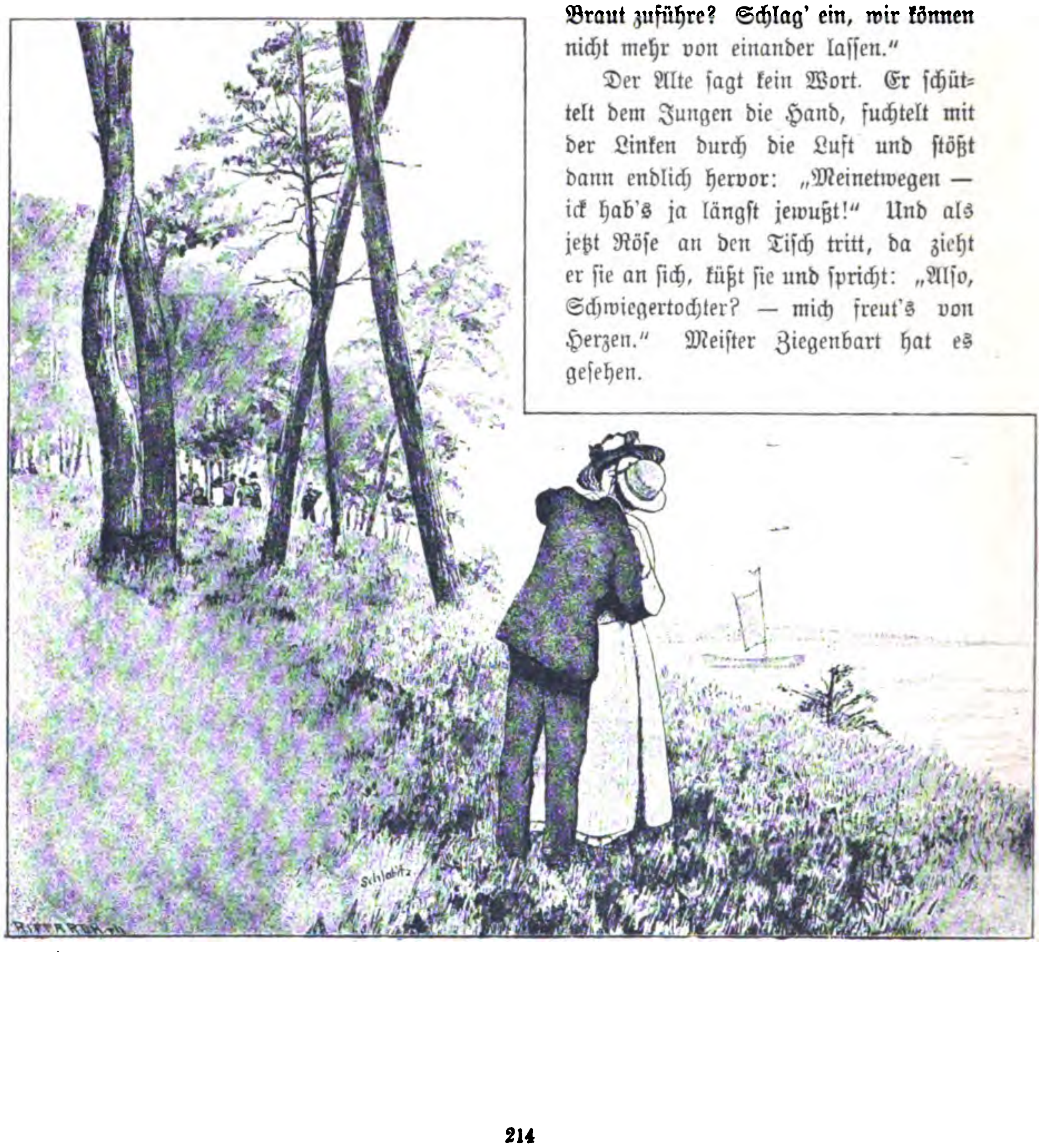
„Mach's, wie Du's für gut hältst. Je eher, je besser. Nun aber komm, sonst denkt mein Vater wirklich, ich sei ihm durchgegangen." Und beide hüpfen lachend zwischen Farren und Bäumen zurück.

Eine halbe Stunde später setzt sich der Wagen aufs neue in Bewegung. Gegen Mittag wird Schildhorn erreicht. Während des Aalessens giebt der alte Ziegenbart die Sage vom Wendenfürsten Jazko in seiner Weise belehrend zum Besten, Vater Brendicke ist so stimmungsvoll davon ergriffen, daß er in Gedanken den Kellner mit „oller

Wende" anredet, ein kleiner Wortwechsel sich entspinnt, den Mutter Brendicke erst durch das Opfer eines Nickels zum Schweigen bringt. Währenddem hat sich Ede, satt und zufrieden, davongestohlen, hat versucht am Ufer zu krebsen und ist dabei in das Wasser gefallen. Auf sein Jammergeschrei stiebt die Gesellschaft auseinander, ein Freund der Familie Ziegenbart fischt den Jungen aus dem seichten Uferwasser und bringt ihn zum Wirt, der für trockene Kleider Sorge trägt. Gustav und der Alte sind die ersten, welche sich wieder am Tische zusammenfinden.

„Vater," sagt er, „es giebt Augenblicke im Leben — — Vater, ist es Dir recht, wenn ich Euch die Röse als meine Braut zuführe? Schlag' ein, wir können nicht mehr von einander lassen."

Der Alte sagt kein Wort. Er schüttelt dem Jungen die Hand, fuchtelt mit der Linken durch die Luft und stößt dann endlich hervor: „Meinetwegen — ick hab's ja längst jewußt!" Und als jetzt Röse an den Tisch tritt, da zieht er sie an sich, küßt sie und spricht: „Also, Schwiegertochter? — mich freut's von Herzen." Meister Ziegenbart hat es gesehen.



„Wat jeht da vor?“ ruft er.

„Stimme aus dem Hinterjrunde!“ lacht Brendicke. „Na, komm mal mit, Ziegenbart, so, hier, und nu guck mal in's Wasser. So, guckst Du? Also: mein Justav will Deine Röse und Deine Röse will ihn. Verstehst Du? Also — na, so red' doch — sie haben sich lieb und wollen Deinen Segen!“

Ziegenbart guckt noch immer steif in's Wasser. Dann plötzlich zuckt es über sein Gesicht, er fährt mit der verkehrten Rechten über die Augen und murmelt: „Mein Traum, mein Traum! Na denn — mit Jott! Ick habe nischt dajejen!“ — — —

Als jetzt der getrocknete Ede inmitten beider Mütter und gefolgt von den Übrigen erscheint, räuspert sich der alte Brendicke und beginnt dann:

„Kinder, ick hab' Euch wat zu sagen — Ede, hör' uff mit Heulen! — Kinder, es ist heut' ein schöner Tag, aber daß er so schön werden sollte, das hab' ich mir doch nich träumen lassen. Weeßt Du Mutter, als wir noch jung und Braut und Bräutijam waren? Allens wiederholt sich im Leben — allens — es is menschlich un deshalb bejreiflich — Justav — Röse — jebt mir Eure Hände — so — so — Mutter fall' nich uff den Rücken: als Verlobte empfehlen sich der Jungjeselle Justav Brendicke und die ehrsame Jungfrau Röse Ziegenbart! Sie da, Männicken — Oberklempner! Bringen Sie 'mal frisch Bier! Dieser feierliche Augenblick muß bejossen werden!“

Alles liegt sich in den Armen. Küsse, Glückwünsche, Händedrücke, Blicke des Dankes und der Freude — das Fest hat seinen Höhepunkt erreicht!

Was der Tag noch bringt, ist nur noch ein Ausklingen des einmal angeschlagenen Tones. Man gondelt hinüber zur Spitze der Landzunge Schildhorn's, man sitzt im Moose am Ufer nieder und sieht Schiffe und Schwäne gemächlich den blauen Strom auf und nieder gleiten; die Kinder spielen, sammeln Muscheln und ans Ufer gespülte Fischchen, die Großen plaudern und kannegießern, während das junge Brautpaar stillseelig abseits steht und gleich verwunschenen Märchenkindern in die sonnige Welt starrt.

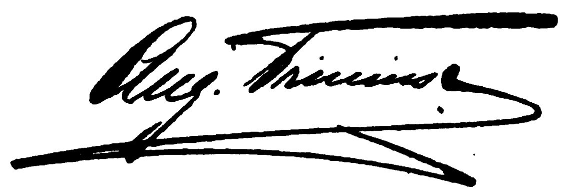
Gegen Abend rollt man nach Pichelsbergen, wo noch ein herzhafter Imbiß eingenommen wird. Da es Mondnacht ist, so eilt die Abfahrt nicht. Man wagt noch ein Tänzchen drinnen im Saale und kostet so die Freuden des Tages bis auf die Neige aus, bis endlich Vater Brendicke zum Aufbruch drängt Allgemeines Ah! Der wackere Mann hat inzwischen heimlich eine Reihe buntfarbiger Lampions erleuchtet, die nun über den Kutscherbock magisch die leere Biertonne und den Rosselenker erhellt. Gustav aber hat jetzt im Innern des Wagens Platz genommen, dessen Schutzleder zur Seite heruntergelassen sind, so daß tiefste Dunkelheit drinnen herrscht.

„Auf Wiedersehen, Jrunewald! Es lebe das Brautpaar! Hoch, hoch!“ Die Pferde ziehen an, der Kremser setzt sich in Bewegung. Röschen stimmt ein Lied an, Gustav fällt ein, worauf sämtliche Wageninsassen begeistert mitsingen. Unerschöpflich scheint das

Programm zu sein, bis endlich einer nach dem andern verstummt und sacht einlullt. Gustav und Röse sind längst still geworden. Sie haben Wichtigeres zu thun. Als der Wagen die Siegesallee des Tiergartens durchkreuzt, ist es der alte Ziegenbart allein, welcher soeben, schon mit halb heiserer Stimme, die „Loreley“ anhebt. Dann schlägt elektrische Helle in den Wagen. Der Gesang erstirbt. Das Brandenburger Thor ist erreicht. Müde schleicht der Wagen an der Südseite der Triumphstraße entlang. Tiefes Schweigen herrscht im Innern. Nur der Kutscher vorn ist noch wach. Er knipst mit der Peitsche, blickt auf das Menschengewühl unten, und als er gegenüber dem Standbild des großen Fritzen ein weißverhangenes Eckfenster sieht, da ziehen im Fluge alte Erinnerungen von Pulverdampf, Kampfgeschrei und Kugelregen an ihm vorüber. Er denkt an den blutigen Abend von Sedan und an seinen toten Kaiser. — —

Im Zwielicht leis flackernder Laternen hält man gegen Mitternacht am Koppenplatz wieder. Die Landpartie ist nun zu Ende. Sie hat diesmal mit einer Verlobung geendet und fester denn je ist Allen der „Jrunewald“ ans Herz gewachsen.

„Jute Nacht! Auf Wiedersehen! Es war zu schön!“





Berlin erwacht.

Eine kurze Ruhefrist nur kann sich täglich die Millionenstadt gönnen, deren Leben und Treiben fast ohne Aufhören zügellos dahinbraust und welche aus ihrer eigenen Rastlosigkeit stets neue Unterhaltung und Unruhe zu schöpfen scheint. Wenige Stunden, kaum zwei bis drei, umfaßt jene Spanne Zeit, in welcher Berlin in einen unsteten, oft gestörten Schlummer versinkt, aus dem es häufig jäh aufgeschreckt wird, gleich einem aus wirren Träumen emporfahrenden Fieberkranken, der zu erregt ist, um selbst auf die geringe Dauer den nötigen Schlaf zu finden. Wenn die sinkende Nacht mit dem beginnenden Tage um die Herrschaft ringt, dann ist der Zeitpunkt da, wo der Pulsschlag der Hauptstadt am schwächsten geht, wo ihre steinernen Glieder nicht mehr oder noch nicht von dem ungestümen Lärm umhallt sind, wo man in entfernteren Stadtteilen, zumal den westwärts gelegenen, an eine gänzliche Erstarrung allen Lebens in dem gewaltigen Häusermeere glauben könnte. Kaum aber dämmert ein fahler Lichtschein im fernen Osten herauf, so setzt auch sofort wieder kräftiger und überall alsbald bemerkbarer der tägliche Kreislauf des weltstädtischen Lebens ein, und von Minute zu Minute schwellen immer stärker die Wogen des Verkehrs und der Arbeit, des Handels und Wandels an, bis sie sich endlich brausend und brandend mit voller Macht durch die Straßen ergießen und selbst in die abgelegensten Nebenadern, die stillsten Gassen und Gäßchen dringen.



Es ist vier Uhr früh; still und ruhig liegen die Straßen des Westens der Stadt da, matt und müde wandeln die Nachtwächter dahin, eine Droschke kommt angerollt, deren Fahrgast sich fröstelnd in die abgenützten, im klaren Morgenlichte doppelt schäbig erscheinenden Sammetpolster zurücklehnt; ein Bote Stephans trottet mit dem ledernen Postsack einher, um die erste Leerung der Briefkästen vorzunehmen, dort, hinter dem geöffneten Fenster des ersten Stockwerkes eines eleganten Gebäudes, brennt noch Licht und der Wind zerrt die feinen Spitzengardinen hin und her: vielleicht wälzt sich ein Kranker auf den Kissen, vielleicht hat der Tod soeben seinen Einzug gehalten oder ein ängstlich harrender Vater lauscht auf den ersten Schrei eines neuen Weltbürgers — wenige Sekunden nur beschäftigen wir uns mit dieser Frage, man wird in der großen Stadt schnell zum Egoisten und hält sich nicht lange mit Dingen auf, die uns persönlich nicht berühren.

Die Potsdamerstraße haben wir jetzt erreicht, aus den Laubkronen ihrer Bäume zwitschern die ersten Spatzen hernieder, träge trottet auf dem Damm ein Milchwagen dahin, noch einer „von der Väter Art", mit derben hölzernen



Fässern und beuligen blechernen Kannen, die trotz ihrer Zahl und Größe noch für ein Behältnis Platz lassen, angefüllt mit allerhand Gemüseabfällen für den braven Gaul; letzterer wird leider nicht gelenkt von dem sagenhaften Milchmädchen von Schöneberg,



er lenkt sich selbst, denn sein biderber Führer lehnt auf dem Kutschbock in einer Ecke und schnarcht derartig kräftig und andauernd, daß selbst die Reinigungsmannschaften, welche hier thätig sind, einen Augenblick ihre Arbeit einstellen und, auf ihre Besen und Schippen gestützt, lächelnd zu dem selig schlummernden Rosselenker hinüberschauen. Aber nur kurz ist diese Rast, denn dort naht bereits schurrend und schnaubend der staubverschlingende und staubaufwirbelnde Walzenwagen, welcher mit seinen hunderten von Bürsten und Besen die Arbeit der Straßenkehrer unterstützt und bei seinem Kommen schon sein Pensum vorfinden will.

Nun breitet sich der Potsdamer Platz vor uns aus und menschenleer gähnt uns die von zartem lichten Schimmer überflutete Leipziger Straße an; die „Rettungsinsel“ inmitten des Platzes, sonst von brandendem Verkehr umströmt, hat um diese Zeit ihren Beruf verfehlt, einige Eisenbahnbeamte, zum Bahnhofsdienst eilend, stolpern über sie hinweg, zwei Laternenauslöscher haben auf ihr Posto gefaßt und plaudern ein paar Sekunden miteinander, ein mächtiger gelber Postwagen rollt langsam um sie herum — das ist ihre ganze augenblickliche Umgebung. Die Jalousien und Vorhänge an den Fenstern der sich hier erhebenden Hotels sind sämtlich heruntergelassen und hinter ihnen ruhen sich die eisenbahnmüden Reisenden aus, vielleicht fährt der eine oder andere erschrocken und verwundert von seinem Lager auf: ein taktmäßiges Dröhnen und Hämmern läßt sich vernehmen, dort von der Königgrätzer Straße her, wo der Asphalt aufgerissen wird und wo am rotglühenden Feuer des teerumflossenen schwarzen Riesenbottichs muskulöse Männergestalten hantieren, um in Eile die Toilette Berlins zu vervollständigen.

Bis zum Tiergarten noch verfolgt uns der Lärm, dann umgiebt uns das Rauschen der Bäume und ein vielstimmiges munteres Vogelkonzert; ah, wie macht die frische Luft hier die Lungen freier aufatmen, wie leicht wandelt sich's auf den sorgsam

gepflegten Parkwegen dahin, wie letzt sich das Auge an dem mannigfachen Grün der Gebüsche, aus denen weißleuchtend das Goethe=Denkmal emporsteigt, an den weiten blumengeschmückten Rasenflächen, die von ernsten Föhren, von breitschattigen Kastanien und Eichen eingeschlossen sind! Ob er unsere Empfindungen teilt, der alte weißhaarige Herr, der dort auf den Stock gestützt, mühsam einherschreitet und ebenso müh=sam nach Atem ringt, den er hier leichter erhält, als in seiner benachbarten luxusüber=ladenen Villa? Wenn er aber auch nicht unser Gefühl der Freude und des Glückes teilt, so versteht er es doch wenigstens, was bei jenen verschlafen und verdrossen blickenden Gesellen auf der Bank dort sicher=lich nicht der Fall ist. Eng zusammen=gedrängt, einer den anderen im Schlaf stützend, oft auch lang ausgestreckt, haben die Pennbrüder die für die Spaziergänger be=stimmten Ruheplätze des Tiergartens mit Beschlag belegt und weisen jeden Anderen ab, der nicht zu ihrer „Gilde" gehört; mitleiderweckende, armselige Erscheinungen, doppelt armselig in dieser den ganzen Frühlingszauber atmenden Um=gebung und in dieser klaren Morgenbeleuchtung: neben dem Greis der arbeitskräftige Mann und neben diesem manch' junges Blut von sechzehn, siebzehn Jahren, und viel=leicht auch schon dem Branntwein=Bann oder gar dem Verbrechen verfallen!



Schnell vorbei — in kürzester Frist begrüßt uns links die von leichtem goldigen Schimmer umwobene Siegesgöttin, vor uns erhebt sich der jetzt noch nicht von Arbeitern bevölkerte, von einem riesigen hölzernen Gespinst umgebene Reichstagsbau und rechts ragt das stolze Triumphthor Berlins empor, durch dessen Säulenhallen wir jetzt schreiten, um uns den „Linden" zuzuwenden. Der Empfang ist hier auch noch recht still; selbst der Posten vor der Wache, die Spitze des unterm Arm gehaltenen Gewehrs auf das eiserne Gitter gelegt, hat die Augen geschlossen, allerdings sofort emporfahrend und uns mißtrauisch beobachtend, ob wir seine Pflichtverletzung bemerkt. Der gerade vorüberrasselnde leere Kremser mag ihn aufgeschreckt haben, oder der nägel=klirrende Tritt des in einem bequemen weißen Gewand steckenden Zettelanklebers, der vor einer nahen Anschlagsäule Halt gemacht hat und, nachdem er sorgsam den verfügbaren Raum mit den Augen gemessen, eifrig die noch druckfeuchten Zettel anklatscht, die Ver=

gnügungskarte Berlins ergänzend, jenes lebensdurstigen Berlins, welches um diese Stunde noch in den Federn liegt.

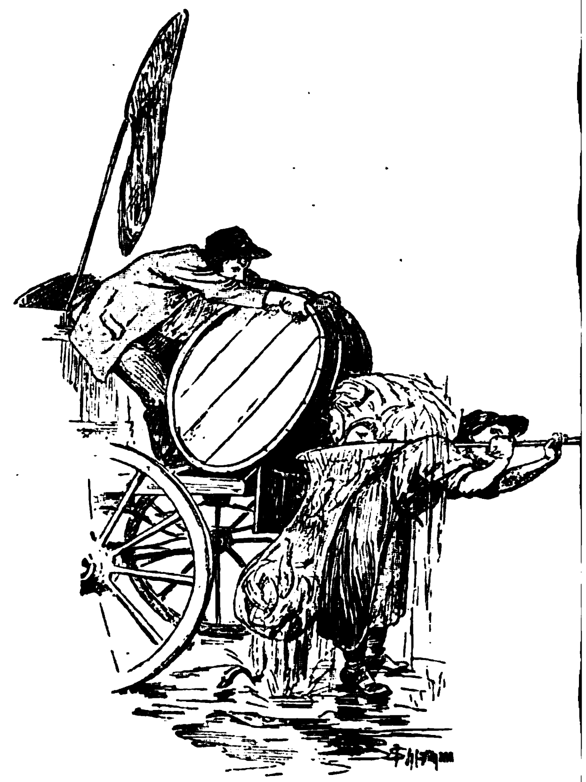
Denn für Die, welche nun in mehr und mehr wachsender Zahl auf der Bildfläche erscheinen, sind sie nicht bestimmt, die Konzerte und Theatervorstellungen, die marktschreierisch angekündigten „Sommerfeste mit Damenkorso“ und „Rendezvousorte der fashionablen Welt“, nicht für jene Zeitungsfrauen, die den Expeditionen und Ausgabestellen der Blätter zustreben, nicht für die pfeifend mit vollen Körben dahinschlendernden Bäckerjungen und die ihre noch ungefüllten Kiepen auf den Schultern tragenden Grünkramhändlerinnen, deren Ziel die Zentralmarkthalle ist. Auch nicht für jene dürftig gekleideten Frauen, fünfzehn, zwanzig, dreißig an der Zahl, welche sich auf der Terrasse der Kranzlerschen Konditorei niedergehockt haben, dort, wo am Nachmittage die Dandies des modernen Berlin ihren Mokka und ihre Eislimonade schlürfen, und die nun auf die Abfälle an Kuchen und Semmeln warten, welche jene Dandies und andere Besucher übrig gelassen. Die Thüren Kranzlers sind noch fest verschlossen, weit offen ist dafür der Eingang zum Café Bauer, vor dem gähnend der Portier steht, während drinnen, zwischen den aufeinander gestapelten Stühlen und Tischen, die Scheuerweiber mit Schrubber und Besen umherhantieren; eine von ihnen bückt sich gerade und hebt eine grellrote Damenschleife auf, um sie gleich darauf verachtungsvoll auf einen der Divans zu schleudern — vielleicht gedachte sie ihrer Tochter, von der sie so lange nichts vernommen, vielleicht stammte gar das bunte Band von dieser selbst, die hier noch vor kurzem in übermütiger Gesellschaft gesessen, während ihre Mutter draußen harrte, bis die letzten Gäste das Café verlassen?! Oder wenigstens die vorletzten, denn die letzten sitzen noch hinten am Buffet bei einem Glase Absinth und einer Schale Schwarz, junge Bursche mit bleichen abgelebten Mienen, sonst, wie es scheint, mit gesuchter Patentheit gekleidet, jetzt mit zerknitterter Wäsche und verwelkten Blumen im Knopfloch, während Hut und Stock auf dem Boden liegen.

Rasch wieder hinaus in die frische Luft. Dort, über dem Giebel des Zeughauses wird ein hellroter Schein sichtbar, und nun, die Schloßbrücke erreichend, strahlt uns der glühende Sonnenball entgegen, die Wellen der Spree und die Marmorfiguren der Brücke wie mit bengalischem Licht übergießend und das Erzdenkmal Friedrich Wilhelm III. in einen feurigen Strahlenmantel hüllend. In vollster Unterhaltung, einen Höllenlärm verübend, sind bereits die in den Sträuchern und Bäumen des Lustgartens umherschwirrenden Spatzenscharen begriffen, als wollten sie andeuten, daß es jetzt, um die fünfte Stunde, mit der Ruhe vorüber. Bald allein, bald in kleinen Trupps, dann in längerer Linie hintereinander begegnen uns Arbeiter, zumeist Maurer und Bauhandwerker, die, ihr Arbeits-



gerät in blauen und roten Bündeln tragend, an jedem Morgen den „Zug nach dem Westen“ antreten, wo die angefangenen Bauten ihrer fleißigen Hände harren; auch Droschken, mit Gepäckstücken hochbeladen, tauchen nun auf, neben ihnen werden Milch- und Gemüsewagen sichtbar, und unten auf der Spree, die wir auf der stolzen Kaiser Wilhelmbrücke überschreiten, werden von schwankenden Kähnen aus die Fischkästen ihres nächtlichen Fanges entleert.

In der Kaiser Wilhelmstraße sind auf den Bauplätzen schon die Steinträger bei der Arbeit; aus den winkeligen Häusern, welche sich von zwei Seiten eng an die altersgraue Marienkirche anlehnen, steigt aus den Schornsteinen in leichten Wölkchen der Rauch empor, anzeigend, daß man hier in der Küche und am Herd bereits thätig ist, hauptsächlich wohl in den hier befindlichen zahlreichen Destillationen und Lokalen aller Art, zu deren ständigsten und hauptsächlichsten Besuchern die Frequentanten der Markthalle zählen. Denn diese Gegend um den „Magen von Berlin“ erwacht zuerst unter allen anderen Stadtteilen der Residenz. Kaum fünf Uhr durch, umspannt schon eine drei- und viergliederige Wagenburg die kolossalen Mauern dieser Zentralhalle, und immer neues Pferdegetrappel läßt sich vernehmen, immer neue Fuhren langen an; dazwischen dröhnt das Gerassel der einlaufenden, an besonderem Bahnsteige haltenden Eisenbahnzüge, und der schrille Pfiff der Lokomotiven verkündet weithin, daß die Verproviantierung der Hauptstadt für diesen Tag im vollsten Gange ist.



Die weite, zehntausend Quadratmeter fassende Erdfläche der Halle ist bedeckt mit Lebensmitteln mannigfachster Art. Links leuchtet uns aus der kleinen Budenstadt der Schlächter rosenrot das schönste Fleisch entgegen, in der Mitte sind wahre Berge von Gemüse aufgestapelt und hunderte von Körben enthalten das saftigste Obst, rechts, in schmucken Marmorbassins mit durchfließendem, leise gurgelndem Wasser, plätschern Fische jeglicher Gattung umher, krabbeln Krebse durch einander und sieht man hoch aufgetürmt, gespickt fast mit Eis, die größten hellleuchtenden Seefische. An der einen Seitenwand ziehen sich die Spenden der Gärtner entlang, üppiger, wohlriechender Rosenflor, prächtige Topfgewächse, ganze Felder von Vergißmeinnicht, einen seltsamen Kontrast zu den benachbarten Hülsenfrüchten, den Bergen von Schweizer-, Holländer- und deutschem Kuhkäse bildend.



Vorsicht!

Doch aufgepaßt! Nicht zu sehr darf man sich diesen Betrachtungen hingeben. Aus den Öffnungen hier steigen aus weitbogigen Kellereien die von gestern her aufbewahrten Vorräte empor, unter schallenden Zurufen, zur Räumung des Weges auffordernd, kommen robuste Packknechte daher, auf Schubkarren die soeben mit der Bahn angelangten Güter an Ort und Stelle bringend, verspätete Wagen fahren ein, umdrängt von den kleineren Händlern und Händlerinnen, welche das Obst und Gemüse gleich in ganzen Partien einkaufen wollen, die Reinigungsbeamten schwingen ihre langen Besen und spritzen in gefährlichem Bogen das staublöschende Wasser auf die freigekehrten Stellen, dienende Geister in uniformartiger Tracht bringen auf umfangreichen Auftragebrettern Tassen und Kannen voll dampfenden Kaffees zu den Ständen der Verkäufer. So manche von diesen können nur in Hast und Eile den braunen Trank hinunterschlürfen, denn von den hinteren Stadtbahnbogen her tönen die posaunenartigen Rufe der Auktionatoren, welche immer gleich in bedeutenden Mengen die Waren versteigern: Käfige, vollgepfropft mit schnatterndem Geflügel, Fische stets zentnerweise, Obst und Gemüse nur in dickbäuchigen Körben.

Allmählich regt sich auch der Verkehr, und die Männer und Frauen der Halle sind nicht mehr „unter sich"; die stattlichen Küchenchefs der Hotels und Restaurationen nahen, ihre Mienen gleichen denen der verantwortungsvollsten, überbürdetsten Minister, sie sprechen nur im Pluralis Majestatis und ziehen langsam und würdevoll ihre Kreise durch die Reihen der Verkaufsstände. Mit ihnen zugleich erscheinen andere Käufer und Käuferinnen, viel bescheidener, viel unsicherer auftretend, die Frauen von Arbeitern und Handwerkern, von kleinen Geschäftstreibenden und Beamten, welche zu so früher Stunde billiger einzukaufen gedenken, dann Männer und Jungen, auf dem Gange zur Arbeit begriffen und hier für wenige Pfennige ihr Früh-



stück erhandelnd, eine Flunder, ein Stückchen geräucherten Aal, etwas Speck, Obst oder dergleichen, je nach Geschmack und Mitteln.

Doch nun hinaus aus dem von Minute zu Minute wachsenden Verkehr und an der Stadtbahn entlang durch die Gontardschen Königs-Kolonnaden, die uns noch von dem Friderizianischen Berlin erzählen, nach dem Alexanderplatz. Hier schauen wir das erwachende Berlin bereits in umfangreicher Weise: eiligen Schrittes strömen von allen Seiten Arbeiter dem Stadtbahnhofe zu, um die ersten Arbeiterzüge zu benutzen; an einzelnen Stellen werden an die harrenden Zeitungsverkäufer die flugs zusammengelegten Packete verteilt, mit klingendem Spiel rückt ein Bataillon der Kaiser-Alexander zum Tempelhofer Felde hinaus, an diesem und jenem Laden, der auf Arbeiterkundschaft rechnet, werden die Jalousien hochgezogen, die Häuser werden aufgeschlossen und die Nachtwächter verschwinden mit ihren klirrenden Schlüsselbunden von der Bildfläche. Hier taucht sogar schon ein Dienstmann auf und die Briefträger eilen den Postanstalten zu, zwei der bekannten „grünen Wagen" kommen mit ihrer berüchtigten Fracht einhergerasselt und biegen in den Hof des gewaltigen Polizeipalastes ein, die Kutscher der Nachtdroschken treten mit ihrem Gefährt den Heimweg an und die erste Pferdebahn kommt klingelnd daher, während hoch zu unseren Häupten ein Stadtbahnzug den andern abwechselt. Mit bunten Abzeichen, mit jockeyartigen farbigen Mützen und papierenen Schärpen versehen, versammeln sich die Mitglieder irgend eines Vereins und besteigen den ihrer harrenden blumengeschmückten Kremser, der sie nach dem Grunewald oder den Gestaden der Spree führen soll; niedliche, adrett gekleidete Ladenmädchen und Putzmamsells suchen raschen Schrittes die Geschäfte und Schneiderateliers auf, und dort drüben, im Portal des Grand-Hôtels, erscheinen die ersten Fremden, das Opernglas umgeschnallt und den Bädeker unter dem Arm, verwundert das rege Treiben vor und um sich betrachtend. Denn jetzt, in der siebenten Morgenstunde, ist Berlin vollständig erwacht, und in immer gewaltigeren Schwingungen, immer weiteren Kreisen greift die Bewegung in dem Triebwerke des Lebens der Millionenstadt um sich, auch die Säumigsten und Verschlafensten zur Tagesarbeit erweckend.



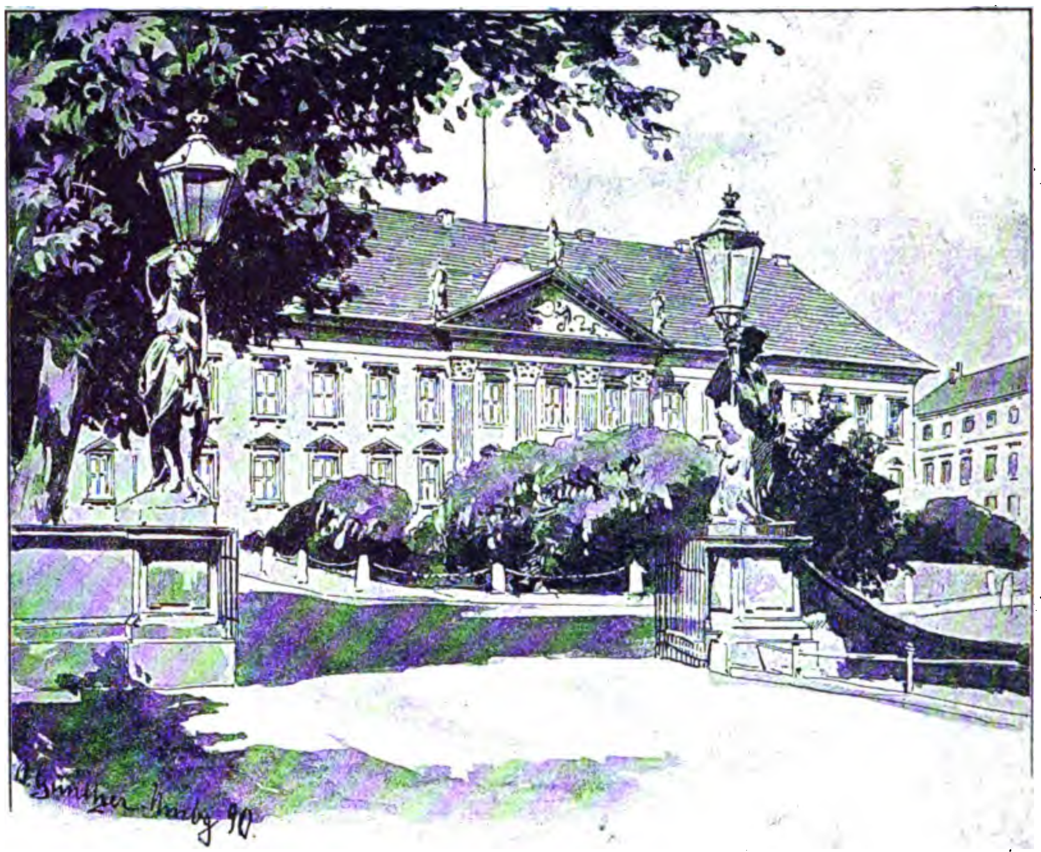




Im Tiergarten.

Der Tiergarten nimmt nicht nur unter den Parkanlagen Berlins die erste Stellung ein, er ist vielleicht überhaupt die schönste von allen Anlagen dieser Art, welche die Städte Europas aufzuweisen haben. Mit Recht darf man ihn als ein Juwel der deutschen Reichshauptstadt feiern. Den Berlinern ein köstlicher Quell der Erholung, eint sich hier alles, auch des Fremdlings Aug' und Gemüt zu fesseln und zu beschäftigen. Landschaftlich von bestrickendem Reize, mehr ein Waldpark denn ein Lustgarten, giebt er nicht nur in der Geschichte seiner Entwickelung ein treffliches Bild von dem kraftvollen Emporblühen der preußischen Hauptstadt, sondern er besitzt auch noch seinen ganz eigenen Stimmungsgehalt, welcher ihn scharf von den übrigen Parkanlagen Berlins scheidet, ihm bei allem Zauber süßer Poesie zugleich einen unverwischbaren Hauch von Vornehmheit und geistigem Adel leiht.

In diesem von herrlichsten Laubhölzern bestandenen Waldrevier führt noch immer die Eiche, als der eigentliche Charakterbaum des Tiergartens, das Wort. Und in dieses schimmernde, sonnendurchwogte, leis dämmerige Grün von Baum, Busch und sanften Waldwiesen, da liegen eingesprenkt träumerische Seen, zu deren stillen Fluten weitausladende Wipfel sich melancholisch neigen und leuchtende Marmorbilder sich im Wasserspiegel ruhig beschauen. Wohlgepflegte Fahr- und Reitwege wechseln mit sauberen Promenaden und heimlich sich in den Büschen verlierenden Waldpfaden, dunkle Schattengänge mit heiteren Kinderspielplätzen; Inseln, zierliche Bänkchen, bemooste Sandsteingötter, Gondeln in schilfumrauschter Bucht, Ruhesitze, beschnittene Taxuswände, Hofwagen und Korsotreiben, Reitergruppen, blitzende Uniformen, Klingeln der Pferdebahnen, langzöpfige Söhne des himmlischen Reiches, dies alles zieht wie im Fluge vor den Augen und Sinnen des beschaulich dahinwandelnden Besuchers dahin.



Schloß Bellevue.

Und welch einen stolzen Rahmen legten Kunst und Menschenfleiß um diesen Smaragd Berlins! Majestätisch ragen hier die hohen Säulenhallen des Brandenburger Thores auf, durch welche der Begründer des Deutschen Reiches dreimal seine siegreichen Truppen nach der preußischen Hauptstadt zurückführte und durch welche er selbst dann, schon bei Lebzeiten von mythischem Glanze umwoben, zum letzten Male seinen Weg hinaus nahm, hinüber zum Mausoleum Charlottenburgs, rückkehrend zu den königlichen Eltern, deren Angedenken er bis zum letzten Atemzuge treulich gepflegt hatte. Das Brandenburger Thor wie die Bellevuestraße am ehemaligen Potsdamer Thor sind zwei herrliche Eingangspforten zum Tiergarten. Südlich des Parkes reiht sich Palast an Palast zu einer vornehmen, in blühende Gärten eingebetteten Straßenzeile; nach Norden hin verbindet der majestätische Bau des Polytechnikums, das phantastische Gewirr des Zoologischen Gartens den Tiergarten mit Charlottenburg, während nach Norden das blaue Flußbett der Spree den Park wie ein gewundenes Band einfaßt, hoch überragt von den Fabrikschornsteinen Moabits, aus dessen Werkstätten das Dröhnen der Hämmer über das Wasser herüberklingt, anzeigend, wo der Märker „das Eisen reckt."



Zu allen Tages- und Jahreszeiten ist der Tiergarten schön. Im Frühling, wenn der Wald tausendfältig seine Augen aufschlägt, der Flieder duftet und der Chor der leicht beschwingten Musikanten zur großen Lenzessymphonie die liederreichen Kehlen stimmt; im Sommer, wenn das Leben in den angrenzenden Prachtstraßen während der „Saison" schläft, unter den schattenspendenden Bäumen dem Lustwandelnden leise Kühle entgegenweht und nur von den Kinderspielplätzen frisches Lachen herübertönt; im Herbst beim Fallen des müden Laubes und im Winter, wenn der Wald in märchenhafter Schöne glitzert und funkelt und auf den blitzenden Eisflächen der Seen bei Musik und Schlittschuhlauf sich ein buntbewegtes, sprühendes, pulswärmendes Drängen und Treiben entfaltet — immer offenbart der Tiergarten neue Reize, frische Anziehungskraft, einen Reichtum anregender Bilder und Eindrücke. Ein Sammelpunkt der feinen Welt, ein Stelldichein wendischer Ammen, Kindermädchen, Brezelweiber, stellungsloser Handlungsbeflissener, wurmstichiger Leierkasten, ein Tummelplatz prächtiger Karossen, stolzer Reitergruppen, Spaziergänger und stillvergnügter Naturschwärmer, bietet der Tiergarten zu allen Tageszeiten ein stets wechselndes Bild bunt durcheinander gewürfelter Erscheinungen. Er ist lieblich in der Anmut und dem süßen Schmelz seiner Landschaft, er bewegt durch die weihevollen Erinnerungen, welche um seine Denkmäler, seine Marmorbilder gewoben sind, und in dem farbenreichen Treiben, das ihn durchflutet, entrollt er in charakteristischster Weise das glänzende, nervösbewegte, an- und aufregende Leben einer Millionenweltstadt, die mit genialer Kraft sich zum Mittelpunkt aller Kulturbestrebungen und geistigen Interessen aufgeschwungen hat, in der man heute den Pulsschlag der Weltgeschichte deutlicher denn irgendwo verspürt. Und zu all den geschilderten Vorzügen des Tiergartens gesellt sich noch der, daß er die erste und älteste Parkanlage der Reichshauptstadt ist.





Die erste Anregung zu seiner Entstehung gab Kurfürst Joachim I. Er war es, der im Jahre 1527 den Plan faßte, nahe der von Friedrich dem Eisernen am Spreeübergang von Berlin nach Cölln erbauten Burg einen Tiergarten zum Jagen anzulegen. Er erwarb das Wiesen- und Haideland, auf welchem sich heute die Häuserviertel Friedrichswerder, der Dorotheen- und Friedrichstadt erheben, und wandelte dasselbe in einen wildreichen Jagdgrund um. Jeder einzelne seiner Regierungsnachfolger hat dann sein Teil dazu beigetragen, den kurfürstlichen Tiergarten zu erweitern. 1604 war es Kurfürst Joachim Friedrich, welcher das an Stelle der heutigen Reichsbank befindliche Vorwerk in einen Jägerhof verwandelte, wovon die später hier entstandene Straße den Namen Jägerstraße empfing. Am energischsten ging der Große Kurfürst vor. Er vergrößerte den Tiergarten durch ausgedehnte Ankäufe von Wilmersdorfer, Schöneberger und Lietzower (Charlottenburger) Land, ließ ein Gehege um den gesamten Park anlegen und besetzte letzteren mit Sechzehn- und Achtzehnendern, welche er aus den Waldungen bei Zossen herüberschaffen ließ. Das sumpfige Moor- und Haideland hatte sich allmählich in einen frischen, dichten Laubwald umgewandelt. Nun begann Berlin zu wachsen. 1673 reichte der Tiergarten noch bis zum heutigen Schillerplatze. Dann mußte er immer rascher dem Aufblühen der Residenz an der Spree weichen. Ein Stadtteil nach dem anderen entstand. 1695 bildete bereits die Mauerstraße die Grenze; 1733 legte sich die vom Brandenburger Thor bis zum Hallischen Thor gezogene Stadtmauer als ein Steingürtel davor. Der Tiergarten schrumpfte mehr und mehr zusammen, bis er endlich auch seine Bedeutung als Jagdgrund der Hohenzollern verlor und seiner heutigen Bestimmung als ein Park der Hauptstadt übergeben ward.

Hatte bereits der große Kurfürst vom Schlosse bis zur Tiergartenpforte (wo sich heute die Kunstakademie erhebt) eine Linden-Allee anlegen lassen, so war es König Friedrich I., welcher von da ab weiter eine breite Waldstraße nach Charlottenburg führen ließ, wodurch nicht nur die Linden-Allee Zielpunkt und Fortsetzung empfing, sondern auch der Tiergarten selbst seine Axe zu der später unter Friedrich II. durch Knobelsdorf vorgenommenen Umwandlung in einen künstlerisch durchdachten Lustpark erhielt. Friedrich I. ließ auch den Floraplatz, sowie den Halbkreis vor den heutigen „Zelten" — damals Kurfürstenplatz geheißen — anlegen, ebenso eine Reihe weiterer Plätze und Alleen.

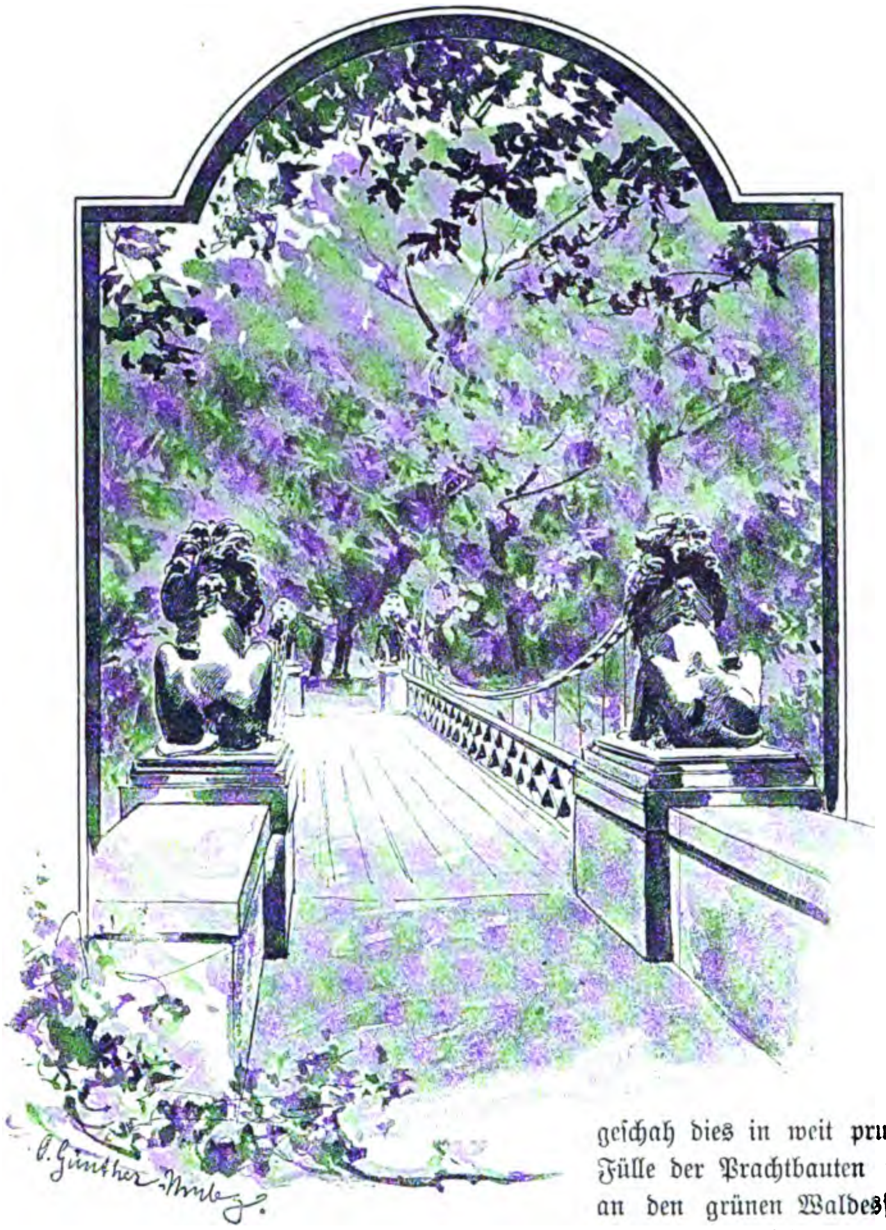
Sein Nachfolger, der gestrenge „Soldatenkönig", that nichts für den Tiergarten. Dem Waidwerk konnte er nicht mehr darin obliegen und als Park diese Waldung zu pflegen, dagegen sträubte sich sein haushälterischer Sinn. Nur ein Exerzierfeld legte er an, aus dem später sich der Königsplatz entwickelte. Mit Friedrich dem Großen ging ein Stern über dem Tiergarten auf. Wie schon erwähnt, ward die Aufgabe, den Tiergarten künstlerisch umzugestalten, dem Freiherrn v. Knobelsdorf übertragen. Und er löste dieselbe in vornehmer Weise. Damals entstand der Große Stern mit seinen ver-

schnittenen Taxushecken, das Venusbassin (der heutige Goldfischteich) und vieles andere. Der Tiergarten ward salonfähig. Es gehörte zum guten Ton in der Hauptstadt, an schönen Nachmittagen sich am Zirkelplatz, welchen Erfrischungsbuden in Zeltform — die heutigen „Zelten" — umsäumten, ein Stelldichein zu geben. Hoch und Niedrig fand sich hier zusammen, besonders aber war es die Lebewelt und — die Halbwelt, welche sich in den letzten Regierungsjahren des großen Königs hier täglich tummelten, noch mehr aber zur Geltung kamen unter dem galanten Friedrich Wilhelm II.

Der Zirkelplatz sah damals große Tage. Kadetten, Zofen, Advokaten, Krämer, Charlatane, Vertreter der unüberwindlichen Armee, aufgedunsene Kastraten von der italienischen Oper, bebänderte Schneider, Phrynen, stolze Kaufmannsfrauen, von ihren degentragenden Cicisbeen umschwärmt, Hofherren mit Perrücke und Schnallenschuhen, Ballettänzerinnen, kuppelnde pariser Friseure, wie Edelleute angethan, Beamte — alles dies wogte hier an Nachmittagen auf und nieder, kokettierte, medisierte, lorgnettierte, parlierte radebrechend das geliebte Französisch, lachte und log, amüsierte sich göttlich, bis die hereinbrechende Dunkelheit und Kühle den losen Schwarm heimwärts trieb, welcher sich nun in die französische oder italienische Oper, in die zahlreichen Tabagien und üppig ausgestatteten öffentlichen Lusthäuser ergoß, in berauschenden Bacchanalien Silen und Venus wirbelnde Dankesopfer darzubringen.

Diejenigen, welche dem geschminkten Treiben am Zirkelplatze fern blieben, ankerten sich in den verschiedenen Kaffeegärten und Billardhäusern vor dem Potsdamer Thore fest, der sinnige Naturfreund aber pilgerte nach dem schlichten Heim des Hofjägers am Ende des Parks. Hier fand er einfache Erfrischungen, eine heitere Aussicht über die Felder bis zur dunklen Kette des Grunewalds, und hellen Vogelsang noch obendrein. Dem sinnlichweichen Könige Friedrich Wilhelm II. verdankt der Tiergarten indeß auch einen Teil seiner intimsten Schönheit. Die stimmungsvolle Anlage der Rousseau-Insel entstand unter seiner Regierung. Vielleicht war es seine Favorite, die zur Gräfin Lichtenau erhobene Kammerdienersfrau, welche diese Schöpfung anregte, wie sie dies bei der Umwandlung der Pfaueninsel ebenfalls gethan, zu deren Schloßruine sie den Riß gab.

Ein anderer Geist zog mit Friedrich Wilhelm III. ein, der seiner Luise zur Erinnerung die kleine Luiseninsel schuf. Und unter dem Künstlerkönige Friedrich Wilhelm IV. war es der geniale Gartenkünstler Lenné, welcher nach dem Vorbilde des Altmeisters deutscher Landschaftsgärtnerei, des Fürsten Pückler-Muskau, Natur und Kunst hier verschmolz und glänzende Bilder landschaftlicher Schönheiten hervorzauberte. Gartendirektor Jühlke hat dann als Erbe der Thätigkeit Lennés im Sinne des letzteren fortgewirkt und in würdiger Weise das Begonnene zu Ende geführt. Der Neue Kanal mit seinen wahrhaft poetischen Uferanlagen ist sein Werk und noch manches Andere ward seitdem an Neuschöpfungen dem grünen Rahmen des Tiergartens eingefügt.



Der „große" Tiergarten, so genannt im Gegensatz zu dem „kleinen" bei Moabit jenseits der Spree belegenen Tiergarten, wird durch die Charlottenburger Chaussee in zwei Hälften geteilt. Von der südlichen Hälfte heißt jener Teil, welcher von der Charlottenburger Chaussee, der vom Großen Stern nach dem Zoologischen Garten abzweigenden Allee und dem Kanal umgrenzt wird, der Seepark; der Neue See mit seinen prächtigen Anlagen, die auf Ketten ruhende Löwenbrücke bilden innerhalb desselben wahrhaft entzückende Kabinettstücke fein abgetönter Landschaftsbilder.

Die feine und schöne Welt Berlins gab sich von jeher im Tiergarten ein Stelldichein. Aber noch vor zwanzig Jahren geschah dies in weit prunkloserer Weise als jetzt. Die Fülle der Prachtbauten schob sich noch nicht bis hart an den grünen Waldessaum, der Zoologische Garten zeigte noch ein schlichtbürgerliches Aussehen, keine Stadtbahn wand sich zwischen den Wipfeln des Parkes hin — Berlin hatte sich noch nicht zur Weltstadt entpuppt. Es ging noch gemütlicher im Tiergarten her. Die Berliner älterer Generation werden mit wehmütiger Sehnsucht der stillvergnügten Kaffeestunden in den fliederumbuschten Lauben des Kemperhofes, Moritzhofes und des idyllischen Albrechtshofes gedenken, der herzerfreuenden Konzerte im Hofjäger, wenn der alte Wieprecht daselbst energisch den Taktstock inmitten seiner Militärkapellen schwang. Und welche Lust, wenn an schönen Sommernachmittagen bei Kranzler an der Ecke Unter den Linden die Fahne wehte! Da wußte Berlin, daß heute Korso stattfand, und man flutete in dichten Scharen hinaus nach der Hofjäger-Allee, das glänzende Schauspiel

blumengeschmückter Karossen, schöner Frauen und sattelfester Kavaliere zu betrachten und unter Blumenregen König Wilhelm, dem Kronprinzen, der goldhaarigen Prinzessin Wilhelm von Mecklenburg, dem alten Papa Wrangel, der Lucca, dem Postillon Wachtel und zahlreichen anderen Lieblingen zuzujubeln. Jene poetischen Kaffeegärten sind verschwunden, der Korso, wie oft auch seitdem zu flüchtigem Scheinleben erweckt, ist als eigentliches Volksfest, wie er es damals entschieden war, eingeschlafen, der Zoologische Garten hat sein einfaches Gewand abgestreift: der Tiergarten in seinem Aeußern, dem Leben, das ihn durchpulst, ward der vollendetste Ausdruck einer sich ihrer Kraft und Größe bewußten Kaiserresidenz und Weltstadt.

Mit dem Aufrichten der goldig schimmernden Siegessäule trat der Tiergarten in eine neue Epoche ein. Aber ob sich auch der ihn umschließende Rahmen glanzvoller gestaltete, vornehmer, geräuschvoller, buntgestaltiger der Verkehr heute auf und nieder flutet — die herzgewinnende Poesie, der seltsam träumerische Hauch, welcher seine sanften Teiche und malerischen Ufergelände umschwebt, hat sich unverwischt erhalten und zeichnet gerade den Tiergarten vor so vielen Parkanlagen anderer Hauptstädte aus. — —

Sommer ist's. Scheitelrecht glüht die Sonne auf den müde zum Tiergarten pilgernden Berliner hernieder. Die Fensterreihen längs der Paläste sind verschlossen, denn es ist die „tote Saison." Neben der Anschlagsäule lehnt gähnend der Dienstmann, die „Sodaliske" in ihrer Verkaufsbude zwinkert verschlafen mit den sonst so begehrlich ausschauenden Äuglein und fährt fast erschrocken empor, wenn der brennrote, wasserspeiende Sprengwagen unbehülflich an ihrem Kiosk vorbeirumpelt. Blendend bricht sich der Sonne blanker Schein an den mächtigen Steinquadern des Brandenburger Thores. Springbrunnengeplätscher dringt verloren herüber, der anpreisende Lockruf eines Bretzelweibes mischt sich dazwischen — dann umfängt uns Waldesgrün, Waldesrauschen. Wohlig und freier atmet die Brust.



Ueber einen kleinen buschumsäumten Platz führt der Weg. Von granitenem Sockel grüßt die herrliche Löwengruppe des nun auch heimgegangenen „Tierwolff", und rund herum im Kreise haben auf niederen Bänken Gruppen stellungsloser Handlungsgehilfen, Kindermädchen und alter Mütterchen Platz genommen. Von einem benachbarten Spielplatz hallt frohes Kinderlachen durchs Gebüsch. Denn der vordere Teil des Tiergartens ist der bisher unangefochtene Tummelplatz der Jugend Berlins und ihrer Wärterinnen, Bonnen, Gouver=




E Rosenstand 90



Wrangelbrunnen.

nanten und Ammen geblieben. Hier wird in Sand gewühlt, gebaut, geformt, Milch getrunken, Kuchen verspeist und Ringelreihen, Bäumchenverwechseln und Versteck gespielt. Nun überschreiten wir die Siegesallee. Heute liegt sie öde und ausgestorben. Da hat der Schutzmann gute Tage! Hier erhebt sich das Siegesdenkmal, dort baut sich der Wrangelbrunnen auf, unter dessen überschäumender Wasserschale Vater Rhein mit den Schwestern Elbe, Oder und Weichsel behaglich ruht.

Nun leuchtet ein langgestrecktes Wasserbecken aus grünem Grunde auf. Im Schatten niederhängender Kastanien spielen Goldfische und wo die Venus von Capua aus Farrenbüscheln den süßen Leib emporhebt, da ruht auf der Bank das sogenannte „Berliner Fräulein". Die Kleinen tummeln sich seitwärts am Wege, sie aber harrt im Schutze der Liebesgöttin der seligen Stunde, wo sie einem Jünger des Mars oder Merkur ihr armes Herz entdecken kann. Dichter umfängt uns jetzt das grüne Baum- und Buschgewirr. Eichhörnchen springen von Ast zu Ast und Meister Fink schmettert unermüdlich als Koloratursänger des Waldes. Hin und wieder trabt eine kleine Reiterschar einen Reitweg entlang. Sand fliegt auf, Hufe blitzen, ein Scherzwort hinüber, herüber — vorbei ist das Bild. Einzelne Spaziergänger begegnen uns; ein paar elegante Wagen sausen drüben dahin, die Klänge eines Leierkastens dringen halb verloren durch die Luft, dazwischen Lachen heller Mädchenstimmen von einem Nebenwege her, und wieder umfängt uns nur das Summen,



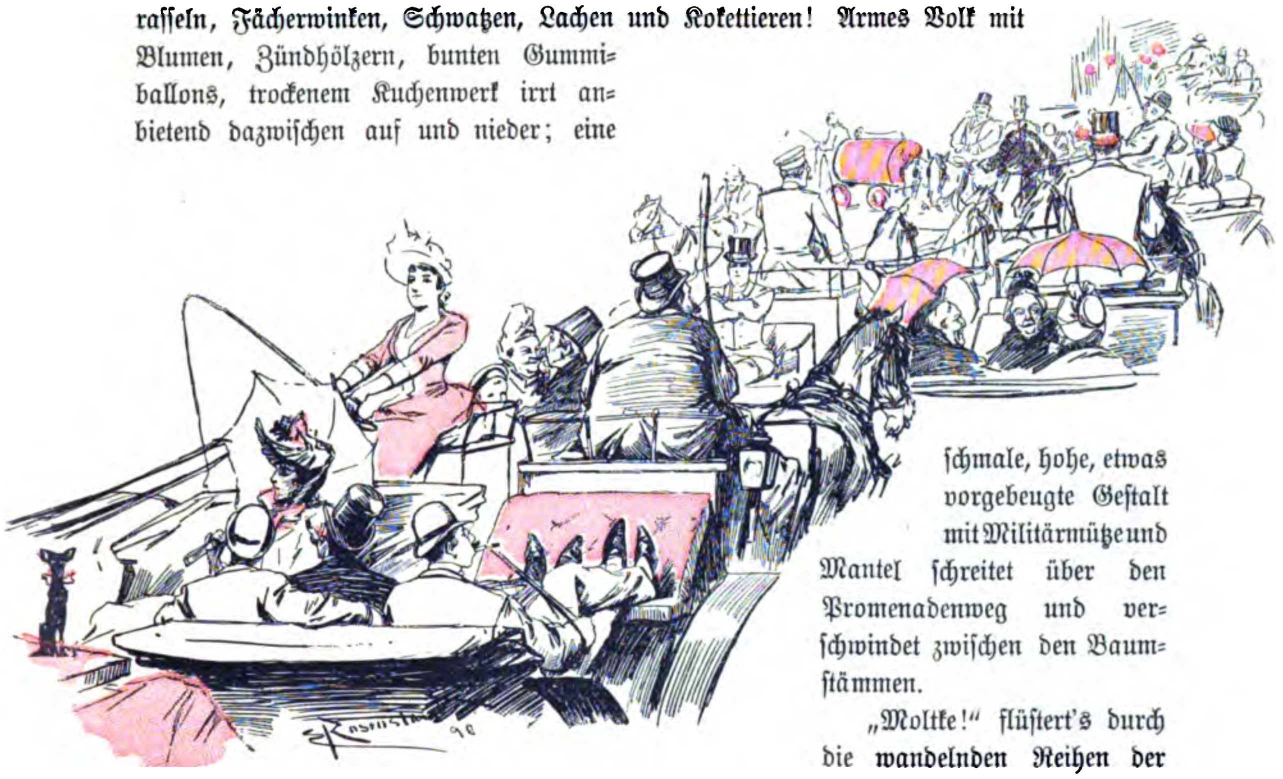


Rauschen und heimliche Ziehen des Waldes.

Eine Stunde haben wir in einem schattigen Sommergarten gerastet. Nun ist's Spätnachmittag geworden. Und so schlendern wir wieder hinein in das grüne Reich des Tiergartens. Weiden, umrankt und vom Alter gebeugt, deuten uns an, wo der Neue See seine stille Flut breitet. Jetzt aber beginnt fröhliches Leben sich darauf zu entfalten. Zwischen den rudernden Schwänen tauchen Gondeln unter den Uferbäumen auf, hier eine Insel umkreisend, dort unter frischem Gesang der Insassen in einen Seitenkanal einlenkend. Und wenn der Abend niedersinkt, dann tauchen Laternen und Lampions auf und schaffen zwischen Wald und Wasser ein zauberisches Bild. Von dem Neuen See ist's nicht weit hinüber zum Kanal. Da ist's gut wandeln. Aus der Musikhalle des benachbarten Zoologischen Gartens schallt es bis spät in die laue Sommernacht von hellen Tönen; Schiffe kommen und gehen, bis des Mondes Silberlicht durch die leis zusammenschauernden dunklen Wipfel langsam heraufschimmert. — —

Im Fluge sind die wenigen Sommermonate verrauscht. Aus den Gebirgsnestern, vom Strande der Nord- und Ostsee ist die „Gesellschaft" Berlins heimgekehrt, neu gekräftigt für die bräuend heranziehende Saison einer Hatz von Genüssen im Salon, Theater, Ball- und Konzertsaal. Das Laub im Tiergarten sieht so müde aus; Schwalben und Singvögel haben ihre Reise nach Süden angetreten, nur die Wildente regt sich noch im Schilfkranze der Seen und zur Nachtzeit klingt hie und da von dem geborstenen Stumpf einer Rieseneiche der scharfe Schrei einer Eule. Vergänglichkeit predigt die Natur. Nur in den Vorgärten der stolzen Palastzeilen blühen noch volle duftige Rosen; hinter den Fenstern, die so lange verhangen waren, zeigt sich Leben und Bewegung, und das vergoldete Gitterwerk von Balkonen und Türmchen blitzt so hell, als husche die Frühlingssonne mit erlösendem Hauche darüber hin.

Nun zeigt an schönen Nachmittagen die Tiergartenstraße ihr allbekanntes Gesicht. Das ist ein Auf- und Niederfluten von Menschenkindern, Groß und Klein, von Karossen, Stahlrädern, Reitern, Droschken und Kinderwagen. Uniformen mengen sich dazwischen, die jobbernde Börsenaristokratie, im Knopfloch den Veilchenstrauß, auf dem Antlitz ein abgelebtes Lächeln, die pikante Halbwelt, geschminkt, bemalt, Exzelsiorduft auf zehn Schritte um sich her verbreitend. Das ist ein Grüßen, Säbelrasseln, Fächerwinken, Schwatzen, Lachen und Kokettieren! Armes Volk mit Blumen, Zündhölzern, bunten Gummiballons, trockenem Kuchenwerk irrt anbietend dazwischen auf und nieder; eine



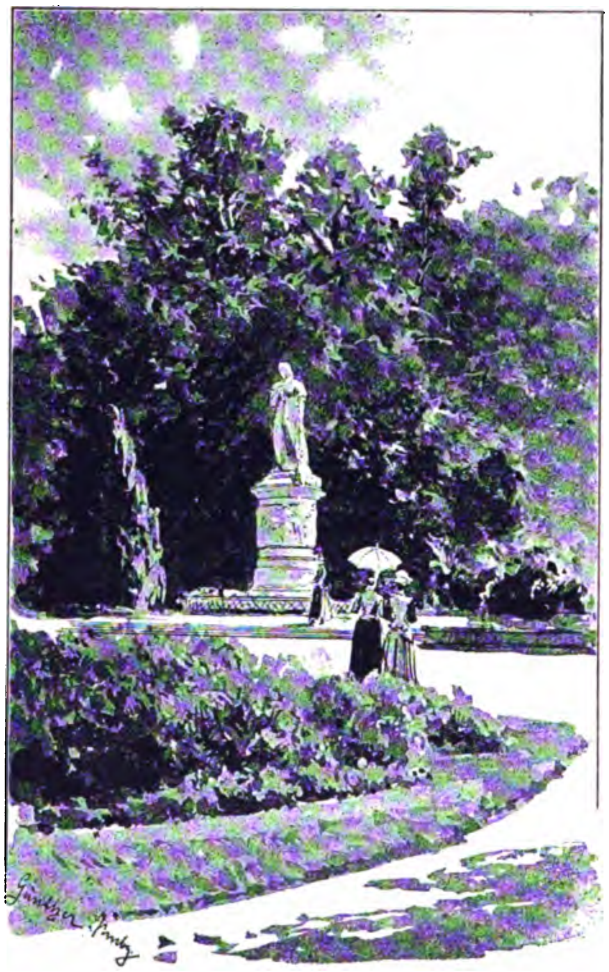
schmale, hohe, etwas vorgebeugte Gestalt mit Militärmütze und Mantel schreitet über den Promenadenweg und verschwindet zwischen den Baumstämmen.

„Moltke!“ flüstert's durch die wandelnden Reihen der Spaziergänger und so Mancher blickt mit stiller Rührung dem greisen, großen Strategen nach. Weiter flutet und ebbt der Menschenstrom.

Auf einmal kommt etwas lebhaftere Bewegung in die Massen. Gruppen bilden sich. Man bleibt stehen, tritt vor bis hart an die Fahrstraße, Kinder werden in die Höhe gehoben, Taschentücher lockern sich, und dann auf einmal schwillt wie eine heranrollende Woge der helle Ruf: „Der Kaiser! Hoch! Hurrah!“ Und schon kommt, von eleganten Rappen gezogen, das kaiserliche Gefährt im gemäßigten Trab dahergejagt: der junge Kaiser, leicht gebräunt, straff, wie immer ernst und mit kaum merklichem Lächeln den Jubelgruß seiner Berliner durch sich wiederholendes Handanlegen erwidernd; ihm zur Seite in voller Frauenschöne, im gütigen Antlitz Liebreiz und heiteres Wohlwollen, die

Kaiserin. Und wo ihr freundlich Auge im Vorüberrollen hinfällt, da zuckt es warm und glücklich auf, und über so manche Lippe gleitet ein leiser Segenswunsch.

Tiefer und tiefer sinkt die Sonne im Abend. Allmählich verrauscht der bunte Strom, welcher bisher die schöne Hauptstraße des Tiergartens mit eigenartig fesselndem Leben füllte. Es wird stiller unter den Laubdomen am Wege. Ein Seitenpfad nimmt uns auf. Über ein Brückchen fort, und aus einem Halbkreise dichtesten Rhododendron- und Azaleengebüsches, fächerartig umzirkt von bunten Herbstblumenstreifen, grüßen uns die weißen Marmorbilder eines edlen Königspaares. Die Sonne ist hinter dem Walde verschwunden, aber ihr letzter Kuß rötet noch sanft den Weiher, in dessen stiller Flut Wilhelm III. und seine unvergeßliche Luise sich spiegeln. Abendliches Gewölk gleitet sacht darüber hin, leiser murmeln die Wipfel und aus der Ferne hallen die Klänge eines Leierkastens: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!" Weihevolle Andacht ringsum! Erinnerungen und Herbstesscheiden klingen in dieser Stunde wehmütig zusammen. — —



Louisendenkmal.

Was der Oktober noch festhielt, das haben Novemberstürme dem Walde genommen. Kahl und fröstelnd starren die entlaubten Bäume zum aschgrauen Himmel, nur die Eiche hat sich noch ihr braunes Gewand erhalten, das raschelnd zusammenschauert, wenn ein Windstoß es durchweht. Die Natur schläft und der Tiergarten auch. So kommt das neue Jahr. In schneeigen Hermelin gehüllt, glitzernd und funkelnd in märchenhafter Pracht, ruht der Wald. Wenn der Schnee seine Alleen und Straßen deckt, klingt in den Nachmittagsstunden fröhliches Schellengeläute von diesen her, zum Verdruß der zahllosen Krähen, die seit dem Scheiden des Herbstes die Herrschaft hier ausübten. Aber eines Tages ist der Tiergarten wie durch Zauber zu frischem Leben erwacht. Dort, wo die verschneite Rousseauinsel melan-

cholisch aus dem buchtenreichen See aufragt, ist es schon seit einigen Tagen gar sonderbar zugegangen. Polizeibeamte kamen und gingen, sie bohrten ein Loch in die Eisdecke, welche die tote Flut überzog, guckten hinein, prüften und guckten dann sich und den Mann an, welcher erwartungsvoll daneben stand und demütiglich auf den hohen Weisheitsspruch der würdigen Vertreter der heiligen Hermandad harrte. Und jedesmal, wenn sie sich zum Gehen wandten, strahlte sein Angesicht siegesfröhlicher, und schmunzelnd machte er sich daran, Buden und Zelte zu errichten, Stricke, mit flatternden Wimpeln geschmückt, von Baum zu Baum zu ziehen, Bänke und Tische aufzustellen, Fässer und Flaschen anzufahren, bis das geheimnisvolle Werk vollendet war. Und eines Tages schwirrts wie ein Lauffeuer durch Berlin: Die Eisbahn an der Rousseauinsel ist eröffnet!



Von diesem Augenblicke an beherrscht eine nervöse Unruhe das schlittschuhlaufende Berlin. Der frischgebackene Leutnant wie der Backfisch mit Stumpfnäschen und Mozartzopf, der lyrisch angesäuselte Primaner wie der flotte Bruder Studio, Künstler und Kaufleute, Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens: über alle kommt es mit elementarer Macht. Es prickelt in den Füßen, es kribbelt in den Händen, rascher schlagen die Pulse, die Stunden der Arbeit und Pflicht scheinen seit Eröffnung der Eisbahn endlos, im Schneckengang schleicht die den häuslichen, Schul- oder Berufspflichten gehörende Zeit den jungen Leutchen dahin und nicht eher leuchten ihre Augen wieder vergnügt auf, bis die frische Winterkälte des Tiergartens ihnen um die Wangen fächelt, bis der Stahlschuh angeschnallt ist und man sich unter den rauschenden Klängen einer Musikkapelle in zierlichen Wendungen und kunstvollen Figuren wiegt oder pfeilschnell, soweit dies der von einer bunt durch einander wogenden Menge erfüllte Raum gestattet, über See und Kanäle, unter Brückenjochen und zwischen Menschenschwärmen dahinschießt.

Nicht immer stand der Eissport in Berlin so in Gunst und Blüte, wie jetzt. Vor einem Menschenalter war es dem schönen Geschlecht durch Vorurteil und falsche Moral noch verwehrt, sich angesichts aller Welt auf beflügeltem Stahl zu tummeln. Natürlich konnte, so lange die Herrschaft der Prüderie dauerte, auch für die Männerwelt von einem Eissport im gegenwärtigen Sinne des Wortes kaum die Rede sein. Nun ist der



Bann längst gebrochen, der Schlittschuhlauf hat bis in die höchsten Gesellschaftskreise begeisterte Anhängerinnen gefunden, deren Kunst und feurige Lust so manchen modernen Dichter bewog, heller die Saiten erklingen zu lassen. „Unser Fritz" als Kronprinz war lange Jahre mit seiner Familie ein ständiger Besucher der Eisbahn an der Rousseauinsel. Das zählt zu ihren schönsten und stolzesten Erinnerungen!

Wenn die hereinbrechende Nacht und Kühle die Schlittschuhläufer allmählich nach der Stadt zurückscheucht, dann wird es still und einsam im winterlich dreinschauenden Tiergarten. Der Schnee knirscht unter den Schritten des Dahinwandelnden und hin und wieder knickt ein Ast unter der Schneelast zusammen. Unruhig flackern die Laternen in der Tiergartenstraße. Verschneit liegen Gärten, Brunnen und Sandsteingötter, das große weiße Leichentuch der Natur hüllt auch diese Welt des schönen Scheins in starre Öde. Da und dort zeigt sich längs der Palastreihen eine festlich erleuchtete Fensterflucht, die durchbrochenen Gardinen gestatten einen Blick in üppig geschmückte Räume, über deren Rot und Gold der Glanz von Ampeln und Kronleuchtern ein magisches Licht webt. Dort vor dem schmiedeeisernen Portal hält ein Wagen. Die Pferde stampfen ungeduldig, der Kutscher blickt wiederholt nach dem Garten. Und nun kommt eine feine Frauengestalt über den Schnee getrippelt, dicht in Pelze und Schleier gehüllt. Der Wagen wird geöffnet. Im Schein der Laterne wird zwischen den Falten des Spitzenschleiers ein blasses, schönes Angesicht kenntlich.



„Nach dem Opernhause!" tönt es kurz.



Ein schmaler Fuß, ein weißer Saumstreifen wird sichtbar. Der Wagenschlag fällt ins Schloß, die Pferde ziehen an und bald ist alles unsern Blicken entschwunden. Still liegt wieder die verschneite Straße. Die Laternen starren mit schläfrig blinzelnden Augen in den Nebel hinein, und der einsame Tiergarten träumt vom ersten Grün und Amselschlag, vom ersten Sonnenblicke des kommenden Lenzes. — — —

Und eines Tages ist der Frühling da! Er hat die Bäume aus dem Winterschlafe aufgerüttelt, die Blumen wach geküßt, in tausendfältiger Schöne die Natur zu frischem Regen und Leben aufgeweckt. Das ist ein Blühen und Singen, Duften und Leuchten daß man nicht weiß, ob man über alles Glück lachen oder weinen soll. Und dazu Sonnengold, Himmelsblau und wanderndes Federgewölk! Wie schön ist's da im Tiergarten! Die Brust hebt sich freier und das Auge versenkt sich mit stummem Entzücken in diese quellende Blütenpracht der Büsche, die breitwogenden, frischgrünen Laubmassen und schweift über die saftigen Rasenflächen dahin.

Von allen Seiten strömen die frühlingsfrohen Menschen heute hinein in den Park, wandeln die sauber geharkten Promenaden und schattigen alten Alleen entlang oder verlieren sich zwischen Busch und Baumstämmen. Wer da am Brandenburger oder Potsdamer Thor beobachtend hält, der meint, eine Völkerwanderung sei angebrochen. Alt und Jung, Arm und Reich, zu Pferd, zu Fuß, im Wagen, auf Krücken oder an den Rollstuhl gefesselt, gleichviel: Hinaus treibt's Alle, den Frühling zu begrüßen, neue Kraft zum Schaffen, neue Hoffnung auf lichtere Tage dann mit heim zu nehmen. Befreit von der lästigen Winterhülle leuchten die Marmorbilder durch den lenzjungen Wald; im Dickicht lockt der Kukuk, Schwäne rudern langsam über die stillen Teiche, die Sonne malt durch das zitternde Gezweig zierliches Maßwerk auf die braunen Kieswege; Birke, Weide und Haselstrauch läuten mit ihren Blütenkätzchen, alles sieht so jugendfroh, so neugeboren aus — es ist, als sei das Glück vom Himmel herniedergestiegen, um nun dauernd sich hier eine Heimat zu gründen.

Im Frühling feiert der Tiergarten seine großen Tage, seine schönsten Feste. Was auch an augenblendendem Reiz fesselnder Bilder die andern Jahreszeiten bieten, sie können sich nicht messen mit den innigen Freuden, welche der zauberkräftige Lenz spendet. So drängt's und wogt's bis zum Abend durch das grüne Revier, bis es stiller auf den Wegen und unter den Bäumen wird. In den Gärten rauschen die Brunnen, weich geht die Luft und in den Wipfeln zirpt hie und da noch ein Vöglein halb im Schlafe.



Zwei Menschenkinder kommen langsam Hand in Hand einen Laubgang daher. Keins spricht mehr ein Wort. Lauschen sie dem Wehen dieser Frühlingsnacht oder den eigenen Herzen, die immer heißer drängen, das süße Geheimnis zu verkünden? Wenn seine Hand in der ihren zuckt, dann



spielt es wie ein Rosengruß über ihr blondes Antlitz und sie neigt das Haupt in holder Verwirrung. Nun treten sie auf einen Platz heraus. Aus den dunklen Schatten der Bäume hebt sich in göttergleicher Schöne das Marmorbild Goethes. Der Mond hält über den Wipfeln Wacht und gießt auf das Angesicht des Dichters magisches Licht herab. Da stehen nun beide, noch immer Hand in Hand, und blicken in stummer Scheu empor zu ihm, als müsse ihnen Hülfe von dem da oben kommen, der wie kein Anderer die Geheimnisse der Menschenbrust löste und in unvergänglichen Weisen der Liebe Lust und Leid einst sang.



Dann auf einmal flüstert er in ausbrechender Seligkeit

„Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"

Da leuchtet es in ihren Augen auf, voll Jugendübermut und süßem Drange:

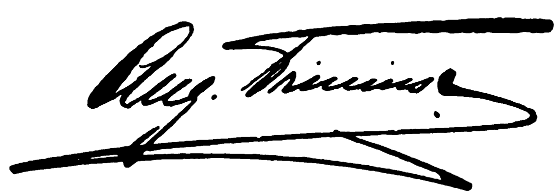
„Röslein sprach: Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden."

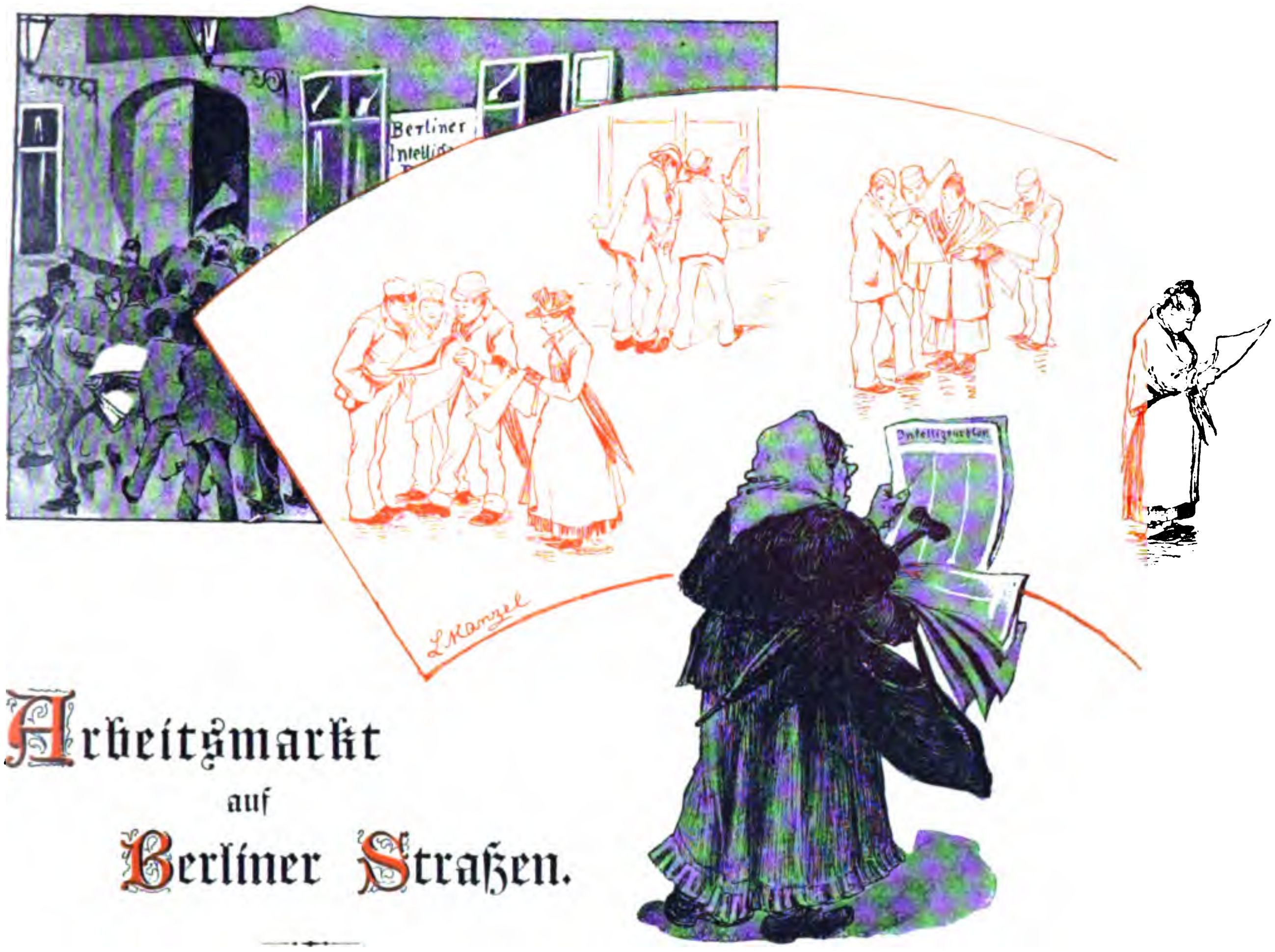
Er aber zieht sie fest an seine Brust und schaut ihr tief ins bebende Antlitz. Und dann finden sich die Lippen zum ersten, langen Kuß, bis sie sich verwirrt aus seinen Armen löst.

„Werner, was haben wir gethan!" Sie deutet auf das Marmorbild und flüstert schalkhaft: „Goethe hat es auch gesehen!"

„Und lächelt dazu, Herzliebste, Süße, Einzige! Sieh empor! Er zürnt nicht, und bekäme der Marmor Wärme und Bewegung, er würde uns segnen und die Frühlingsstunde feiern, in welcher zwei Menschenkinder sich in Liebe fürs Leben fanden!"

Über das monderhellte Antlitz des Dichterfürsten ging ein seltsam Leuchten zur Stunde. Blütenduft und Nachtigallensang woben sich zusammen und durch die dunklen Baumwipfel zog es wie ein Murmeln regsten Beifalls. Der Frühlingszauber des Tiergartens hatte seine alte Kraft bewährt.





Arbeitsmarkt auf Berliner Straßen.

Wenn man nachmittags um die fünfte Stunde die Kurstraße, die Zimmerstraße oder gewisse Plätze in Berlin passiert, so sieht man eine Menge Leute auf und abgehen oder in Thorwegen verweilen. Selten bilden sie Gruppen. Meist gehen sie einzeln, nachdenklich, mit zu Boden gesenktem Blick. Bleiben sie auf dem Trottoir stehen, so werden sie vom Schutzmann auf den Straßendamm gewiesen. Setzen sie sich auf eine Haustreppe, so vertreibt sie der „Vizewirt“ oder der Portier. In manchen Hauseingängen kann man ein eigens dieser Leute wegen angebrachtes Plakat lesen, mit der Inschrift: „Das Sitzen auf den Treppen ist streng verboten.“ Mag die Sonne glühende Strahlen vom Himmel entsenden, mag der Sturm eisigen Regen durch die Straßen peitschen oder der Schnee fußhoch das Berliner Pflaster bedecken — zu jeder Jahreszeit begegnet man diesen Gestalten.

Das buntgewürfelte Leben der Großstadt tritt uns auch hier wieder drastisch entgegen. Jene Leute sind nur zum geringsten Teil Berliner. Die meisten sind vor kürzerer oder längerer Zeit hier eingewandert. Einigen von ihnen sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie frisch aus der Provinzstadt oder vom Lande kommen. So verschieden, wie ihre Heimat, ist auch ihr Alter, ihr Geschlecht, ihre typische Erscheinung. Der eben der Schule entwachsene Knabe kreuzt den Weg mit dem altersgrauen Mann,

und das halbwüchsige Mädchen steht an der Straßenecke oder im Thorweg neben der rüstigen Matrone. In der Art der Kleidung giebt es eine Grenze nach oben und nach unten; man findet keine eleganten, aber ebensowenig zerlumpte Anzüge. Im allgemeinen zeichnet sich der männliche Teil in der Kleidung vorteilhaft vor dem weiblichen aus. Auch tragen fast sämtliche Männer, Jünglinge und Knaben, einerlei in welcher Jahreszeit, blankgeputztes oder doch sauber abgebürstetes, wenn auch defektes Schuhwerk.

Von vier Uhr ab wächst die Menge der lautlos Wartenden zusehends. Und je weiter die Uhr vorrückt, um so größere Bewegung bemächtigt sich der Harrenden. Ein Teil drängt nach einem bestimmten Thorweg, der andere sucht eine Branntweinschenke auf, der Rest verharrt auf der Straße.

Plötzlich erscheinen Frauen und Männer mit Zeitungsblättern, und im Nu verwandelt sich das bis dahin ruhige Straßenbild in ein wildes Chaos. Das ist ein Drängen, Stoßen, Greifen, Rufen, als wenn es gälte, Nachrichten zu erhalten, von denen Tod und Leben abhängt.

Und in der That hängt Tod und Leben zuweilen für manchen davon ab, daß er das Zeitungsblatt früher erhält als ein anderer. Das beweist schon der kurze Polizeibericht, der an der Spitze des einen oder im lokalen Teile des anderen Blattes steht. Ein stellenloser Mann, heißt es da, hat sich aus Nahrungssorgen erschossen oder ertränkt; an dieser oder jener Frau ist ein Raubmord begangen; ein Mann sank vor Hunger auf der Straße nieder; ein anderer wurde obdachlos hinter einem Zaune erfroren aufgefunden — ein trauriges Register!

Das ganze Elend der Großstadt ist in einem solchen Polizeibericht in wenigen Zeilen trocken erzählt. Und die Leute, welche, das Blatt in der Hand, nach den ausgebotenen Stellen suchen, fühlen ihre Angst sich verdoppeln, wenn ihr Auge zufällig den Polizeibericht an der Spitze des Blattes streift. Über diesem Berichte steht, fett gedruckt, das Wort: „Intelligenzblatt“. Es ist dies jenes alte Berliner Anzeigenblatt, in welchem, neben dem jüngeren „Berliner Lokalanzeiger“, die meisten Stellen für Köchinnen, Waschfrauen, Arbeiterinnen, Lehrlinge, Gesellen, Kellner, Handlungsgehilfen u. s. w., kurz alle möglichen Dienste und Beschäftigungen ausgeboten und nachgesucht werden. Und die Leute, von denen wir reden, sind eben solche, die, ohne Stellung oder sonstige Beschäftigung, Arbeit suchen.

Je größer ihre Not, desto eifriger drängen sie sich hier auf der Straße oder im Thorweg der Expedition nach dem Blatte, damit ja kein anderer vor ihnen die vielleicht günstige Anzeige liest und ausnützt. Sind sie in den Besitz des Blattes gelangt, für das sie zehn Pfennig bezahlen, so durchfliegen sie, es in den zitternden Händen haltend und alles um sich her vergessend, mit brennenden Blicken die Kolonnen. Andere, die nicht im Besitz der zehn Pfennige sind, suchen den beneideten Inhabern über die Schulter zu

schauen. Aber nur wenige Gutmütige giebt es, die sich ein solches Mitlesen eines möglichen Konkurrenten gefallen lassen. Die meisten mieten sich von einer Zeitungsfrau für fünf Pfennig ein Exemplar des Blattes, das sie zehn Minuten behalten dürfen, worauf es weiter an den Nächststehenden zur Lektüre vermietet wird.

Unterdessen entwickelt sich auch in den nahe gelegenen „Destillationen" ein eigentümliches Schauspiel. Kopf an Kopf stehen hier die Leute, still, andächtig mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschend, als vernähmen sie eine begeisterte, herzerquickende Predigt. Mit Spannung lauschen sie auf die Stimme des Schankwirtes, der ihnen das Blatt vorliest. So kommt ihnen die Lektüre billiger zu stehen, denn man kann für fünf Pfennige alles erfahren und dazu noch einen Schnaps trinken.

Draußen auf der Straße ist das Bild buntfarbiger als drinnen in dem rauchgeschwärzten, übelriechenden Wirtszimmer. Hier vermag man das dicht gedrängt stehende Auditorium kaum zu mustern, draußen aber treten einem die eigenartigen Typen deutlicher entgegen. Der stramme Bursche dort in dem blauen Rock, der dicken Lederhose und den hohen Stiefeln, wohl ein Rollkutscher oder Bierfahrer, liest das Blatt langsam und gemächlich. Er hat es nicht eilig, denn er hat sich einen Notgroschen erspart. Es liegt gerade nicht in seinem Charakter, sich absichtlich der Bummelei hinzugeben, aber wenn es nicht anders sein könnte, wäre es ihm gar nicht so unangenehm, einmal acht Tage in den Straßen herumzuschlendern und sich in Wirtshäusern und Bierstuben von den Plackereien und Mühsalen des vorigen Dienstes zu erholen.

Anders der langaufgeschossene junge Mann, der hinter ihm steht. Er war Handlungsgehilfe in einem Geschäfte, das vor einigen Wochen fallierte. Trotz aller Bemühungen hat er noch immer keine Stelle gefunden. Seine Uhr, seine besten Sachen sind versetzt und die Kleider, die er anhat, eben noch in einem Zustande, um sich darin einem Prinzipal vorstellen zu können. Noch wenige Tage, dann trägt er auch das kaum entbehrliche Garderobenstück ins Leihamt, und wer weiß, wie lange er harren muß, ehe er ein, wenn auch noch so bescheidenes Unterkommen findet! Denn die Kleidung, — oder, wie der Berliner sagt, die „Kluft" — macht den Mann.

Ja, die Kluft! Wie wichtig und bedeutungsvoll sie heutzutage ist, das hat ein anderer junger Mann erfahren, der hier auf der Straße warten muß, bis sein Nachbar mit Lesen fertig ist und ihm das Blatt schenkt. Noch vor einem halben Jahre war er einer der schmucksten Kellner in einem großen „Café". Jetzt, da er in seinem Äußern einem Landstreicher gleicht, nähme ihn kein Kellerwirt in Dienst.

So mancher, der hier auf der Straße eine Stellung sucht, hat sich das nicht träumen lassen, in jener Zeit, wo er als Gelehrter glänzte, als Künstler gefeiert wurde oder als Offizier an der Spitze seines Zuges die Bewunderung der Damen erregte. Mit seinem durch Trunk getrübten Auge schaut der frühere Gelehrte heute nach einer Stelle als Abschreiber bei einem Rechtsanwalt oder Notar. Der Pianist, welcher der-

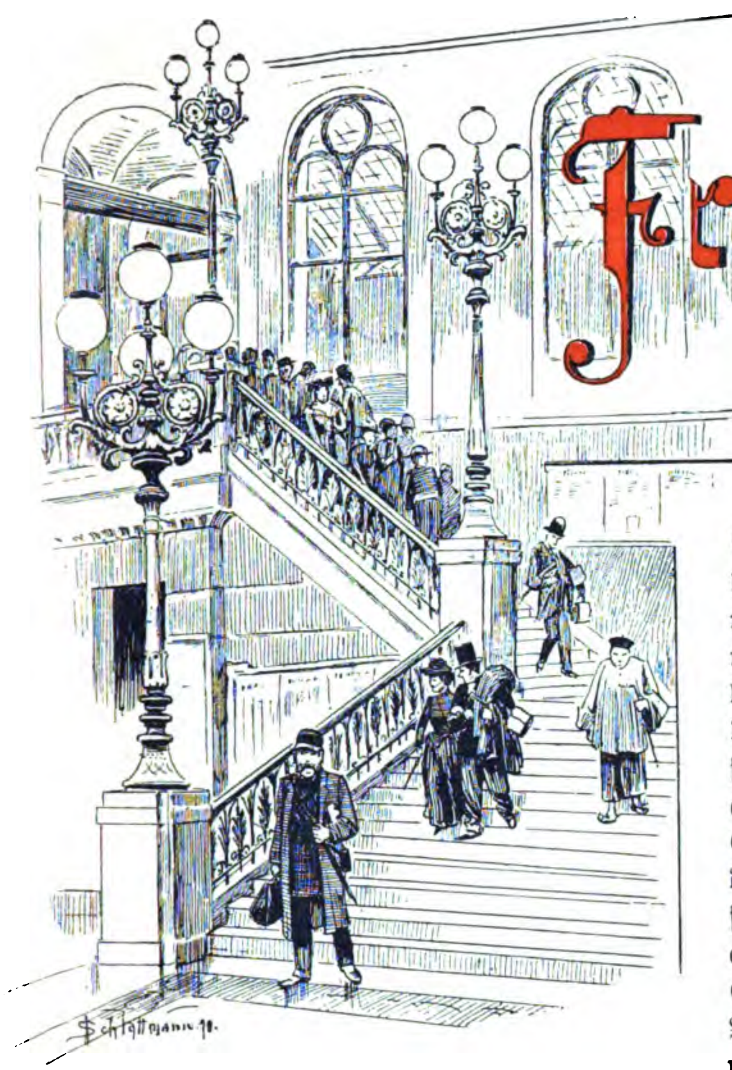
einst von einer fürstlichen Persönlichkeit ob seines herrlichen Spiels ausgezeichnet wurde, sucht heute aus dem Arbeitsmarkt des Intelligenzblattes eine Kneipe herauszulesen, wo er abends gegen eine geringe Vergütung zweideutige Lieder auf dem Klavier begleiten darf. Und mancher, der beim Militär, als Beamter oder im Kontor seine Untergebenen brüskierte, ist heute froh, wenn er eine Stellung als Diener findet.

Bei vielen ist die Minute, in der sie hier das Intelligenzblatt oder den Anzeigenteil einer andern Zeitung lesen, für das ganze Leben entscheidend. Das blonde Mädchen dort, das so einfach und sauber gekleidet ist, hat seine Stellung verloren. Nicht durch eigene Schuld. Eine gewissenlose Stellenvermittlerin brachte die Unerfahrene in ein Haus, aus dem sie um ihrer Ehre willen fliehen mußte. „Wenn du keine Stelle findest, kommst du schon wieder!" höhnte ihr das Weib nach. — „Wenn du keine Stelle findest!" tönt es ihr jetzt beim Durchlesen des Blattes ins Ohr. „Wenn du keine findest!" — — Das mittellose Mädchen hat weder Freunde noch Bekannte in der großen Stadt. Wer weiß, wie am Abend, wenn es keine Stellung gefunden, die Antwort lautet. — — Schande oder Tod? Vielleicht bringt das Blatt schon nach wenigen Tagen an der Spitze des Polizeiberichtes die trockene Notiz über den Selbstmord der Armen!

Für den Glücklichen, der an dem innersten Leben der Großstadt achtlos vorübergeht, haben alle diese Gestalten keine Bedeutung. Er sieht einen Menschen atemlos dahineilen, das Zeitungsblatt in der Hand, und denkt vielleicht an einen fliehenden und verfolgten Dieb. Er weiß nicht, daß der Mensch dahinstürmt in der Jagd nach einem kargen Brot als Schreiber, Hausknecht, Flaschenspüler, nach einer der vielartigen, oft recht seltsamen Beschäftigungen, die eine Millionenstadt bietet — daß er dahinstürmt, um ehrlich zu bleiben, um *nicht* zum Diebe zu werden!

Nicht allen gelingt es, das gesuchte Brot zu finden, und gar mancher von ihnen sinkt unter das erbarmungslose Rad des Schicksals. Wem es aber glückt, nach schweren Stunden und Tagen qualvollen Suchens eine Stellung zu erhalten, der nimmt sich gewiß ernstlich vor, durch Fleiß, Redlichkeit und guten Willen sich dieselbe zu sichern, damit er nicht wieder hinausgeschleudert werde auf die Straße, preisgegeben der Not und Verzweiflung. Wie lange derlei gute Vorsätze vorhalten, wie schnell sie bei manchem wieder verrauchen, sobald er im neuen Neste warm geworden, das ist freilich eine andere Frage.

Gustav Dahms.



Fremde in Berlin.

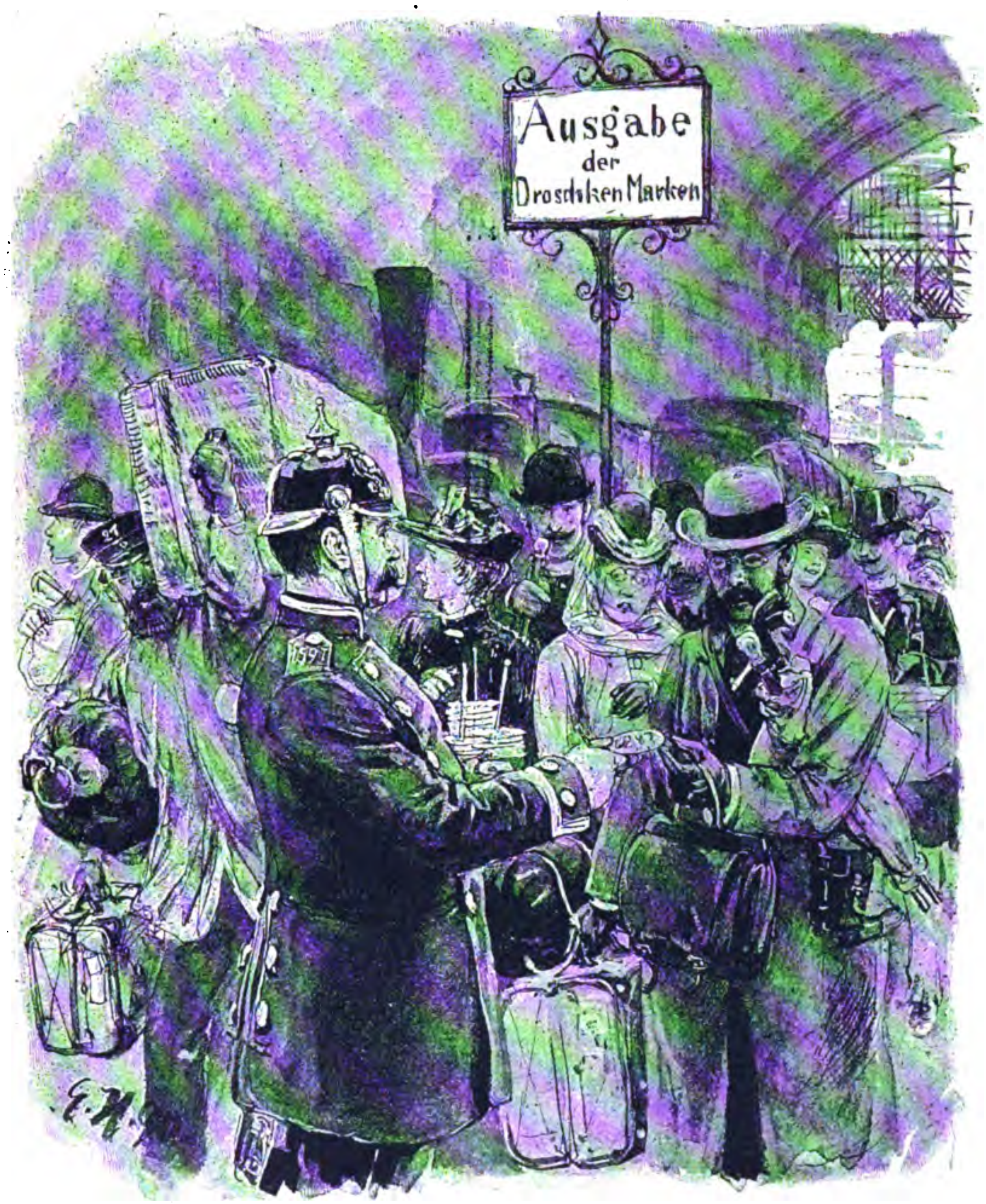
Eine Weltstadt erkennt man daran, daß sie nicht nur ihren ständigen Bewohnern Raum zur gedeihlichen Entwicklung giebt, sondern auch unaufhörlich Fremde anlockt. Täglich gehen durch ihre Straßen viele Tausende, die sich entweder nur vorübergehend in ihr aufhalten oder sich in ihren Sitten und Gewohnheiten von der großen Masse der Bevölkerung doch wesentlich unterscheiden. „Die Fremden“ — das ist ein besonderes Kapitel im Buche der Großstadt. Was wäre Berlin ohne die Mischung von klugen und thörichten, von guten und schlechten Elementen, die von der Neugierde, von Wissensdrang, von der Sucht nach Ruhm, Macht und Gewinn hergetrieben werden? Die Bahnhöfe speien mit weit geöffnetem Rachen Unzählige aus, die noch den Staub fremder Länder an den Füßen tragen, aber bald mit frischen Sinnen, mit wachsendem Verständnis in die Eigentümlichkeiten unserer Stadt sich einleben. Sie schließen sich zu bestimmten Gruppen zusammen, sie regen zu Vergleichen an, sie geben der Metropole die Farbe des Interessanten und Überraschenden. Man sieht und staunt, man hört und fragt sich, wo das Bessere wohl zu finden sei. Bei solchen Betrachtungen kann man mit seinen Gedanken die ganze Erde umspannen, denn von allen fünf Kontinenten, aus aller Herren Ländern strömen sie herbei, um die jüngste Weltstadt kennen zu lernen.

Früher schien sich der Berliner aus den Fremden nicht viel zu machen. Er gaffte sie mißtrauisch und ungemütlich an, er betrachtete sie als Eindringlinge, die seiner Stadt den Charakter nehmen wollen, und wenn er mit ihnen in Verkehr trat, zeichnete er sich nicht gerade durch Höflichkeit aus. Aber dieser Standpunkt des Weißbierphilisters ist

längst überwunden. Die verfeinerte Lebensweise, die während der letzten zwanzig Jahre bei uns den nationalen Aufschwung begleitete, hat den Berliner weltmännisch gemacht. Er ist stolz darauf, wenn die Ausländer seine Stadt loben, wenn sie die Wohnungen behaglich, die Straßen vornehm und sauber, die Hotels bequem, die Cafés und Restaurants einladend, die Kaufläden großartig finden. Das erhöht das Selbstbewußtsein, das spornt zu immer besseren Leistungen an. Wenn sich alle Nationen ein Stelldichein an der Spree geben, können wir uns des gelungenen Werkes erst recht freuen. Schon jetzt kann man in den Theatern und Konzerten, auf dem Rennplatz und im Zirkus, in den Cafés und Ausstellungen oft ein babylonisches Sprachgewirr hören, das uns im Hinblick auf die beständig wachsende Bedeutung der jungen Kaiserstadt wie liebliche Musik im Ohre klingt.

In unseren Hotels schwirren die exotischen Eintagsfliegen aus und ein, wie das nimmer ruhende Volk eines Bienenstockes. Der Mittelpunkt dieses Treibens ist der Centralbahnhof Friedrichstraße, über dessen eiserne Brücke täglich mehr als dreihundert Züge donnern, so daß sogar der Droschkengaul zweiter Klasse aus seiner gewöhnlichen Gemütsruhe aufgeschreckt wird und in ganz unwahrscheinlicher Weise zu galoppieren anfängt. Ein wundersamer Augenblick, wenn man müde und verschlafen, von Staub, Rauch und Hitze belästigt, aus dem Koupee aussteigt, den Gepäckträger herbeiruft und die Treppe zum Ausgange hinuntersteigt. Welch ein Gewirr und Gedränge, Rufen und Fragen! Man möchte sich die Ohren zuhalten, wenn man nicht vorwärts müßte. Was der Lotse für den Schiffer bei der Einfahrt in den Hafen ist, bedeutet für den Fremden, der nach Berlin kommt, der Schutzmann, der die Droschkenmarken verteilt. „Erster Klasse?", „Zweiter Klasse?", „Gepäckdroschke?" fragt er den Unkundigen, der sich vertrauensvoll an den Mann des Gesetzes wendet und in diesem Vertrauen auch nicht getäuscht wird. Manchmal schlägt der Schutzmann dem Publikum auf den Straßen gegenüber, namentlich bei einer Massenanhäufung, einen barschen Ton an. Aber Jedem das Seine! Der am Bahnhof stationierte Beamte ist von ausgesuchter Höflichkeit und für jede noch so umständliche Auskunft zu haben. Er will uns durch ein freundliches Wort Appetit machen, daß wir uns den Aufenthalt in der Residenz wohl bekommen lassen.

Hotels und wieder Hotels, so weit wir um uns blicken! Im Laufe des letzten Jahrzehnts sind sie zu Dutzenden an dieser Stelle aus der Erde geschossen, die Häuserkolosse, in denen alles auf das reichlichste und bequemste für das Wohlbefinden der Gäste eingerichtet ist. Durch die unendlichen Fensterreihen, die ihre Front bilden, durch das hell strahlende elektrische Licht, durch die breiten Einfahrten und Empfangssäle, vor allem aber durch das fortwährende Kommen und Gehen von Gästen fallen sie Jedem sofort auf. In Bezug auf Größe und Massenhaftigkeit des Fremdenverkehrs behauptet das Centralhotel mit seinen siebenhundert Betten den ersten Rang. In seinem prächtigen Treppenhause herrscht Tag und Nacht ein ruheloses Gewimmel. Das ist kein ungemütlicher Raum, in dem man ungeduldig warten muß, bis man die Zimmernummer


Ausgabe
der
Droschken Marken





empfängt, sondern ein langgestreckter, mit heiterer Pracht ausgestatteter Saal, in dem man es sich wohl sein lassen kann. In einem majestätischen Kamin prasselt ein behagliches Feuer und strahlt eine angenehme Wärme aus, daneben sind auf einer Staffelei die neuesten telegraphischen Depeschen und Kurse ausgestellt. Zierliche Tische und Bänke, an denen man das Adreßbuch nachschlagen oder eine eilige Korrespondenz erledigen kann, wenn man nicht Zeit hat, in den höher gelegenen, großartigen Lesesaal zu gehen, laden uns ein, auszuruhen. Eine der bekanntesten Personen Berlins ist der Portier des Centralhotels, Herr Meyer, der in einem halben Dutzend Sprachen gleichzeitig einem ganzen Dutzend Menschen Rede und Antwort giebt, die Ungeduldigen und Unzufriedenen beruhigt, die Neugierigen von den Vorzügen Berlins unterhält und den Ängstlichen ein zuverlässiger Berater ist. Ganz in der Nähe des Centralhotels liegt das Hotel Continental, das wegen seiner Ruhe und Vornehmheit bei unserer Aristokratie bis zu deren höchsten Spitzen besonders beliebt ist. Hier finden keine rauschenden Festlichkeiten, keine Vorstellungen von Spezialitäten statt, wie dort, wo im Winter Vorstellungen und Bälle einander ablösen und im großen Hofe sich eine ganze Wagenburg aufbaut. Im Continental geht es wie in einem gut verwalteten Schlosse her, in dem sich Jeder zu Hause fühlt. Andere neu entstandene Hotels in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs sind Hotel Monopol, Terminus' Hotel, Rheinischer Hof, Hotel National, von vielen anderen, ebenso vortrefflichen Neuschöpfungen gar nicht zu reden, die gleichsam den Übergang zu den bewährten alten Hotels unter den Linden wie Hotel de Rome und Meinhardts Hotel, bilden. Der Kaiserhof, mit dem die Reihe der großen modernen Hotels Berlins vor fünfzehn Jahren eröffnet wurde, hat sich von seinem Ruhm nichts rauben lassen. Die Nähe der Wilhelmstraße und der Ministerien hat oft wie bei dem orientalischen



Kongreß, die erlauchtigste Gesellschaft in seinen Räumen versammelt. Fast in jedem Teil der Stadt sind Kopien des Kaiserhofs, wenn auch mit geringeren Mitteln und in weniger vornehmer Durchführung, entstanden. Überall, wo die Stadtbahn ihre Hauptstationen macht, haben sich auch Unternehmer gefunden, die Paläste zur Aufnahme der Fremden bauten. Wir versuchen auch nicht annähernd eine Chronik dieser Gasthäuser, sondern wollen vielmehr die verschiedenen Menschengattungen, die darin verkehren, einer flüchtigen Prüfung unterwerfen.

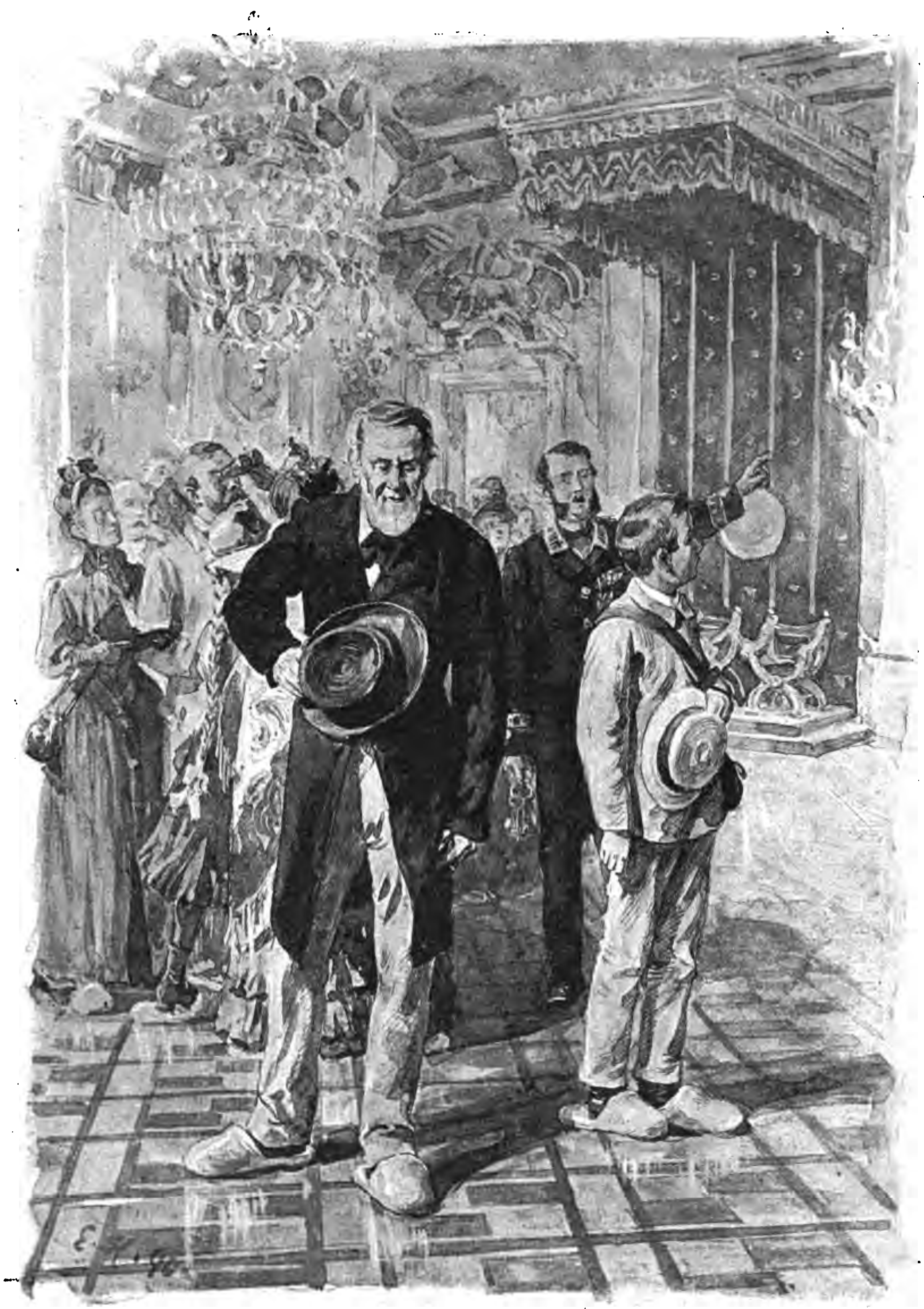


Reisen und Reisen ist nicht dasselbe. Man kann den Koffer packen, um bei der Beerdigung eines theuren Verwandten noch rechtzeitig einzutreffen, man kann in dulci jubilo eine Vergnügungsfahrt machen. Welch ein Unterschied zwischen einem Pärchen auf der Hochzeitsreise, dem der Himmel voller Geigen hängt, und dem Patienten, der hohläugig in einem Rollstuhl über den Perron gefahren wird und der nach Berlin gekommen ist, um bei einem berühmten Arzt die so lang und wohl bisher vergebens gesuchte Hilfe zu finden! Der charakteristischen Typen giebt es so viele, daß wir in den Haufen nur hineinzugreifen brauchen, um etwas Interessantes herauszuholen. Wer kennt ihn nicht, den Reiseonkel, der seine Barschaft im ledernen Beutelchen auf der Brust trägt, damit ihm nur ja nichts passiere, und der seine Breitseite an der nächsten Straßenecke aufpflanzt mit einem Gesichtsausdruck, als wollte er fragen: Was kostet Berlin? Er ist Muttern auf einige Tage entflohen und sucht von seiner Freiheit einen möglichst ausgiebigen Gebrauch zu machen. Er will um jeden Preis noch einmal jung werden, koste es, was es wolle. Am Tag starrt er das Friedrichsdenkmal, die Schauläden, die Sehenswürdigkeiten im Panoptikum an. Er durchwandelt, von höherem Bildungstriebe beseelt, die Galerien und Museen, oder gleitet, von loyalen Ehrfurchtsschauern durchbebt, auf geräuschlosen Filzsohlen durch die Prunksäle des königlichen Schlosses. Nachmittags sitzt er im Café Bauer oder bei Kranzler und sieht in jeder Schönen, die ihn mit einem Blick streift, eine Helena, abends geht er ins Wallnertheater, zu Thomas oder zu Adolf Ernst, denn er hat ein unwiderstehliches Bedürfnis, zu lachen. Fällt auf der Bühne ein Witz, so läßt

er gleich förmliche Lachsalven ertönen und wird selbst, ohne es zu wissen, zum Gegenstand des Ulks für seine Umgebung. Abends steht er etwas ratlos vor den Litfaßsäulen und bekommt Gedanken wie ein Student. Er zieht die Friedrichstraße auf und ab und wartet, ob nicht irgend etwas „los ist", ob ihn nicht ein Abenteuer beglückt. Wie oft er dabei der „Reingefallene" ist und den Ausflug nach Berlin mit einem moralischen Katzenjammer bezahlen muß, dessen unangenehme Erscheinungen durch den strafenden Blick der „Alten" noch verstärkt werden, davon möchten wir lieber schweigen, denn wir wollen dem Ehegespons in der Provinz das Herz nicht zu schwer machen.

Wie anders der Handlungsreisende, der eine frisch aufgebügelte Hose, eine auffallende Kravatte, einen karrierten Überzieher trägt und seinen Musterkoffer mit einem eleganten Schwung dem Kellner auf den Arm wirft. Er weiß alles, er kennt alles, er ist unerschöpflich in der Schilderung dessen, was er erlebt hat. Seine Redseligkeit gehört zu den erstaunlichsten Leistungen, deren der Kehlkopf und die Lunge eines Menschen überhaupt fähig sind. Wie anders wieder eine reisende Familie, die mit Kind und Kegel Unterkommen sucht und durch tausenderlei Bedürfnisse die Geduld des Dienstpersonals auf die Probe stellt. Kommt dann der jüngste Tag, die Stunde der Abrechnung, in der alle Schulden getilgt werden müssen, so sieht der Portier gerade diesen Gästen, die sich wenig auf die Gewohnheiten der Großstadt verstehen, mit enttäuschten Blicken nach. Eigentümlich ist die Einrichtung in den Hotels garnis, wo sich Fremde oft mehrere Wochen hindurch aufhalten und fast schon so wie die einzelnen Herren in den möblierten Zimmern behandelt werden. Das Auge des Portiers hat übrigens ein unmittelbares und scharfes Verständnis für den Rang, die Gewohnheiten und die Zahlungsfähigkeit jedes Einzelnen. So ein Cerberus braucht nur einen Blick auf den Koffer zu werfen, um sich daraus den ganzen Menschen zu konstruieren. Ob er von Leder oder von Segeltuch, ob er neu oder alt ist, ob er sorgsam zugeschnürrt oder mit einem Bindfaden notdürftig zusammengehalten wird, bildet für ihn eine Menge charakteristischer Unterschiede, die er alle würdigen muß, um darauf hin bei der Abreise des Gastes die entsprechende Vertiefung in seiner Handfläche kunstvoll hervorzubringen.

Die auffallendste Verschiedenheit wird unter den Fremden in Berlin durch die nationale Abstammung hervorgebracht. Um in unserem Vaterlande zu bleiben — wer würde nicht auf den ersten Blick, bei dem ersten Wort, den derben, gutmütigen Ostpreußen mit dem breiten Ei-Laut und dem komischen Ausdruck des Erstaunens von dem eleganten, redseligen, gewandten Wiener unterscheiden, dem das ganze Leben ein „G'spaß" ist. Süddeutschland ist in Berlin auf die allerverschiedenste Weise vertreten. Die stärkste Färbung haben dem norddeutschen Wesen bei uns gerade die Wiener gegeben. Sie haben unser Kaffeehausleben von Grund aus umgestaltet und jene höfliche, zuvorkommende Art der Bedienung eingeführt, die man hier vor zwanzig Jahren nicht für möglich ge-



Im Königlichen Schloß.

halten hätte. Jeder empfindet es als eine Wohlthat, wenn uns beim Betreten des Café Bauer gleich drei Kellner entgegenspringen. Der Erste nimmt uns Rock und Stock ab, der Zweite legt uns, ohne daß wir ein Wort sagen, unsere Zeitung auf den Tisch, der Dritte fragt, was wir trinken wollen: „Kaffee, Thee, Chokolade, Eis, Bier?" und bei jedem Wort das unvermeidliche „Bitte!" so schnurren ihm die Worte aus dem Munde. Und wenn wir nach Hause gehen wollen, sind dieselben dienstbaren Geister wieder zur Stelle, wir wissen gar nicht, wie wir in den Rock gekommen — alles für zehn Pfennige Trinkgeld und dazu noch eine lange Reihe von Abschiedsgrüßen: „Empfehl' mich! Hab' die Ehre! Gute Nacht! Bitte schön!" Wo blühen, wachsen und gedeihen solche Ganymede sonst, als in der feschen Kaiserstadt Wien? Auch Schuster und Schneider aus der Donaustadt haben sich in Fülle bei uns niedergelassen, und die Ritter von der Nadel und der Ahle scheinen sich sehr wohl dabei zu fühlen. Das größte Kontingent zu unseren Schauspielern und Künstlern wird, wie jedermann weiß, ebenfalls aus Wien geliefert. Schöne Jungfrauen, die nach dem Ruhme einer Lucca oder Charlotte Wolter dürsten, junge Männer, die als Carlos noch mehr als Matkowski und Kainz die Bretter zu erschüttern hoffen, kommen jährlich zu Hunderten von der Donau an die Spree. Nicht Allen blüht der Lorbeer, nicht Alle erreichen den Hafen, die mit so stolzen Hoffnungen auf das große Meer des Erfolges hinausgezogen sind, aber ihre Lebendigkeit und Frische macht sich in unserer Bevölkerung überall bemerkbar, vor allem in den oberen Sälen des Café Bauer, wo sie nachmittags bei Zeitungslektüre, Billard-, Domino- und Kartenspiel eine Art Künstlerbörse abhalten und über die bösen Kritiker schimpfen. Wer unsere Restaurants, die Bräus mit den echten Bieren aufsucht, kann die interessantesten Dialektstudien machen. Wenn an einen Tisch ein Rheinländer und ein Schlesier, ein Schwabe und ein Hannoveraner sitzen, da fühlt man so recht, daß es nicht der einzelne Stamm macht, wenn wir zu Etwas kommen. Nein, das ganze Deutschland muß es sein, von den Bergen bis zur Nord- und Ostsee, vom Pregel bis zur Mosel.

Am erstaunlichsten ist vielleicht das Wachsthum der anglo-amerikanischen Kolonie in Berlin. Die blonden Söhne Albions und die „smarten" Bewohner der Vereinigten Staaten sahen als Ziel ihrer Reisen früher stets Paris an. Die Boulevards waren ihre zweite Heimath, weil sie dort jenen Komfort zu finden glaubten, ohne den es für sie keine Annehmlichkeit des Lebens giebt. Berlin blieb links liegen, man versprach sich nicht viel von einem Aufenthalt unter den Linden. Wie anders ist das jetzt geworden! Weißt Du, lieber Leser, was ein „bar" ist? Denke Dir einen Raum, dessen Langseite durch ein ungeheures Buffet eingenommen wird. Flaschen, Gläser, Blumen, Nippes und Dekorationsgegenstände verschiedenster Art sind etagenweise aufgestellt und heben sich von einer Spiegelwand vielfarbig ab. Der Buffettisch ist ganz besetzt mit Vorrichtungen zum Ausschank von Porter und Ale, mit Sherry- und Portweinflaschen, mit



Im Bildermuseum.



einem großen hübsch geformten Kessel, in dem für die Zubereitung heißer Getränke kochendes Wasser brodelt, mit Tassen für Kaffee und Thee, Gläschen für den dazu gehörigen Cognac oder Rum, überhaupt mit Allem, was den Magen erwärmen und die Kehle erfrischen kann. Mehrere an der Wand befestigte Tafeln belehren uns, wie weit die Phantasie in der Erfindung der verschiedenartigen „drinks“ geht, das Register zählt einige dreißig oder vierzig Nummern auf. Vor dem Buffettisch ist etwa einen Fuß über der Erde eine Messingstange angebracht, auf welche die Stammgäste dieses Lokals, während sie die Erfrischung zu sich nehmen, bald den rechten, bald den linken Fuß stellen. Die meisten Besucher nehmen das Getränk, das ihnen von der Hebe an dem marmornen Schenktisch kredenzt wird, stehend ein, es fehlt ihnen entweder an Zeit oder Geduld, sich auf einen der kleinen rothgepolsterten Sessel zu setzen. Englische und amerikanische Zeitungen hängen an den Kleiderständen, die neuesten Rennberichte liegen herum. Wir sind im Reiche von John Bull und Bruder Jonathan.



Hier trifft sich die seltsamste Gesellschaft von der Welt. Der amerikanische Zeitungskorrespondent, der einige tausend Worte nach New-York telegraphiert hat und ermüdet sein Glas half-and-half trinkt, der klapperdürre Jockey, dessen Glieder auf dem zu Tode gehetzten Rennpferde in Westend und Hoppegarten tüchtig durcheinander geschüttelt worden sind, der Dandy mit dem handhohen Hemdenkragen, der Weltmann, der auf seinen Reisen englische Sitten kennen gelernt hat und sie auch in Berlin beibehalten möchte, der bookmaker, der Gewohnheitsspieler — sie Alle vereinigen sich hier unter dem Sternenbanner, das am Buffet angebracht ist. Damen werden ab und zu ebenfalls als Gäste begrüßt, aber sie geben dem Ganzen doch nicht die Farbe und den Karakter, den das Lokal durch die männlichen Besucher empfängt. Am zahlreichsten pflegen sich diese naturgemäß des Abends einzustellen, doch ist dieses american bar kein Nachtlokal wie Café Bauer, das thatsächlich niemals geschlossen wird. Bald nach ein Uhr wird der Schlüssel in der Glasthür umgedreht, die Gäste müssen austrinken, die elektrische Beleuchtung erlischt und Alles nimmt ein Ende.







Will man den schöneren Theil dieser Kolonie studieren, so muß man unsere musikalischen Institute besuchen, sowohl diejenigen, in denen die Kunst gelehrt, wie die andern, in denen sie zur Erhebung und Erholung des Publikums ausgeübt wird. In der Singakademie, wenn Joachim als Führer seines unvergleichlichen Quartetts den Bogen ansetzt, um seiner Zaubergeige die süßesten Weisen zu entlocken, in der Philharmonie, wenn Hans von Bülow durch sein geniales Dirigententalent die Werke unserer klassischen Tondichter in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt, bilden die blonden Engländerinnen und Amerikanerinnen ein stattliches Kontingent. Sie sind fast alle hübsch, vortrefflich gewachsen und geschmackvoll gekleidet. Das lang gezogene „yes!", das an eine doppelte Tour erinnert, die Worte „splendid", „wonderful", bei deren Aussprache die Konsonanten ganz vorn durch die Zähne gedrückt werden, durchschwirren die Luft. Es sind reizende Mädchenblumen darunter, in denen der Enthusiasmus für alles Schöne und Gute „unvermischt mit minder würdigen Geschichten", wie Hamlet sagen würde, wohnt. Mit leuchtenden Augen, ganz versunken in die Welt von Schönheit, die sie mit dem Ohr aufnehmen, sitzen sie da, in der Hoffnung, es dereinst ebenso gut machen zu können wie der Meister, den tausend Hände mit Beifallsspenden begrüßen. Der hohe Rang, den unsere Konservatorien einnehmen, zieht jährlich Hunderte von lernbegierigen Amerikanerinnen über den Ozean. Bei Kullak, bei Scharwenka, bei Radecke und wie sie alle heißen mögen, die Meister der Töne und Tasten, sitzen sie vor dem Bechstein, um die Schwierigkeiten des Fingersatzes, namentlich die Widerspenstigkeit des „vierten" zu überwinden. Ob es ihnen Allen gelingen wird? Möchten Apoll und alle Musen sie in ihren gnädigen Schutz nehmen und ihnen den Lorbeer nicht vorenthalten! Sollte das aber unmöglich sein, so finden sie hoffentlich alle früher oder später einen tüchtigen Mann und das volle Behagen am häuslichen Heerd.

Trotz des scharfen nationalen Gegensatzes, der sich zwischen Franzosen und Deutschen herausgebildet hat, ist der französischen Kolonie in Berlin zu allen Zeiten ein hohes Ansehen beschieden gewesen. Unvergeßlich ist die That des großen Kurfürsten geblieben, der nach der Aufhebung des Edikts von Nantes den wegen ihres Glaubens aus der Heimat vertriebenen Franzosen in unserer Stadt eine gastliche Heimstätte bot. Das zweihundertjährige Jubiläum dieser Einwanderung gewährte einen Überblick über die Kolonie und ihre Mitglieder, die zum Teil den höchsten Ständen und der vornehmen Geistesaristokratie angehören. Giebt es doch Kulturhistoriker, die in diesen französischen Elementen die Quelle des Berliner Witzes entdecken wollen. Wohl mit großem Unrecht, denn die pointierte Redeweise der Berliner, ihre scheinbare Verstandeskälte, die sich immer herzlos stellt, weil sie vor dem Sentimentalwerden Angst hat, ist



etwas ganz anderes, als das temperamentvolle, espritreiche Wesen eines Theodor Fontane, in dem der litterarische Geist dieser französischen Kolonie einen Höhepunkt erreicht und herrliche Früchte gezeitigt hat. Der ältere und feiner durchgebildete Geschmack, wie er jenseits der Vogesen zu Hause ist, hat dem deutschen Wesen oft Ziel und Richtung gewiesen, nicht immer zu unserem Vorteil, doch stets so, daß wir manche gute Lehren daraus ziehen können, wenn wir unserer nationalen Eigenart bewußt bleiben. Französische Sprachlehrer, französische Gouvernanten haben sich in unseren Häusern, bei unseren Kindern wohlthuend bewährt. Wir trinken nicht nur die französischen Weine gern, sondern bevorzugen — leider nur zu sehr! — auch die französischen Bücher, die Erzeugnisse der französischen Industrie. In den großen Hotels unter den Linden waltet überall ein französischer Koch seines Amtes und übt die Kunst Brillat-Savarins, und auf der Bühne ist die Herrschaft der Pariser Dramatiker, trotz ihrer immer schwächer werdenden Produktion, noch immer nicht gebrochen.

Kurz entschlossen machen wir einen gewaltigen Sprung zu unseren Alliirten jenseits der Alpen, zu den Italienern. „La lingua toscana in bocca romana!“ Wie süß und einschmeichelnd klingt doch der Laut von sangesfrohen Lippen schöner Frauen, wie aus dem Munde kluger und beredter Männer! Das perlt und schäumt, das quillt und jubelt, als wollte sich Seele an Seele drängen und Kunde geben von dem Heimathlande der Schönheit. Die italienische Kolonie ist reich an interessanten Menschen und umfaßt alle Stände, von den zerlumpten Straßenexistenzen bis zu den obern Zehntausend. Den Drehorgelspielern zeigt sich allerdings die Großstadt grausam, denn sie erlaubt ihnen nur, ihre Kunst in geschlossenen Räumen oder auf Höfen zu üben. Aber wie oft werden sie auch hier durch die Aufschrift „Musizieren, Betteln, Hausieren streng verboten“ zurückgeschreckt!

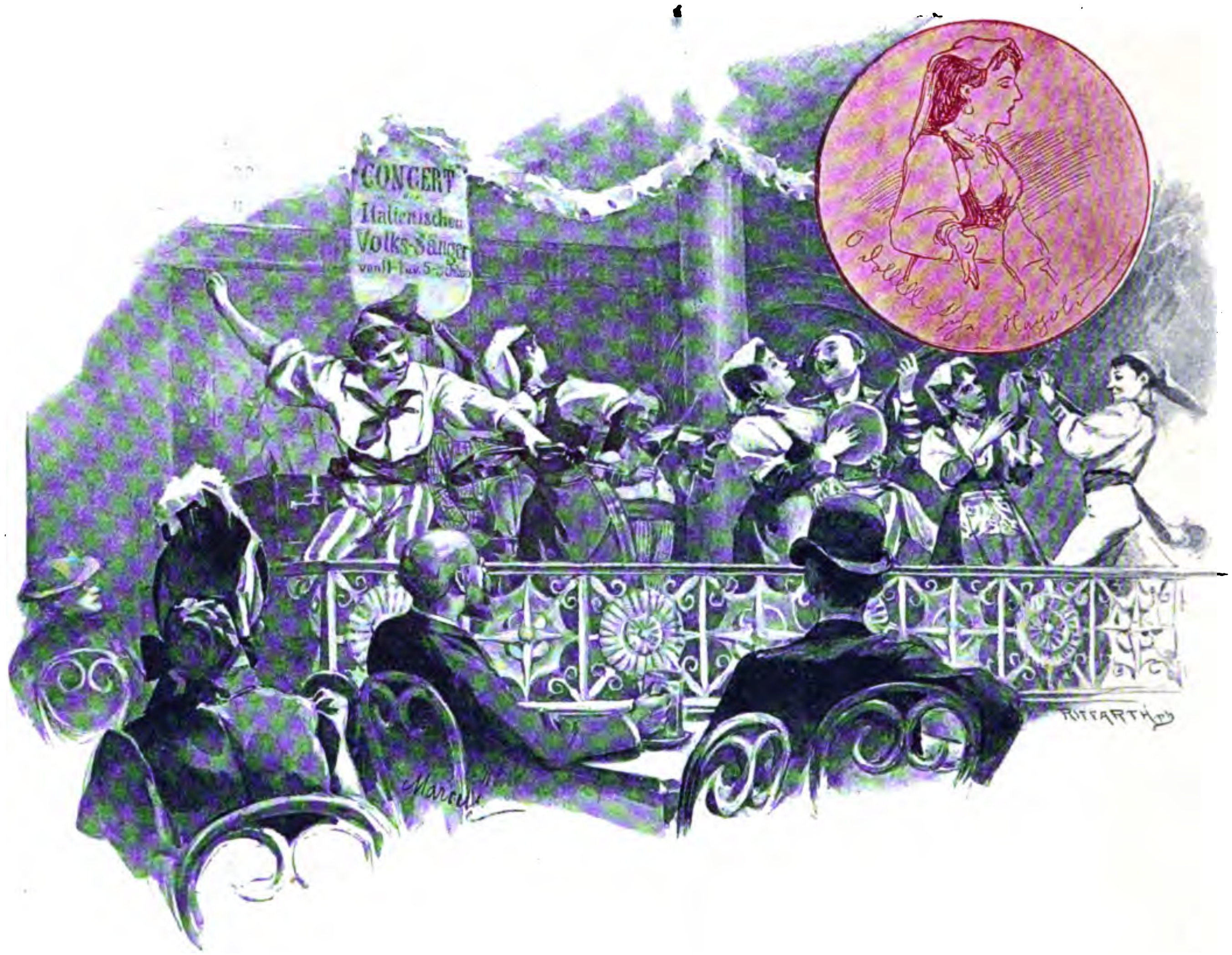


Besser sind die Gypsfigurenhändler daran, denn Niemand hindert sie, in ihren weiß bestaubten abgetragenen Kleidern

durch die Straßen Berlins zu wandern und Büsten des Kaisers und der Kaiserin, berühmter Dichter und Gelehrten, oder humoristische Gruppenbilder herumzutragen. Zu ihnen gesellen sich die kleinen Jungen, die abends in den Restaurants Mandeln, Bonbons, Marronen und ähnliche Leckereien feil bieten. Sie haben ihre Heimat im Norden der Stadt, in der Pappelallee, von wo sie ihre Ausflüge nach den Hauptstraßen Berlins in den späteren Nachmittags- und Abendstunden antreten. Selbstverständlich sprechen und verstehen sie deutsch, aber sie sind doch glücklich, wenn sie jemand bei der Betrachtung ihrer Ware „Quanto costa?“ fragt und sich in ein italienisches Gespräch mit ihnen einläßt. Da blitzen ihre Augen feurig auf und die Freude strahlt ihnen über das ganze Antlitz.



Zu den ständigen Gästen unseres hauptstädtischen Lebens gehören die italienischen Volkssänger im Passage-Panoptikum. Es war ein glücklicher Gedanke der Direktion dieses Etablissements, die fröhliche Gesellschaft für Berlin zu gewinnen und damit ihren Gästen eine ganz eigenartige Überraschung zu bieten. In Italien giebt es unzählige solcher wandernden kleinen Truppen, die mit Fiedel, Guitarre, Tambourin und der „Lieder süßem Mund“ von Stadt zu Stadt ziehen, bald echte Volkslieder, bald Arien aus Opern und Operetten trällern, sich wohl auch zu einer kleinen dramatischen Handlung oder einer kecken Improvisation aufschwingen. Genügsam und kreuzfidel sind sie so recht der Ausdruck des sorglosen fröhlichen Charakters, der jenseits der Alpen besser gedeiht, als bei uns im Norden. Dasselbe Blut fließt auch in den Adern der italienischen



Musikanten im Panoptikum, wo in den späteren Nachmittagsstunden ein aufmerksames und beifallslustiges Auditorium sich an ihren Vorträgen erfreut. Ihre bunte, malerische Tracht, ihre flotten Bewegungen, das Frische und Temperamentvolle ihrer Leistungen verdienen auch vollkommen die Anerkennung, welche sie finden. Fast scheint es, als ob dieses halbe Dutzend Männer und Frauen, ob schön, ob häßlich, ob jung oder alt, sich bei diesem Springen und Singen noch besser unterhielten, als ihr Publikum. Sie erschrecken niemals ihren Impresario durch Absagen und Krankheitsatteste, wie ihre berühmteren Kollegen vom Opernhause; sie sind immer bereit, ihre Kunst zu zeigen und freuen sich, ihrer Dankbarkeit für jede Anerkennung durch irgend eine Zugabe Ausdruck zu geben. Zwar ist ihr Repertoire nicht allzu reich, aber es genügt doch, dem Zuhörer mit „Santa Lucia!“, „Funiculi, Funicula!“ und ähnlichen Liedern, zuweilen auch aus den landläufigen Operetten, ein paar Stunden lang angenehm die Zeit zu vertreiben.

Es ist auch dafür gesorgt, daß unsere italienischen Gäste nach des Tages Last und Mühen sich zu behaglichem Gespräch und erquickendem Trunk in Räumen zusammenfinden können, in denen sie alles an ihre Heimat erinnert. In der „Osteria", die Signor Raffo unter den Linden führt, sind die Wände mit Abbildungen der schönsten italienischen Landschaften, mit Portraits und Büsten des „Re Umberto" und seiner hoheitsvollen Gemahlin geschmückt, während uns im Hofe, dem sogenannten italienischen Garten, das ernste und nachdenkliche Gesicht des Verfassers der „Göttlichen Komödie" oder des Re Umberto entgegenblickt. Zu dieser Umgebung passen auch die Speisen und Getränke, die verabfolgt werden. Polenta, Risotto und Maccaroni tragen hier ein klassisches Gepräge. Dasselbe gilt auch von den Weinen, dem süffigen Chianti, dem feurigen Falerner, dem süßen Amarena di Siracusa und wie die schmackhaften Tropfen alle heißen, welche von den gesegneten Fluren Italiens hervorgebracht werden. Noch bevor sich die Zunge erlabt, wird das Auge angenehm berührt durch die zierlichen, mit Strohgeflecht umsponnenen Fläschchen, in denen uns der Rotwein vorgesetzt wird. Und dazu die Musik der italienischen Sprache, die bald hier, bald dort ertönt, immer fröhlich, leicht und anmutig. Fürwahr, man braucht die Stunden nicht zu bereuen, die man in solcher Umgebung zugebracht hat. Herrn Raffo, dem das Verdienst gebührt, die Weine seiner Heimat in erfolgreicher Weise in Deutschland eingebürgert zu haben, ist neuerdings in seinem Wandnachbar ein Konkurrent auf die Nase gesetzt worden. Ein früherer Angestellter seines Geschäfts, Trabucchi, hat den Laden nebenan ebenfalls in eine Weinstube verwandelt, und seinen Landsleuten einen behaglichen Aufenthalt zu bieten verstanden. Beide Wirte befehden sich grimmig, was ihr gutes Recht ist, nur in einem Punkte sind sie einig, in dem Stolz auf ihre Herkunft, und wer möchte ihnen das verdenken? Auch wir rufen aus vollem Herzen: Evviva Italia!



Raffo.



Paul Lindau hat das Wort „Der Zug nach dem Westen" für unsere Litteratur populär gemacht und damit eine höchst bemerkenswerte Verschiebung unserer Bevölkerung charakterisiert. In seinem Roman hat der Dichter diese interessante Bewegung nur innerhalb der Stadt als eine Art Sehnsucht geschildert, die der einfache, in der Frankfurter- oder Köpenickerstraße wohnende Mann empfindet, entweder für sich oder für seine Nachkommen die Stellung eines Millionärs in der



Tiergartenstraße zu erreichen. Der Zuzug aus dem Osten hat aber auch noch eine andere Bedeutung, wenn man an die Elemente denkt, die jährlich aus den östlichen Provinzen nach Berlin kommen und deren „fragwürdige Gestalt“ jedem aufmerksameren Beobachter unserer Stadt Stoff zum Nachdenken giebt. Der Kleiderhändler an den Kreuzungen der Friedrichstraße, der unsere Aufmerksamkeit durch einen tiefen Gruß erregt und lüstern nach „alten Sachen“ umblickt, ist eine typische Erscheinung. Er sammelt und spart, und wenn er mit der deutschen Sprache auch noch auf dem Kriegsfuße steht, sorgt er doch nach Möglichkeit dafür, daß sein Sohn eine gute Schulbildung erhält und in der besseren Gesellschaft eine Rolle spielt. Vielleicht erfüllen die Söhne dieser Söhne bereits alle Hoffnungen, die der Stammvater auf den Zug nach dem Westen gesetzt hat, und sind glückliche Villenbesitzer, die man bei ersten Theatervorstellungen in der Fremdenloge erblicken kann. Aus Polen und Rußland strömen alljährlich auch noch andere Elemente zu uns: die Cigarrettenfabrikanten, die Theehändler, die Verkäufer von Tulawaaren, die sich damit eine Spezialität gebildet und eigene Geschäfte in unseren Hauptstraßen begründet haben. Auch der russische Student gehört hierher, den der Druck des Czarenregiments und das Ungenügende der dort vorhandenen Lehrmittel unserer alma mater in die Arme getrieben haben. Die Hochschulen in Petersburg und Moskau bilden für sie in der That einen wenig beneidenswerten Aufenthalt, sie gewähren ihnen kein Versammlungsrecht, nichts von der zwanglosen Geselligkeit, in der sich bei uns die Individualität des Einzelnen zu frohem Gedeihen entwickeln kann. Da mag man sich denken, wie die jungen Leute aufleben, wenn sie die frische warme Luft unseres Universitätslebens atmen, wo man in dem Bedürfnis, jung zu sein und für alles Gute und Schöne zu schwärmen, nicht gleich den Keim zum Bösen erblickt. Den Kopf mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet, das Herz geschwellt von idealen Empfindungen, die einen Wall bilden werden gegen die Enttäuschungen und Kämpfe des Lebens, kehren sie, gehoben und gestärkt durch den freien Geist der Wissenschaft, in ihre Heimat zurück.

Noch weiter nach Osten schweift unser Blick, wenn wir an das Reich der Mitte denken, deren Gesandtschaft sich in der Minister von der Heydt'schen Villa niedergelassen hat und etwaige Mußestunden dazu benutzen kann, den gerade gegenüber wohnenden Verfasser des „Zugs nach dem Westen“ in seiner prächtigen Wohnung, dem Ideal eines



Chinese in der Markthalle.



Schriftsteller=heims, bei der Arbeit zu beob=achten. Die Chinesen, deren Abgeschlossen=heit gegen jede fremde Kultur sprichwörtlich geworden ist, kann man — von den Ge=sandtschaften und den Atta=chés bis zu den Aufwärtern und Dienern herab — mit ihren Zöpfen, schräg geschlitz=ten Augen und all den Seltsamkeiten ihrer Nationaltracht ruhig durch unsere Straßen wandern sehen. Ihre Erscheinung ist so selbstverständlich geworden, daß selbst der neugierigste und vordringlichste Schusterjunge sich nicht mehr über sie wundert. Chinas Kunstgewerbe hat ja im Laufe der Jahre eine erstaunliche Popularität erreicht. Wir haben einen echten chinesischen Laden von Taen=Arr=Hee in der Leipzigerstraße, der vollgespeichert ist mit den wohlfeilsten und kostbarsten Erzeugnissen jener Industrie. Fächer Tassen, Bronzen, Tücher, Teller, Vasen, Tamtams, Spielzeuge aller Art und nicht zuletzt der Anblick der Eingeborenen, die uns als Ver=käufer bedienen, versetzen uns in eine ganz andere Welt. Man glaubt den Jantsekiang statt der Spree rauschen zu hören.



Vertreten die Chinesen das konservative Ele=ment, das streng an den Sitten und Gewohnheiten der Väter festhält, so ist der Japaner ganz vom Geist des Fortschritts erfüllt, lernbegierig und neuerungs=süchtig wie ein Franzose. Ein japanischer Student unterscheidet sich von seinen Kommilitonen nur durch

den Gesichtsausdruck, im übrigen empfindet er das Bedürfnis, unsere Lebensgewohnheiten zu teilen. Man kann ihn abends bei einem Maßkrug echten Hofbräubieres erblicken, wie er diesen zu einem kräftigen Zuge an die Lippen führt und dabei entweder eine echte Frankfurter in Mostrich stippt oder einen bayrischen Rettig mit vollen Backen verputzt. Und da bezweifle noch Einer, daß Berlin eine internationale Stadt geworden ist!

Wir könnten unser Register noch sehr lange fortsetzen, aber nicht darauf kommt es an, Alles zu sagen, denn darin liegt nach der Meinung eines geistreichen Franzosen bekanntlich die Gefahr der Langeweile, sondern nur auf einige der hervortretendsten Erscheinungen dieser Art hinzuweisen. Wir könnten die Holländer in der sogenannten



„Cylinderdistille", dem zierlichen Laden, welchen die Amsterdamer Firma Erwin Lucas Bols in der Friedrichstraße als Probierstube für ihre ausgezeichneten Liqueure eröffnet hat, aufsuchen. Aber das würde leicht ins Unendliche, und uns weit von unserem Thema abführen. Wenigstens mit einem Worte müssen wir indessen noch der Völkerausstellungen gedenken, die im Zoologischen Garten, im Hippodrom, im Castan'schen Panoptikum und an anderen Orten unserem Publikum den Blick ins Weite erschlossen haben. Namentlich seitdem unsere Kolonialpolitik an Ausdehnung gewonnen hat, ist das Interesse an den farbigen Völkerstämmen, den Naturvölkern fremder Gegenden, immer größer und nachhaltiger geworden. Von den Eskimos bis zu den Australnegern, von den Samojeden bis zu den Feuerländern, von den Singhalesen bis zu den Indianern in Dr. Carvers' „Wild Amerika" und Buffalo Bill's „Wild West" haben wir sie im Laufe der Zeit alle kennen gelernt, besonders hat Afrika mit seinen Kamerunern herhalten müssen, auf die wir ja für die

Zukunft unsere Hoffnung setzen. Wer zählt die Völker, nennt die Namen aller derjenigen, die nach Berlin pilgerten und einen unauslöschlichen Eindruck von der Größe und Schönheit unserer Stadt mit nach Hause nahmen! Wir aber dürfen uns freuen und mit verdoppeltem Eifer vorwärts schreiten, wenn wir daran denken, daß das ehemalige Fischerdorf jetzt sogar bei den Rothäuten, den Bewohnern des stillen Ozeans, der Tropen und der Nordpolargegenden Vorstellungen von ungeahnter Größe, Macht und Bedeutung erweckt.

Eugen Zabel



Berlin nach der Windrose.

Geheimnisvolle Linien spinnen sich durch das Straßengewirre der Weltstadt. Prosaisch und mystisch, ein grobes Mittel für den Tag und ein Zauberfaden für den Wissenden, — je nach der Art, wie man sie anschaut. Ich meine nicht die Telegraphen- und Telephondrähte, die ihre schwärzlichen Notenzeilen von Haus zu Haus, von jeder Dächerinsel über jedes Pflasterthal hinwegschreiben, auf denen zur Nachtzeit der Wind wie auf einer gigantischen Guitarre spielt, in deren goldrotem Reflex die Nachmittagssonne sich verdoppelt und deren düstere Runen an Regentagen den grauen Rauchhimmel noch grauer färben. Die Linien, die ich meine, sind unsichtbar, körperlos wie die Abstraktionen der Mathematik und die geistigen Bande der gläubigen Spiritisten. Erst auf dem Papier, im grellen Farbenbilde des kolorierten Stadtplanes, erscheinen sie als blaue Adern, die Straße um Straße schneiden, kleine chinesische Mauern, die plötzlich mitten im wogenden Meer des lärmenden Verkehrs auffsteigen, von den meisten unbeachtet und ganz genau bekannt nur dem lebendigen Vertreter jener sprechenden Drähte dort oben: dem Briefträger. Die **Grenzen der Berliner Postbezirke** meine ich, die Berlin je nach der Himmelsrichtung in neun Welten zertheilen, neun Stadtteile, von denen jeder seine landschaftliche, seine wirtschaftliche, fast möchte man sagen selbst seine sprachliche und ethnographische Eigenart besitzt. Der Geschichtsforscher mag untersuchen, wie diese Teile sich in langsamem Werdeprozeß aneinandergefügt, wie sie ihr Antlitz verändert haben im Laufe der Zeiten. Ich möchte hier etwas von ihrer Besonderheit fassen, wie sie sich im hellen Lichte des modernen Tages zeigt, — heute, wo der Name „Weltstadt" glücklich erobert ist, wo die Gegensätze sich gefestigt haben zwischen dem goldenen Westen, dem essendampfenden Norden, der Stadt des Rechts N.W. und der Holz- und Schifferstadt S.O., der Gebirgsstadt S.W., und den Gartenstädten N.O. und O.; dem Süden, wo über Gläserklirren und Patronenknallen der Kiefernduft der Hasenhaide webt und dem Centrum mit den lichten Säulenhallen seiner Museen, dem düsteren Schloßwürfel und dem roten Sphinxhaupt des Rathausturmes, — Gegensätze, in denen Neues und Altes sich seltsam mischen zu dem großen, ergreifenden Farbenbilde: **Berlin zu Ende seines größten, seines entscheidenden Jahrhunderts.**



Panke und Dankeskirche.

Berlin N. . . . . . auf wieviel Freimarken das alltäglich in schwarzen Lettern aufgestempelt wird . . . . . und wie wenig denkt sich der Empfänger oder die schöne Empfängerin in der Provinz bei dem großen lateinischen Buchstaben, der die Stadt innerhalb der Stadt nennt, die Nordstadt, die größte der neun Städte, die sich heute um den Ruhm streiten, den echten „Bären" zu umschließen! Der Umriß von Berlin N. hat eine grobe Ähnlichkeit mit Nordamerika. Die Südspitze schneidet in die Altstadt ein und grenzt sich bei der Spree ab, das andere Ende verbreitert sich fächergleich ins Unermessene hinaus. Vier Kolossalstraßen ziehen sich wie die Nähte dieses Fächers durch das Ganze. Das Viertel hat einen eigenen Stromlauf, die Panke, ein geheimnisvolles Gewässer, das meines Wissens höchstens seines Gleichen findet in den Strömen der Adelsberger Grotte, bald offen, bald versteckt, bald als versandete Ader mit grünen Buschufern, bald ein schwarzer Schlund, der zwischen schmutzigen Hofwänden in ewiger Finsternis dahinödet und einen Duft aushaucht, der selbst dem entschlossensten Selbstmörder Bedenken einflößen könnte. An der Zionskirche hebt sich der Boden zum spärlichen Ansatz eines Äquivalents zu der Kreuzberghöhe im Südwesten, aber es ist ein schwacher Versuch, den jeder mutige Pferdebahnrenner im Sturmschritt nimmt. Fast genau die Mitte bildet eine der schönsten Oasen der Stadt, der Humboldthain. Dafür verliert sich aber auch der äußere Rand ärger als bei einem der anderen Bezirke in häuserloser und menschenöder Wüste. Nirgendwo studiert sich der Uebergang von Stadt und Land so gut wie da draußen, fast genau am Nordpol der Stadt, jenseits des Gesundbrunnens. Wer aus Fausts Zaubermantel jählings dort niedersänke, wüßte schwerlich: sind es Anfänge einer modernen Menschenschöpfung, was er da sieht, oder ist es ein Trümmerfeld, ein kleines Palmyra, wo die Einöde, der Staub, die Vegetation der Steppe langsam das Terrain zurückerobern, auf dem eine Kulturepoche bankerott gemacht hat. Da stehen die alten Pappeln der ehemaligen Landstraße, aber der Zitterschatten ihres Silberhaares tanzt über hartes, blaugraues Pflaster. Straßen sind da, Häuser nicht. In der Ferne wachsen ein paar herauf, große, entsetzlich nüchterne Mietskasernen der schmucklosesten Art, fahl wie nackte Kalkberge, mit hundert glanzlosen



Fensteraugen, Ungetüme, gegen die gehalten das prosaischste Stück der alten Feldlandschaft, der plumpe Holzkasten einer Windmühle, künstlerisches Ideal wird. Aber selbst sie sind noch ein Stück zurück, erst Kulisse, noch nicht Szene. Vorausgeeilt als weltverlorener Pionier ist vorläufig nur die Straße selbst, mathematisch abgezirkelt wie auf einer Landkarte. An einem wurmstichigen Pflock hängt ein angerostetes Metallschild: Exerzierstraße, — drüben ist die Seestraße. Und diese Exerzierstraße führt geradenwegs hinein ins Feld, die Ackergrillen huschen auf die Pflasterblöcke, die Lerchen jubeln, rings vollkommene Grabesstille. Am erhöhten Straßendamm eine Hecke dick bestaubten Gestrüpps, Teufelszwirn, der hier schon wuchs, als es nur einen Rainpfad gab. In einiger Entfernung tritt eine hochgelbe Sanddüne grell vor den Horizont. Hier ist Berlin auch theoretisch zu Ende. Praktisch beginnt es eigentlich erst weit dort zurück, — dort, wo der Himmel so grau ist. Es ist der Himmel des Berliner Nordens, des Fabriknordens, am Tage eine Rauch= und nachts eine rotbraune Feuerwolke, bloß, daß diese Wolkensäulen hier kein Volk ins gelobte Land geleiten: wer hinter diesen Himmelszeichen geht, der dreht sich ewig am gleichen Fleck, mit Tausenden zugleich eingekeilt in das Räderwerk der Maschine, gepreßt, umhergewirbelt, zerfleischt . . . . je nachdem. In der Nacht ist es auch hier draußen am Kreuzwege ohne Häuser und Laternen trotz der fernen Nordlichtröte der Weltstadt schauerlich genug. Wer sich vom Pflaster verirrt, läuft Gefahr, in die unheimliche Schuttmoräne zu geraten, die in Gestalt eines riesigen „Müll=Rings" den ganzen gletscherkalten Leib der Bärin auf der Grenze von Häusermeer und Kornstand umgürtet: Hügel von zerbrochenem Porzellangeschirr, verrosteten Kesseln, altem Schuhwerk, defekten Weißbierkruken, — alles, was Berlin nicht mehr brauchen kann, das ganze Strandgut des Straßenozeans, dazwischen hin und wieder auch einmal gelagert eine unheimliche lebendige Gestalt, in Lumpen gehüllt, auch sie



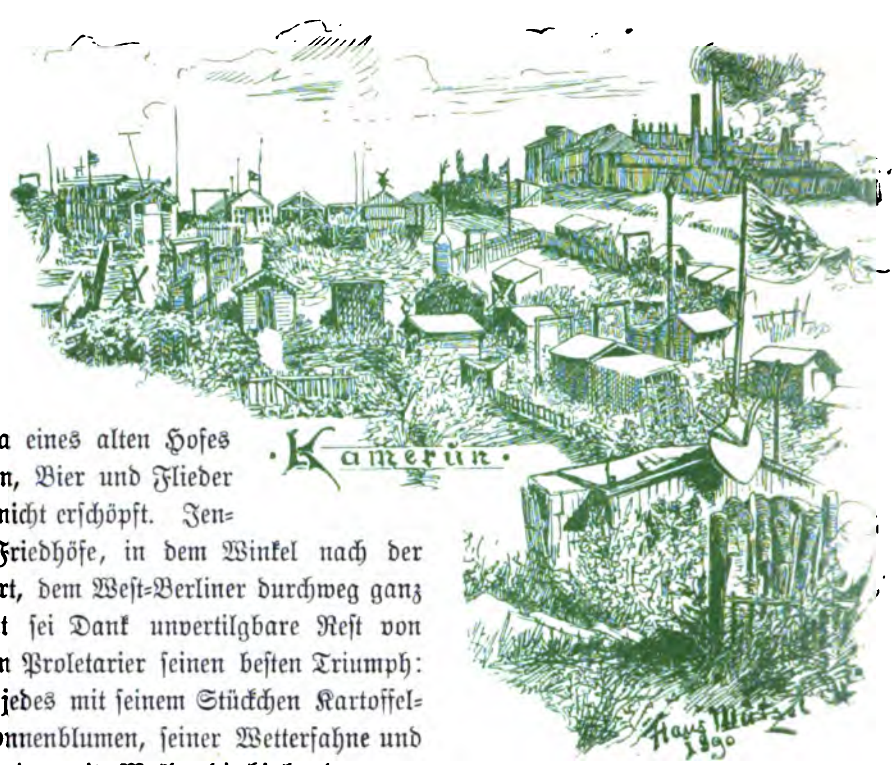
Strandgut, wie die Scherben und das alte Eisen. Berlin N. ist, wenn man von diesem Nordpol aus sich in das Häusernetz hineinwagt, im ganzen kein sanitärisch oder ästhetisch befriedigender Stadtteil, weder dem äußeren Anblick noch der Bevölkerung nach. In der äußersten Verlängerung der Zentralader, der Brunnenstraße, erscheint, wenn man vom Gesundbrunnen her auf dem Verdeck der Pferdebahn der City zurollt, ein großer, kahler Fabrikschlot. Das ist ein Symbol. Keine Kirche, keine Palastkuppel, nicht einmal ein Fleck Laubgrün, — das Prosaischste, ein Schornstein! Nur an einer kleinen Stelle drängen sich die architektonischen Sehenswürdigkeiten: in dem schmalen Vorsprung gegen die Spree hin; sonst ist die nüchterne Straßenfront Allherrscherin. Allerdings, was für Straßen — die Müller- und Chausseestraße, die Brunnenstraße, die Schönhauser, die Prenzlauer! Sie schneiden wie Schachte durch alle Schichten der Berliner Welt: durch den ländlichen Ring mit seinen niedrigen weißen Häuschen, seinen bienenumsummten Gärtnereien, seinen zypressendunkeln Begräbnisplätzen, zwischen denen die Straße eigentlich noch weiße Staub-Allee mit grünem Baumdach ist, — dann durch das neue Prachtviertel der eleganten, buntfarbigen Balkonhäuser, mit vergoldeten Balkongittern und weiß-roten Jalousien darüber, — endlich näher dem Centrum durch die eigentliche Kernmasse der Stadt mit ihren grüngrauen, vielfenstrigen, aber gänzlich schmucklosen Geschäftskasernen älteren Schlages, aus deren Einfahrten der Moderdunst der eingezwängten Höfe quillt und in deren Reich die Jahreszeiten der Natur aufhören, höchstens die „Saison" noch gilt. Zwischen diesen Riesenstraßen kann höchstens ein massiver Klotz, wie der Stettiner Bahnhof, oder irgend eine stadtartig ausgebreitete Fabrik eine gewisse landschaftliche Rolle spielen. Die zwei kleinen Kirchen, die sich ins Gedränge wagen, gehen hoffnungslos unter. Die eine, die Dankeskirche auf dem Wedding, ragt inmitten gewaltigster Straßenportale wie eine gebrechliche Laubsägearbeit auf, sie spielt eigentlich nur den entsprechend großen Meilenzeiger, der den Kreuzweg



Stettiner Bahnhof.

trennt, — die andere, die Zionskirche, niedlich bunt wie ein süßes Konditorkunststück, hat zwar den höchsten Punkt des Viertels erobert, aber sie liegt dennoch wie in einem Kessel, denn die umgebende Häusermauer ist selbst wieder höher als der Berg. Am seltsamsten aber, ein verschlagener Fremdling in dieser Welt der Räder, wie die gelbroten erratischen Blöcke seines schönen Denkmals, dehnt sich in Mitten des Ganzen das lichtgrüne Idyll des Humboldthains. Der Humboldthain ist eine wunderliche Schöpfung. Er ist kein eigentliches Heiligtum der Wissenschaft wie der feierliche, ehrwürdige botanische Garten des fernen Westens, kein Sportpark wie der von vornehmen Reitern durchsauste Tiergarten, und auch kein rechter Volksgarten wie der gemütliche, dem Großvater, der blassen Proletarierfrau und den tausend Kindern der armen Viertel wie ein Stück Wohnung, wie eine Art erweiterten Korridors ohne Mietszuschlag angehörende Friedrichshain. Zu vielen Stunden ist er vollkommen leer, die Pflanzen herrschen dann allein. Für sie geschieht alles, die blütenbunten Büsche, die weiten, köstlichen Wiesenflächen strahlen in ewigem Feierkleid, stolz leuchten die Runen der exakten Wissenschaft von den Namenschildchen. Aber der Mittag kommt, und nun schrillen die Signale der Fabriken, aus den dumpfen Arbeitsräumen kommt der menschliche Berliner Norden, Arbeiter mit hohlen Gesichtern, die hier auf den Bänken ihr Mittagbrod verzehren, schmutzige Fabrikmädchen, dazwischen müde heimtrottende Schulkinder. Der Kontrast wirkt bitter. Nun rollt auch noch ein Ringbahnzug im tiefen Schacht vorbei und wirft seinen Rauch in die weißen Dufttrauben der goldgrünen Akazien: man fühlt etwas Ohnmächtiges in dieser so gut gemeinten Oase, deren Sauerstoffküsse hundert ringsum aufgepflanzte russige Schlotschnauzen mit der ganzen Brutalität unseres großstädtischen Daseinskampfes entweihen.

Gegen Berlin N. gehalten ist NO. ein wahres Paradies. Nicht daß es sich irgendwie mit der Eleganz des Westens messen könnte. Aber reichlich zu zwei Dritteln ist es die offizielle Stadt der Berliner Philistergemütlichkeit im guten Sinne des Wortes. Die innerste Ecke, wie sie sich in seltsamen Winkelgassen um die Neue Königs- und Landsbergerstraße drängt, ist häßlich, verräuchert, schon der Name der „Weberstraße" zeigt, daß auch hier eine Arbeitergegend ist. Aber bereits die zarte Silhouette der Bartholomäuskirche ragt frei ins Blau, und mit der Friedensstraße hebt in der That ein Reich des Friedens an: Naturfrieden mit grünen Bäumen, etwas weiter draußen sogar mit Kartoffeläckern und Kornfeldern, Weißbier- und sonstiger Bierfrieden, dem Tempel an Tempel ragt, von den ganz kleinen Holzbuden bis zur trotzigen rotgelben Hochburg der Patzenhofer Weltbrauerei, schließlich allerdings mit der schwermütigen Poesie des kleinen, sich mückenhaft schnell abwickelnden Menschendaseins auch der Frieden der epheuumrankten, blumenbunten Kirchhöfe, zu denen das goldbraune Krankenhaus in Mitten des Lindenduftes und Fliederathems des Friedrichshaines eine melancholische Vorstation bildet. Flieder ist das eigentliche Zauberwort von NO. Schon die Kirche am Hain hat eine Farbe wie zartes Violett, ganz nahe dabei liegt die „Fliederstraße". Und wenn im Frühling der wirkliche spanische Flieder aus hundert Büschen des Haines

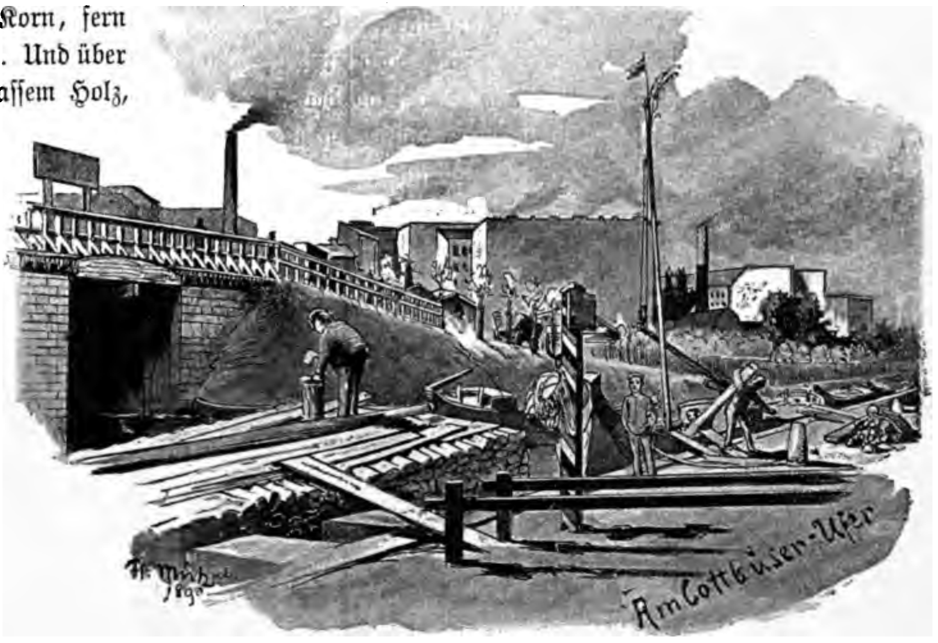


seine rotblauen Blüten reckt, dann wallt eine Duftgarbe über den Geschäftsteil des Viertels, dem kein Miasma eines alten Hofes Stand hält. Aber mit Hain, Bier und Flieder ist die Poesie von NO. noch nicht erschöpft. Jenseits des Hains und der Friedhöfe, in dem Winkel nach der Frankfurter Straße zu, feiert, dem West-Berliner durchweg ganz unbekannt, der letzte, Gott sei Dank unvertilgbare Rest von Natursinn im großstädtischen Proletarier seinen besten Triumph: unzählige Bretterhäuschen, jedes mit seinem Stückchen Kartoffelacker, seinem Kranz von Sonnenblumen, seiner Wetterfahne und seinem Gartentisch, bevölkern eine weite Mulde, die bisher dem verheerenden Bacillus der Bauspekulation noch glücklich entronnen ist. Hier verbringt der kleine Mann seine Sonntage, oft reichlich so fidel in seinem Liliputaner-Eden wie der Krösus der andern Welt in seiner Westender Prunkvilla. Hinter „Kamerun", wie das drollige Idyll heißt, öffnet sich dann scheinbar ins Unermeßne das Garbenmeer. Scheinbar nur, denn wenn ein kleiner Hügel bestiegen ist, so sieht man, wie gleichzeitig mit der Flut von innen auch von außen die Häuserwelle sich heranwälzt; am Horizont wächst ein Vorort an den andern, bis ein Ring da ist, der sich dann mit Riesenschnelle verengt. Schon lugt da, dort, drüben ein Haus auf, bei Weißensee ist es bereits ein Ort, nicht lange, so kommen die Dächer, die steilen Wände mit den großen Augen wie gierige Heuschrecken heran und fressen den letzten Kornhalm und damit in nicht zu ferner Zeit allerdings ein reichliches Stück Gesundheit von NO.

Berlin NO und Berlin O. gehören eng zusammen. Auch O. ist seinem größeren Teile nach eine helle, eine freundliche Stadt. Flossen an der Grenze des Friedrichshains Stadt und Feld ineinander, so berühren sich auf der ganzen Riesenlinie der Großen Frankfurter Straße und Allee recht eigentlich Stadt und Dorf. Neben dem Prunkmagazin mit Spiegelscheiben, das nur eine einzige enge Branche vertritt, das Allerweltslädchen, dessen tausendgestaltiger Kram aus der schmalen Thür aufdringlich und wegversperrend vorquillt; neben der dumpf kollernden Pferdebahn, dem Faschingsrock der Plakatsäule mit den roten Zetteln sozialistischer Arbeiterversammlungen und der Pickelhaube des Gensdarmen, die alle drei so ganz „Großstadt" sind, die bunte Dorfkomödie des Jahrmarkts, heute gelbe Holzwaaren und Körbe, denen auf dem nahen Landsberger Platz eine zackige Flut von Töpfen in allen Abstufungen des Braun entspricht, morgen Lebkuchen und ein Wald grüner Weihnachtstannen, die in diesem Kiefernlande fast den Reiz einer exotischen Vegetation haben. Und wie ins echte Dorf die Kirche, so schaut auch in diese gemächliche Welt der Frankfurter Straße vom Centrum her statt des ominösen Schornsteins ein echter Glockenthurm herein, der gemütlichste, den das alte Berlin besitzt, der ehrwürdige Bau der Marienkirche, hier von der Ferne aus in

zart blauen Duft gehüllt, wie es dem romantischen Denkmal zukommt; in der Nähe hat freilich das neunzehnte Jahrhundert stark an den poetischen Schleiern gezerrt und gerade sein protzenhaftestes Reklamestück, die überladenen Neubauten der Kaiser Wilhelmstraße, daneben gesetzt. Hatte NO. einen Zug ins Idealistische, in die reine Lebensfreude, wenn schon mit proletarierhaft resigniertem Zuschnitt, so ist O. bei allem Verwandten der Landschaft doch aufs Praktischere gerichtet. Auch die Frankfurter Allee löst sich wie die Landsberger schließlich in Grün und Landduft auf. Aber statt der Poesie von Kamerun, statt der elegischen Cypressenwälder der Friedhöfe reiht sich hier Gärtnerei an Gärtnerei, winzige einstöckige Häuschen mit großen Blumenflächen ringsum, eine große Nüchternheit in allem, wenn schon keine Spur von dem Quetschen und Drängen im engen Bienenstock der eigentlichen Arbeitsviertel. Und mitten aus dem Garbenstand, der auch hier die Stadt und das erste Vorstädtchen mit gelber Welle trennt, steigt ein unschöner, spinnenartig vielbeiniger Dächerkomplex, der große Transfusionsapparat, wo das Blut von Hekatomben zur Speisung des ungeheuren Minotaurus Großstadt rinnt: der Central-Viehhof. Auch hier, wie im Norden, ist ein Bahnhof das entscheidendste der Gebäude, die Kirchen spielen keine Rolle, und es giebt einzelne, wie die Markuskirche an der Grenze von NO. und O., die man wohl als gebieterische Kuppel von Fern ins Panorama der Stadt herauffsteigen sieht, die aber in der Nähe so in eine Seitenstraße eingegraben liegt, daß man lange Zeit im Viertel wohnen kann, ohne jemals ihre Front entdeckt zu haben. Die Theater vollends treten gar nicht hervor, auch sie überflügelt das praktisch Notwendige wie gelegentlich einmal eine Gemeindeschule.

Ein schnurgrader himmelblauer Kanal. Flache Ufer, eine gemauerte Ecke, ein Grasstreifen und dann Holz, alles Holz, geschichtete gelbe Bretter in allen Größen, Thürme, Bastionen, Hügel, Wälder aus geschnittenem oder noch rohem Holz, viereckige Balken, schon reif zum Bau, und graue, rissige Stämme, die noch Wald atmen. Langsam schleicht ein Kahn heran, hoch bepackt mit Holz. Ein anderer feiert am Ufer, Schiffer in roten Blousen liegen schlafend im Gras, von dem kleinen grünen Kastell des Verdecks bellt ein Hund. Einmal lassen die Holzstöße einen Ausblick frei: da erscheint eine weite Fläche, Korn, fern draußen ein vereinzelter Baum. Und über allem ein Duft von Holz, nassem Holz, verarbeitetem Holz, scharf, aufdringlich und doch angenehmer, als der Rußdunst des Fabriknordens. Das ist das Holland von Berlin, der äußerste Südosten am Kottbuser Ufer,



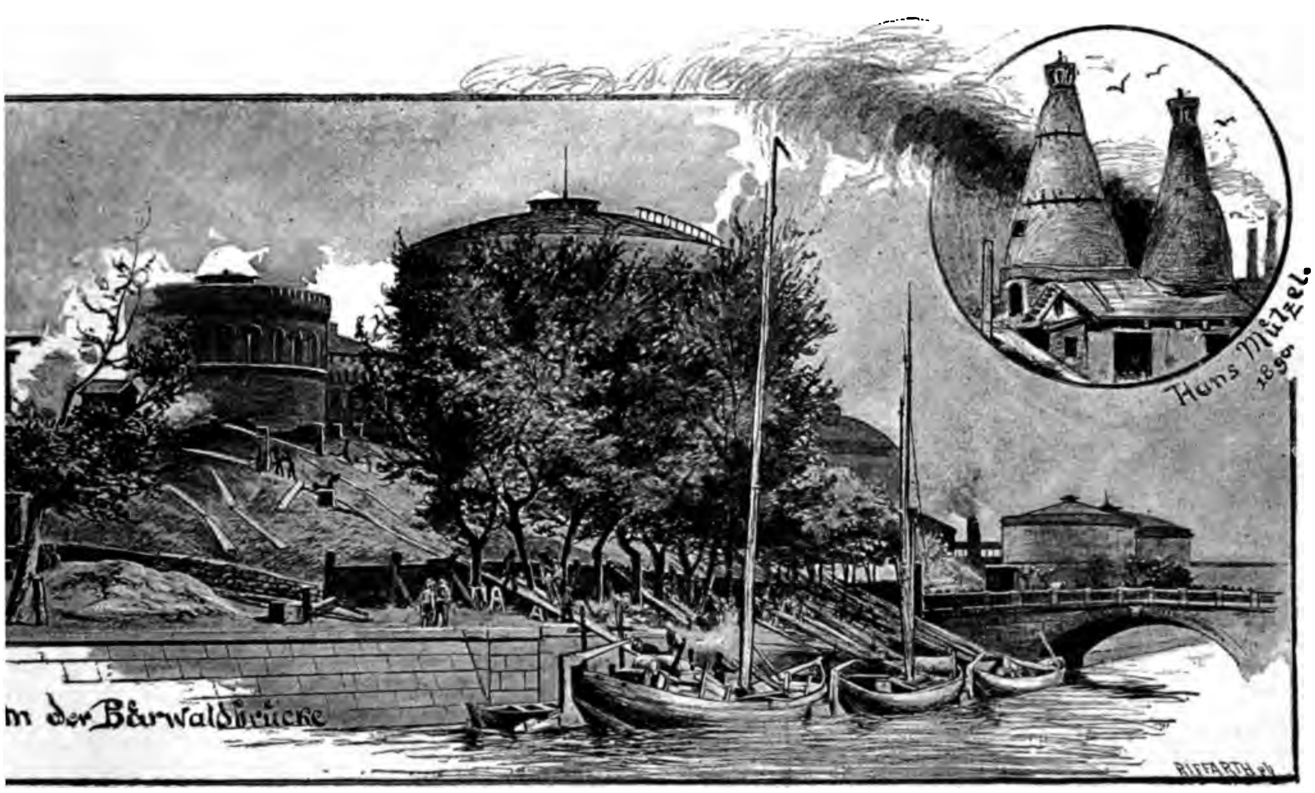
eine Gegend, wert ihres Malers, ihres Dichters mit ihrer vollkommenen Eigenart innerhalb der vielgestaltigen Weltstadt. SO. ist zum größeren Theil eine Insel, fast quadratisch zwischen der Spree und zwei Kanälen. Das giebt dem Ganzen den Charakter. Wo immer man eine größere Straßenlinie verfolgt, stößt man auf das Wasser. Die Mehrzahl dieser Straßen ist schnurgrade, einem der Kanäle parallel, alles neu, himmelhohe, schöne Häuser, verschwenderisch breit die Ufer der Kanäle und Becken selbst, so daß vor diesen Riesenflächen selbst die gigantischen Frontlinien der Neubauten zu niedrigen Rahmen zusammenschmelzen. Erst hinter dem Görlitzer Bahnhof wird die Gegend öde, eine



unfertige Welt mit fensterlosen Backsteingerippen und Kalkdunst. Dann, an der Grenze, beginnt jene Holzwelt, die ein Viertel im Viertel bildet. SO. zeigt alle Lichtseiten einer in den Raumverhältnissen splendid gehaltenen und einheitlichen Schöpfung. Seine paar Kirchen, die Michael-, die Thomaskirche, an sich keine Wunderwerke, ragen lediglich durch die Gunst der Raumvertheilung imponierend aus dem ganzen Bezirk heraus, mit überreicher perspektivischer Entfaltung, mit ihrem Rot scharf sich abhebend von dem lichten Grün oder winterlichen Weiß der niedrigen Anlagen und dem tiefen Blau der breiten Wasserspiegel. Wie ein grünes Thal schiebt sich auch da, wo der Kanal fehlt, eine Anlage, dem Krankenhause Bethanien parallel, zwischen die Häuserthürme. Wie nötig dies Fleckchen Gras ist, beweisen die Kinderschwärme, die sich den ganzen Tag über darauf zusammendrängen, meist arme Kinder, trotz der Eleganz der Hausfronten, Hofkinder mit dem wachsbleichen Teint der Luft in diesen Hofwohnungen, aber zahllos in der Masse, wie ein Ameisenschwarm, der sich über eine gefüllte Botanisiertrommel ergießt, — auf jedem Grashalm ein Kind. Wie ein fahles Gespenst ragt freilich dahinter der gelbe Schatten des Hospitals, — das Gezwitscher der hundert Kinderstimmchen erschallt gerade unter dem Denkmal eines

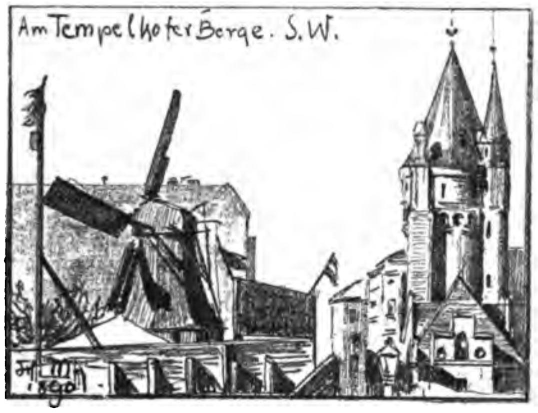
— Chirurgen. Und doch wäre es schon eine Wohlthat, wenn ganz Berlin nur wenigstens so gebaut wäre, wie dieser luftige Teil von SO. In der Gegend, wo der Kanal am Engel- und Mariannen-Ufer in die Spree mündet, glaubt man an der Grenze zweier Welten zu sein: drüben nach dem Zentrum zu eine Schwärze, wie über dem Krater eines Vulkans und die schönsten alten Kirchtürme rettungslos untersinkend, verschwimmend in dieser Schwärze, — hier alles blank und frei, spiegelnd in der Sonne und wiedergespiegelt vom Kanal, dessen rotbraune Kähne zwar etwas Vorsündflutliches haben, aber wenigstens die Luft nicht mit Ruß vergiften.

Der Arbeiter, der kleine Mann in Hemdärmeln mit der Sonntags-Gießkanne in der Hand, die charakteristischen Typen des Marktes und des Kleinkrams, endlich der Schiffer und Bretterträger — sie alle sind uns begegnet als Vertreter eines bestimmten Viertels auf der Reise von Nord nach Süd. Jetzt ein neues Bild: aus dunklem Kiefernstand, der den Wald in die Stadt zu tragen scheint, schallt ein grelles Piff-Paff, — Staub wallt bergaufwärts, große Straßen von Boulevardbreite entlang, es blitzt von Waffen — Militärmusik — ausziehende Truppen . . . Berlin S. und SW. thun sich auf, beide einheitlich in ihrer Wendung nach dem Militärischen hin, das eine als das Viertel mit der Hasenhaide, das andere als die Höhe mit dem Paß zum Tempelhofer Felde. Lang und schmal stellt sich S. im Umriß dar, und wie bei O. ist es eine einzige lange Straßenlinie, die als Verkehrsader hindurchgeht, die Prinzenstraße mit ihrer Verlängerung jenseits des Kanals, der Bärwaldstraße. Der Schritt von der älteren, einförmig schmucklosen Hausfront zum palastartig hochgetürmten Balkonhause,



den jede dieser großen Straßen irgendwo macht, erfolgt hier haarscharf bei der Kanalbrücke, — aus einer engen, düsteren Welt geht es jäh in das papageienhaft bunte, an chinesischen Geschmack gemahnende Herrschaftsgebiet der farbigen Ziegel hinüber. Und wie um den Kontrast noch besonders zu markieren, erhebt sich gerade an der Scheidungsstelle auch noch ein seltsam finsteres Portal, rauchgeschwärzt, ein echtes Großstadtbild mit der ganzen Nacktheit einer rein praktischen Zeit: die Gasanstalt, rechts und links fast ein Dutzend enormer Kuppeln und eine lange Reihe roter Schornsteine, unten Berge von Kohlen, oben aus unzähligen Röhren eine ewig brodelnde Vesuvwolke, bald tiefschwarz und bald grellweiß, ein richtiges Thorkastell der Neuzeit, die mit allen alten Stadtmauern und Fallbrücken aufgeräumt hat, um an ihre Stelle Wahrzeichen dieser Art zu setzen, die an Formlosigkeit alles je Geleistete überbieten und durch das Sieghafte ihrer Idee, wie durch die erdrückende Gewalt ihrer Pyramidenmasse fast etwas Erhabenes erlangen. Das Einzigartige, das S. von allen anderen Bezirken trennt, beginnt dann bei der Fichtestraße. Der Philosophenname hat zugleich einen Waldgeruch. Und in der That, das moderne Prachtviertel, das hier die äußerste Schicht im geologischen Profil der Stadt bildet, ist grüner, laubumsponnener, als irgend ein anderes; riesige Eichen recken ihre zerfurchten Stämme mit dem welligen Blätterhaupt zu den leuchtend gelben, rot umkleideten Ziegelflächen der Balkonhäuser empor, und ganz im Gegensatz zu den Grenzstraßen von N. und NO. öffnet sich nicht dahinter der freie Blick in eine offene Pappel- oder Kastanien-Allee, — eine grünblaue, wollige Kulisse schiebt sich vor die Fernsicht, ein rotstämmiger Kiefernstand, dem nur eins fehlt: Waldfriede. Die „Hasenheide" ist im Gegenteil der Ort des offiziellen Spektakels. Rings ein Kranz von Wirtshäusern, unabsehbare Spiegelflächen blanker Tische unter einem ununterbrochenen Baldachin von smaragdgrünem Kastanienlaub, und ein zweiter Kranz von Kirmesbuden höheren Stils, Karneval und Schützenfest in Permanenz erklärt, in allen Einzelheiten mehr oder minder anachronistischer Plunder aus einer Kindheits-Epoche menschlichen Spießbürgergeschmacks, der den Museen, Theatern und Konzerthallen der Zentralstadt offen Hohn spricht, aber in dieser Massenanhäufung, diesem Anlauf zur Bildung einer Buden-Weltstadt immerhin etwas Grandioses, das sich nur Berlin leisten kann. In den Lärm der Karoussels, die Musik der Restaurants, die tausend Geräusche dieses ewigen Festplatzes mit dem ewig wechselnden Gesicht aber schallt nun noch aus dem Wäldchen selbst das Knallen der Schüsse von den militärischen Schießständen hinein, Schlag auf Schlag mit verstärkendem Waldecho, eine harte Stimme der Zeit, die so wenig mit der klappernden und klingelnden Weltfreude ringsum harmonieren will, wie die verwahrlosten Fabrikmädchen mit den gepflegten und klassifizierten Blumenbeeten des Humboldthains.

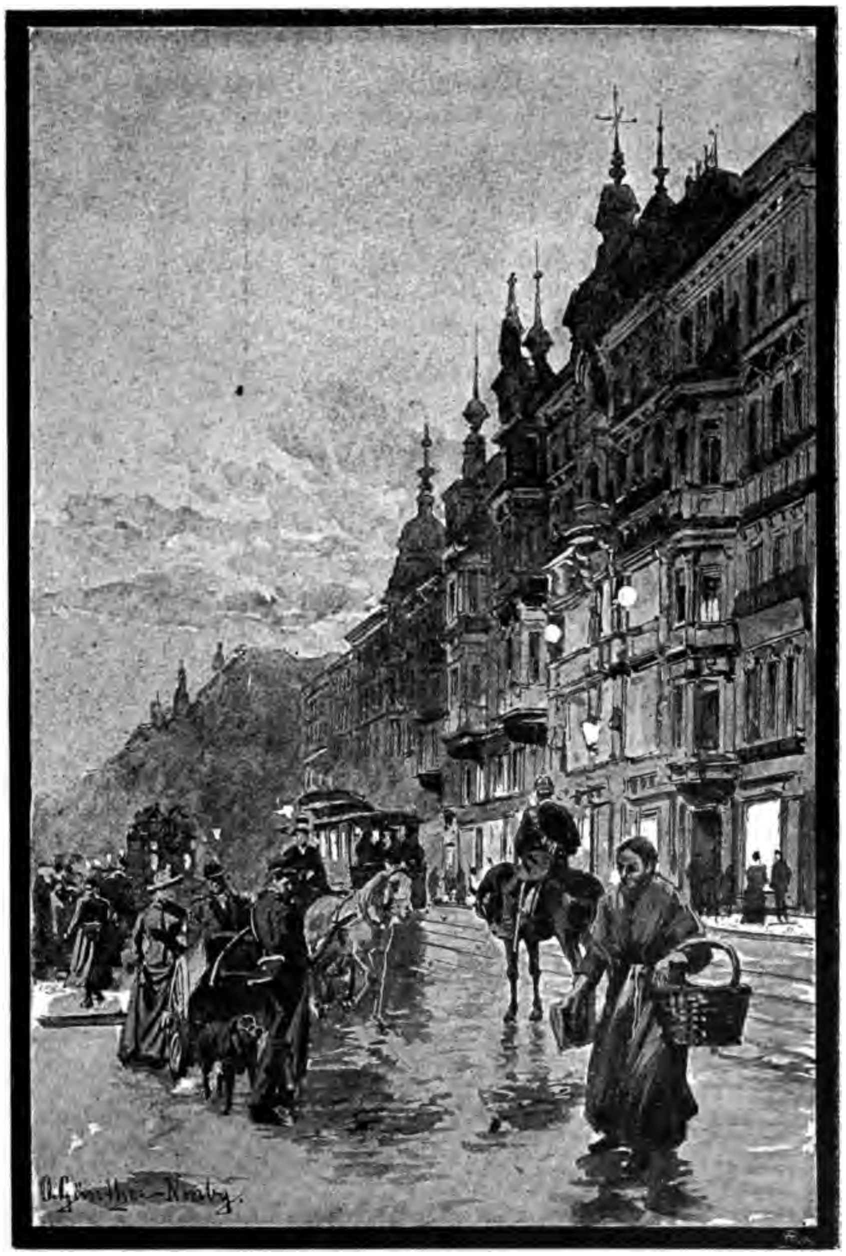
Kein Bezirk von Berlin ist leichter als einheitliches Landschaftsbild zu fassen, als der Südwesten. Vom Kreuzberghügel gesehen, der jetzt, Dank der neuen Parkanlage, ein



grüner Hügel geworden ist, liegt der ganze Stadtteil vor dem Blick, wie ein zierliches Korkmodell. Man erkennt seinen einheitlichen Straßenbau, seine durchweg gleichförmigen, eleganten Häuser, über deren Giebeln fast kein einziger Fabrikschlot die Luft verfinstert. Nur in nächster Nähe, fast heraufgekrochen auf die Höhe selbst, ein paar rauchende Ungetüme, kolossale Brauereien, von denen ein unsichtbarer Strom in tausend Restaurants ausfließt. Im Dächermeere selbst nur drei hervorragende Punkte: ferne, fast schon in das graue Spitzengewirre der Citytürme verstrickt, die rote Nadel der Jerusalemerkirche gleich dem Mast eines gesunkenen Schiffes vereinzelt über das Meer von Dächern emporsteigend. Links, tonnenartig heraufgewölbt, wie ein mit dem Kiel nach oben treibendes Boot, der Anhalter Bahnhof; rechts, im grellen Sonnenreflex nicht unähnlich einer großen Pickelhaube, das seltsame Farbenwunder der Heiligen-Kreuz-Kirche. Die Pickelhaube ist bedeutsam als Symbol. Vom nahen, in schöner Sommerstunde alle zartesten Regenbogenfarben zwischen Dunkelgrün und Aetherblau entfaltenden Tempelhofer Felde haucht nicht nur freie Landluft, es hallt auch in unablässigem Wirbel Trommelschall herüber, und die gigantische Staubperspektive der Belle Alliance-Straße, die sich dort hinter dem kleinen Urwalde von Flieder und Akazien birgt, ist ein beständiger, waffenfunkelnder Heerpfad, von dem sich die marschierenden Kolonnen wie endlose, rhythmisch sich bewegende Schlangen hinabwinden zur Friedrichstraße und weiter fort zu den Linden, zur statuenübersäten, trophäenbunten Kaiserstadt. Der ganze Glanz des Waffenhandwerks im Frieden fällt auf das Paradeviertel Südwest, während der Ernst desselben aus den Schüssen der Hasenheide spricht. Und etwas wie Abglanz jener bunten Pracht lebt in jeder Einzelheit des Viertels, in der enormen Breite der Straßen, die durch das Ansteigen gegen den Kreuzberg hin perspektivisch zu einer noch energischeren Entfaltung kommen als die Südoststraßen am Kanal, in dem Vorwiegen des hellgrünen Akazienlaubes, das über dem reichlichen Staube flammenartig leuchtend sich heraufhebt, in den weißen Statuen des Belle-Alliance-Platzes, dem tollen Potpourri aus Gold und Farben der Heiligkreuz-Kirche oder dem cypressenschwarzen Kreuzbergdenkmal mit seinen spiegelnden Granitstufen über dem lichten Sammet der jungen Rasenflächen im Viktoriapark.

Der goldene Westen! Das kleine Beiwort sagt viel; es giebt eine Grundfarbe. Aber es giebt noch kein Bild. Dieses Bild als Ganzes zu finden, hält verzweifelt schwer. Wie unermeßlich verwickelt ist die Landschaft dieses Westens, ein Füllhorn von

Gegensätzen! Wohl das Erste und das Mächtigste, das Jeder denkt, ist der Wagenkorso der Potsdamer Straße, die Pracht der Spiegelscheiben, der Reklameschilder, das Rufen, Rollen, Rasen der Stimmen, der Füße, der Hufe, der Leipziger Platz mit seinen feierlichen Laubkronen über den zahllosen Pferdebahnen, den hundert blumenbunten Reklamewägelchen, den geräuschlos hinschwebenden Equipagen, die Leipziger Straße mit ihrem abendlichen Sternenhimmel, den weißblauen Vollmondscheiben der elektrischen Lampen, den roten, grünen, goldenen Omnibus- und Tramwaywagen und den tausend kleinen bläulichen Flämmchen der Droschkenlaternen, oder dann wieder das dumpfe Erdröhnen der Potsdamer Brücke, die eine Arche mit Menschenfracht nach der andern kollernd überrollt, — ein All von künstlichem Licht, ein grollender Ozean von tosenden Geräuschen des Verkehrs, ein ungeheures Museum in den Herrlichkeiten seiner Schaufenster. Und doch ist das nur eine Seite des großen Bilderbuchs. Neben dem unermeßlichen, zum Himmel anschwellenden Lärm, neben der Geschäftsreklame, die ihre goldenen Lettern bis ins Blau des Himmels hineinschreibt, um sich bemerkbar zu machen, die absolute Stille allernächster Straßen, der feierliche Villenfrieden der Schellingstraße, des Karlsbades, der Alleen am Kanal, der Parkstraßen in der Nähe des Tiergartens. Dort ewiges Erdbeben, jedes Haus ein Hymnus auf sich selbst und ein Kämpfer im harten Daseinsstrauß, der stirbt, sobald er eine Sekunde erlahmt, — hier die Ruhe wie im blasierten Herzen einer resignierten Weltdame, das tempelhohe Balkonhaus mit den Goldgitterkörben und den Spitzengardinen, wie die von Azaleen umblühte Verandenvilla eine stumme



In der Leipziger Straße.

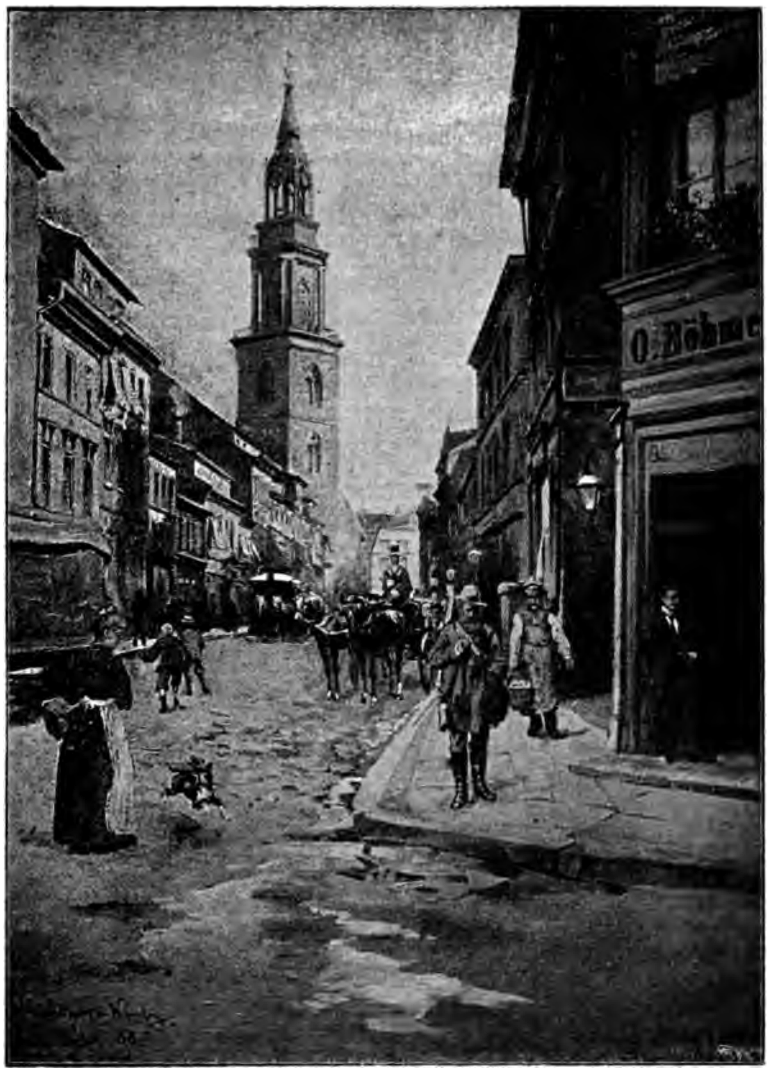


Prachtbau im Tiergarten.

Sphinx, die höchstens das leise, reservierte Flüstern der alten Geheimräte unter den Berliner Bäumen, der Tiergartenwipfel, als Nachbarschaft erträgt. Und selbst das ist noch nicht das letzte Kapitel. Hart an der Grenze zwischen W und SW das Bahnhofsviertel — welche fremde Welt, abgeschlossen in sich wie die Schifferstätte am Kottbuser Damm! Die Yorkstraße, ein Engpaß, den ein Dutzend Brücken mit den Geleisen zum Potsdamer und Anhalter Bahnhof überqueren, — eine erst werdende Straße, zwischen Brücke und Brücke Graswälle, von deren Kamm Holz- und Kohlenberge niederschauen, hier und da ein hölzernes Weichenstellerhäuschen, wie ein Nest halb in der Luft schwebend über der Enge — und von oben das unablässige Rasseln der schweren Züge, wie das Ticken eines gigantischen Uhrwerks, immerzu weiße Dampfschlangen vor dem schmalen Streifen Himmelsblau, ewiges Pfeifen der Lokomotiven, an der Schwelle des behaglichen Verdauungsviertels des Westens die große Schlagader der Weltstadt in nie ermattender Thätigkeit, Ein- und Ausfuhr in beständiger, den Zuschauer nervös machender Abwechslung, nackt, russig, unschön, aber die Basis alles dessen, was da in den verschwiegenen Villenstraßen in raffiniertem Genuß von rosigen Händchen und goldschweren Ringfingern verbraucht wird. Und wiederum das blätterdunkle, verworrene Paradies des botanischen Gartens, dies Stück Gehirn der Stadt, mit seinen Glashäusern, seinen Alpen im Kleinen, seinen grün bepelzten Wasserbecken, ganz Wissenschaft, die weder an das Praktische noch an den Genuß denkt und deren lebendiges Museum inmitten der Häuserwogen doch auch als öffentlicher Spazierweg so unendlich wertvoll ist, — praktisch wie ästhetisch. Endlich der Tiergarten selbst, vielgestaltig, im Großen der Park der eleganten Welt, aber doch in der Gegend der Zelte auch für den kleinen Mann noch ein echter Kaffeegarten, an der Louiseninsel ein patriotischer Erinnerungshain, für viele fast mit einem Zug ins Religiöse, und wieder in den wurzelübersponnenen, laubübergitterten Winkelpfaden gegen den Neuen See hin ein verschwiegenes Idyll für die weltlich Liebenden, — und der Zoologische Garten, ein wunderlicher, funkelnder Pagodenbau, Belehrungszwecken und eigener Papageienfreude an der Sonntagstoilette gewidmet, halb Wissenschaft und halb Kleiderparade, nicht mit den Kontrasten des Humboldthains, im Gegentheil: mit sauberen, exakt etikettierten Tieren hinter blankem Gitter und sauberen Menschenkindern außer diesem, denen die Fama der „Lästerallee" mehr oder minder exakte Etiketten zuerteilt. . . . . .

Berlin NW. ist in seinen charakteristischsten Teilen am besten zu übersehen bei Gelegenheit einer Stadtbahnfahrt vom Bahnhof Friedrichstraße bis zu der Parkstation Bellevue. Wie in einer prächtigen Wandeldekoration schiebt sich da Bild vor Bild, schöne, weit reichende Bilder, da der Nordwesten durchweg offene Perspektiven, Wasserflächen, grüne Anlagen mit großen Gebäuden besitzt, fast wie der Südosten, blos nicht so einheitlich im Gepräge der Gesamtanlage. Gleich zu Anfang rollt der Zug über die Spree, und immer wieder taucht Wasser auf. Der größte Teil des Viertels ist Insel

zwischen Kanälen mit breiten Häfen und dem Strom selbst. Wie beim Norden löst sich eine kleine Ecke fast völlig im Ansehen von dem Ganzen und wächst in die Altstadt hinein, klassischer Boden der Wissenschaft mit der Charité und verwandten Instituten, und der Kunst mit zwei großen Theatern. In dieser Gegend quetscht sich alles noch eng zusammen, dann rollt jäh eine weite Fernsicht auf, nach der Siegessäule und über den Humboldthafen. Moabit beginnt. Die Bahn läuft am Lehrter Bahnhof hin, schneidet den Ausstellungspark, dessen Dächer mit grauen Glasaugen heraufglotzen, sie grüßt von fern die weinroten Türme des Kriminalgerichts und enthüllt gerade noch im Scheiden ein Bild des neuen Prachtviertels, das über Nacht auch hier dem Boden entwachsen ist. Herrschender Mittelpunkt ist das Kriminalgericht. Etwas Hartes und Kahles, das über dem Bau mit den leeren Turmfenstern und den steifen Herrschergestalten am Portal liegt, scheint sich dem Viertel mitgeteilt zu haben. Die lange grellgelbe Ulanenkaserne ist das richtige Pendant dazu. Und auch der Ausstellungspark hat wenig Leben in diese starren Massen gebracht, mit seinem Olympiatempel, der mit buntem Puppengiebel aus den liliputanischen Anlagen emporsteigt, erdrückt durch die praktischen Bögen der Stadtbahn, koulissenartig dünn und nach hinten abfallend wie die Mißgeburt des Märchens, die halb Maus und halb Elephant war. Und doch ist das eigentliche Moabit in seiner Weise auch ein schönes Viertel. Sein Werdeprozeß war ein anderer, und deshalb ist sein Gesamtanblick ein vom sonstigen Typus der äußeren Bezirke verschiedener. Der ältere Teil, an der Straße Alt-Moabit, schiebt sich durch die Mitte, die Neubauten schließen ihn fast ringförmig ein. Zur Spreeseite wächst da eine Weltstadt im engeren Sinne, prunkvoll wie der echte Westen, obwohl die bescheidensten Männer, der alte Melanchthon, der brave Paul Gerhard die Namen für die Straßen haben hergeben müssen. Nirgendwo hämmert der Puls des Neuen so energisch wie hier, das Klappern der Balken, das fern drüben am Kottbuser Damm wie zum Präludium über die verschlafene Kanalfläche hallte, knattert hier trotzig aus der hohen Luft von den steilen Zinnen der Ziegeltürme herab. Mit Windeseile flieht die Romantik des grünen Wiesenufers, zu dem noch vor kurzer Spanne die schönen Bäume des kleinen Italienerbaus der Villa Ravené wie ein aus der römischen Kampagna hierher gezaubertes Stück Erde hinübernickten — wäre nicht der Tiergarten drüben als unverletzliches Heiligtum eine Mauer, so flössen binnen kurzem NW. und W. auch auf dem Plan so ineinander, wie jetzt in ihrem äußerlichen Wesen. Und das Gleiche an der Nordgrenze: auch dort reckt der Polyp Arm um Arm hinauf, verschwiegene Alleen werden Weltstraßen. Dennoch bleibt die Luft hier draußen rein. Keine Bauwut darf sich an das Riesenquadrat des Exerzierplatzes wagen, über das der Wind in freien Stößen streicht, und kein zweiter Bezirk Berlins außer dem vorläufig unbebauten Westring des Nordens stößt so unmittelbar an den Wald, wie Moabit bei der Jungfernhaide. Vielleicht ist dermaleinst hier das Goldland der Berliner Welt, wenn der Westen zu eng wird. Dann wird der Kontrast sich noch verstärken, der



Rosenstraße mit Marienkirche.

schon jetzt besteht: der Kontrast zwischen der üppigen Pracht dieser Paläste und dem strengen Antlitz des Gerichtsgebäudes mit den vergitterten Luftlöchern seines Zellengefängnisses, — auch ein Mene Tekel der Großstadt, wie sie deren so viele gleich Schimmelflecken auf ihren schimmernden Wänden trägt.

Meine letzte Bleistiftskizze gilt dem Herzen der Bärin, dem Zentrum. Berlin C. hat auf dem Plan etwa den Umriß eines reichlich gefüllten Geldsacks, mit der breiten Oberseite der Lothringer Straße, der Halseinschnürung zwischen dem Hackeschen Markt und dem Alexanderplatz und dem runden Fond, der nicht genau, aber annähernd der Biegung am Südende der Insel folgt. Wenige Punkte nur gewähren, wenn man von den steilen Turmwipfeln selbst absieht, einen freien Überblick, der ein Gesamtbild des Landschaftlichen ermöglichen könnte. Eine Stelle dieser Art, die nicht Jeder kennt, die aber wert ist, gekannt zu werden, bietet die Nordseite der Lothringerstraße. Von den Balkons im obersten Geschoß dieser himmelhohen Häuser entrollt sich ein annähernd klares Bild wenigstens der oberen Stockwerke des Zentrums. Über ungeheuren, schmutzigen Hofwänden mit kleinen weißen Fensterkreuzen, vor denen meistens noch ein paar Blumentöpfe das Licht hemmen, ein zackiger Wall braunroter, verwitterter Dächer und gelber Schornsteine. Dann Telegraphendrähte, zahllos, im Sonnenlicht sich verschlingend, vor dem geblendeten Blicke mückenhaft schwirrend, wie die heißen Luftwellen über einer glühenden Sandebene. Und nun die Silhouetten der Mittelstadt.



Kaiser-Wilhelmstraße.

Gebieterisch im Herzen des Ganzen, wie es ihr zukommt, die stufenweise sich verjüngende Marienkirche, schwärzlich der Turm und hoch zu ihm herangebuckelt das Dach. Nach rechts die verschnörkelten Spitzkuppen der Neubauten an der Kaiser-Wilhelmstraße. Dann die Schloßkuppel, breit, dick, grünlich, historisch ernsthaft, und die dunkeln Käppchen der Kirchen am Gensdarmenmarkt, die bis hierher ins Blau heraufnicken, während das Schauspielhaus in ihrer Mitte verhüllt bleibt und vollends der kleine weiße Schiller, den man selbst in der Nähe kaum sieht, ohnmächtig in der Tiefe verloren geht. Links, sehr fern, blauviolett, nicht unähnlich einem zarten Spargel, die Petrispitze. Weiter vorne der schmutziggrüne Klotz des Viktoriatheaters, der nichts von den schönen Schneearmen seiner Balletdamen verrät, unmittelbar perspektivisch darauf gepflanzt der rote Rathausturm mit weißer Uhr und schmalem grünem Dach, an der Ecke, gleich angelnden Fühlhörnern eines lauernden Fabeltiers, die Doppelspitzen von Nikolai, dann Schornsteine und wie ein bläulich schillernder Fischleib in der Flut der Giebel lang hingereckt das Glasdach des Bahnhofs am Alexanderplatz. Ganz im Winkel endlich, als ebenholzschwarzer Eckpfeiler, der Pagodenturm der Parochialkirche. In diesem großen Panorama hat die City etwas Ehernes, Monumentales, die Gebäudemassen herrschen über das kleine Häusernetz, der Stein ist mehr als der Mensch, das Stimmenwirrsal verrauscht zu einem einzigen dumpfen Ton, der bald wie ein Glockengeläut herandröhnt, aber nicht wie ein fernes, vom Turm schallendes, sondern mehr wie der Laut, den ein Ohr vernehmen würde, das sich in halber Betäubung dicht wider das zitternde Erz schmiegt,



Schloßbrücke

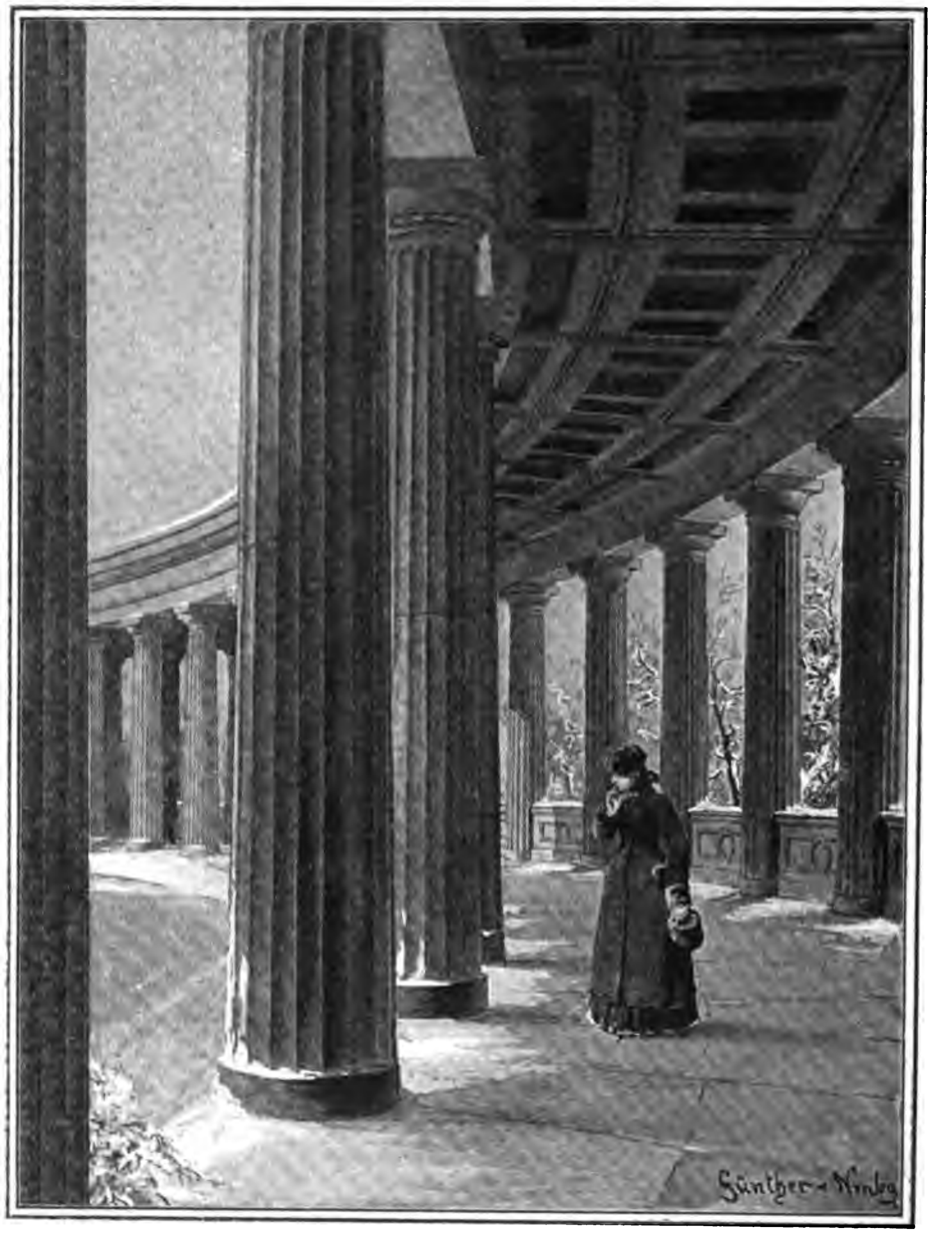
bald einen kollernden Gang annimmt, als würden tausende von Fässern langsam dem Hörer entgegengerollt. Es giebt Gebiete der Zentralstadt, wo sich dieser Eindruck erhält, auch wenn man die Straße selbst betritt. In dem grünen Laubversteck zwischen Schloß und Museum schmilzt das Gewoge der Menschen, das nahe Hasten der Wagen zu einem Ameisengewimmel zusammen, über das die Säulenhallen der Kunsttempel, die nackten Leiber der Krieger auf der Brücke, die hell schimmernde Zeughauswand und das weitschattende, graue Segel des Schloßriesen als absolute Herrscher wegragen. Anders dort, wo die große Schlagader des eigentlichen Cityverkehrs das Viertel durchrast, in der scharfeckigen Winkellinie vom Spittelmarkt zur Gertraudtenstraße und weiter durch die einzigartigen, allerdings nun bald der Geschichte angehörenden Thermopylen des Mühlendamms zum Molkenmarkt und zur Königsstraße. Greifen im Westen



Das Zeughaus.

die grellen Gegensätze ineinander von großstädtischem Lärmverkehr und vornehm abgetönter Villenblasiertheit, so rollen hier seltsam genug die großen Schaumwogen des modernen Ozeans auf Schritt und Tritt unvermittelt zusammen mit den kleinen Zitterwellchen des alten Kleinbürgertums und der ganzen Gedankenwelt einer älteren Epoche, mag diese nun den Ruf ihrer Ideale erschallen lassen aus den Glockentürmen verschnörkelter, epheugrüner Kirchen oder mag sie das Ungesunde ihrer materiellen Verhältnisse grausig klar darthun durch den Schmutz und die Enge ihrer Winkelgassen, in denen das kühne Großstadtkind, die Pferdebahn, dreimal am Tage stecken bleibt.

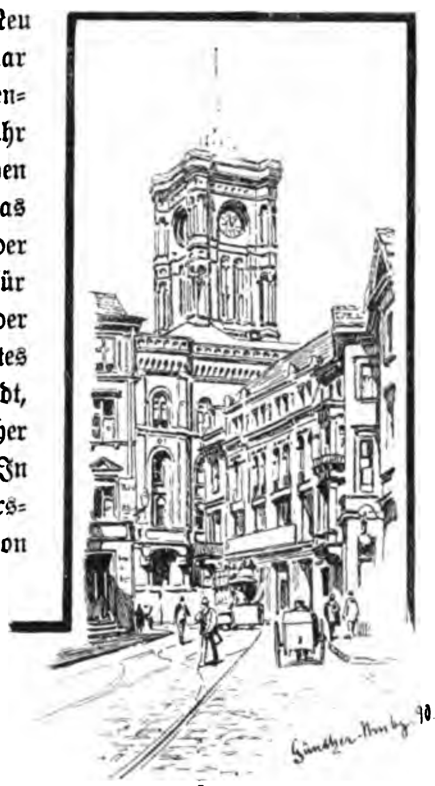
Welche Gegensätze: der donnernde Triumphgesang auf das neunzehnte Jahrhundert in den zahllosen Pferdebahnwagen der Gertraudtenstraße — und die alten Hosen der Kleiderhändler am Mühlendamm, deren „vielgewandte" Schläuche dem eilenden Passanten ins Gesicht flattern wie schwarze Raben aus den Fensterhöhlen einer zerfallenen Raub-



Säulenhalle auf der Museumsinsel.



ritterburg! Hier das Rathaus mit seiner „roten Kante“, fast so groß wie das neue deutsche Helgoland, wenn die Nordseewellen noch ein paar Ecken davon wegfressen, ganz Neuzeit, ganz Weltstadt, ein echter Bau der Kunstepoche, die mehr Ideales in der enormen Eisenwölbung eines Bahnhofes als in hundert jonischen Tempelsäulen vom reinsten Stil erblickt — und eine einzige Häuserecke weiter thut sich ein Berliner Nürnberg auf, Flieder, Rasen, Akazien, die Nikolaikirche mit alten Mauern, uralt verwitterten Grabsteinen, dem hausbackensten aller roten Ziegeldächer, hohe schwärzliche gotische Fenster, statt der eilenden Geschäftsgesichter alte Mütterchen und kleine Mädchen beim Spiel, — nur in einem Punkte ein Bindeglied: in den unvermeidlichen Telegraphendrähten, die mit weltgewandter Leichtigkeit sich frei an den frommen Turmzwillingen vorüber durch die Luft schwingen. Und die Antipoden von Alt und Neu berühren sich nicht nur, sie erschlagen sich. Ein paar Schritte durch die Stralauerstraße: da ragt die Waisenhauskirche. Noch rostet oben die alte Kirchenuhr ihrem Ende zu. Aber quer über den eigentlichen Bau ist ein riesiges Reklameschild gewachsen, das „wasserdichte Stoffe“ anpreist, ein Lagerhaus für Leder hat den Platz erobert, das rote Dach ist Station für einen Strauß der großstädtischen Maiglöckchen, der schneeigen Porzellanglöckchen des Telegraphendienstes geworden. Und wie Kirchenromantik und Weltstadt, so platzen nicht minder Großhandel und altfränkischer Kleinbetrieb auch im äußeren Bilde aufeinander. In keinem Farbenwunder irgend einer größeren Verkehrswelle fehlen die braungoldenen Reklamewägelchen von Hertzog, von Abend zu Abend mehren sich die blauen Monde der elektrischen Lampen vor den Spiegelscheiben der gewaltigen Geschäfte — und doch giebt es eine Straße weiter noch Reliquien



Rathaus.

des Allerältesten. Da ist die Parochialstraße, eigentlich keine Straße, sondern ein winziges Gäßchen — Schustergäßchen sollte es heißen. In jedem Hause, oder besser jedem Kellerloch ein Stiefellädchen, ein ganzes Gewerbe in alter Weise auf einem Fleck vereinigt, entsetzliche Kellerstuben, Meister, Gesellen, Kinder, Hunde, Blumenstöcke und ungezählte stark duftende Stiefel in eine winzige Höhle zusammengepfercht, rohe Lederstücke auf den Betten, auf dem Boden, die Meister Hans Sachs in zehnfacher Auflage, mit roten Aermeln, Schurz, Brille, schmutzigen Prophetenbärten, — — und das Ganze für den Wissenden mit hippokratischem Gesicht, da der Kleinbetrieb gerade im Schuhmachergewerbe hoffnungslos zusammenbricht, jeder dieser alten Meister fieberhaft arbeitend und dennoch aufgefressen von dem Moloch, der dort hinten im Ausschnitt des Gäßchens seine Pferdebahnglieder wälzt. Es paßt zu diesem schwermütigen Motiv, daß gerade in dieses kleine, trübe Schlachtfeld das ehrwürdige schwarze Haupt der Parochialkirche schaut. Die Parochialkirche ist die singende Kirche von Berlin. Von Stunde zu Stunde ruft ihr Glockenspiel seine alten Choräle in all' die finsteren Höfe, all' den tausendfachen Jammer dieser Mietskasernen, all' die Öde und herztötende Kälte dieser Geschäftskomptoirs herab, am Tage meist übertäubt vom Gerassel der Wagen, nachts aber mit dem ganzen Zauber eines elegischen Trostes, der nicht von dieser Welt ist und von dem diese Welt allerdings auch wenig wissen will. Trotz seiner Straßenenge und Unübersichtlichkeit im ganzen hat Berlin C. zum wenigsten zwei Stellen, von wo gesehen sich eine Ecke des Viertels zum prächtigsten Vorwurf für ein Gemälde eignet. Die eine liegt etwa in der Gegend des Stadtbahnhofs Börse, unmittelbar ehe der Zug in die Halle läuft. Im Lichte eines jungen Sommertages, der auf den Säulenhallen der Museumsinsel den rechten Wechsel im Blaßgelb des Steins und in den zartblauen Schatten herausarbeitet, hat das Antlitz der Bärin hier etwas von der Wölfin am



Parochialstraße.



Altberlinischer Schuster-Typus.



Tiber. Das mag vermessen klingen, aber es liegt Wahrheit darin. Nicht an die Gegend um St. Peter muß man denken, sondern an das Forum. Es hat eine entfernte Ähnlichkeit mit den Linden: alles verhältnismäßig klein und ziemlich gedrängt, mehr historische Reminiszenzen, die man in die Gebäude hineinsieht, als eigentliche formale Schönheit, und doch ein Zauber, dem man sich nicht entzieht. Der andere Ort, den ich meine, giebt die denkbar verschiedenste Ansicht, aber ich schätze ihn fast noch mehr. Er ist bei der Jannowitzbrücke. Da dehnt sich in groben Tönen zwischen Rotbraun und Schwarz das alte Uferviertel, ein Wirrsal schiefer Dächer, morscher Holzpfähle, gelbroter Kähne; in unglaublichen Stellungen angeklebte Bäume, Mauern, die ins Wasser hängen, der Strom selbst träge, fettig, verstopft durch die schwarzen Kästen plump gezimmerter Badeanstalten und verfinstert durch eine uralte, unmögliche Pfahlbrücke. Höchstens um Sonnenuntergang kommt ein höherer Zug in diese Welt. Dann wird das Braun des altersschwachen Holzes zur tiefen Bronze, der Strom schimmert golden, und aus dem Abendrot, das langsam dem goldenen Westen zuwallt, steigt in wunderbarem Duftblau die Nadel des Petriturms. Die Freude ist kurz. Denn sowie die Sonne etwas tiefer taucht, fallen ihre Strahlen schräg in die lastenden Qualmwolken, die Purpurstandarte wird düster wie gerinnendes Blut, und schließlich brodelt nur noch ein matter Schein



in der ungeheuren Rußschwärze, bis die Laternen der Weltstadt anfangen, von unten her ihren roten Tag in die Dünste hinaufzustrahlen.

Ich rolle den Stadtplan zu, die blauen Linien, die mir Leitstern gewesen, verschwinden. Und indem ich zweifelnd zurückschaue auf die paar schwachen Bildchen, die ich hingekritzelt, um diesen Linien einen annähernden Inhalt zu verleihen, ergreift mich noch einmal mächtig die Bewunderung für diesen Koloß Berlin selbst. Ja, wir alle bewundern ihn, wir, die wir hineingeschmiedet sind in diese Steinwüste, die wir vielleicht mit Lebensjahren zahlen für den Hauch dieser tausend Schlote, die wir unser Herz klopfen fühlen von der Schwindelhöhe dieser endlosen Stiegen, die wir taub werden vom Gerassel dieses Straßenverkehrs. Morituri te salutant! Sei es darum! Die moderne Weltstadt ist etwas Furchtbares, und dennoch ist sie der Menschheit Größtes — der vergangenen, der bestehenden Menschheit. Ob die Zukunft mit ihrem Schwamm auch über diese Tafel wischen wird . . . . wer weiß es! Die Erinnerung eines Gewaltigen, Überwältigenden wird sie nicht mehr verwischen können!

Wilhelm Bölsche



Aus dem vormärzlichen Berlin

Die Märztage des Jahres 1848 machten in die Geschichte Berlins einen ähnlich tiefgehenden Einschnitt, wie — wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf — das Jahr 1789 und die ihm zunächst folgenden in die Geschichte Frankreichs. Ohne jene Märztage wäre Berlin nicht so geworden, wie wir es heute im Jahre 1890 kennen und lieben. Allerdings haben in den folgenden Jahrzehnten noch ganz andere Faktoren ebenso mächtig mitgewirkt, um die gründliche Umgestaltung herbeizuführen. Aber die herrlichsten Güter, welche uns 1870 und 71 gebracht haben, — sie waren bereits in jenen Märztagen geträumt, glühend ersehnt, in heißem Ringen erstrebt und wenigstens teilweise verwirklicht, wenn sie auch erst so viel später und auf ganz anderen Wegen, durch andere Mittel und andere Männer, als die damaligen, schließlich glorreich zu dauerndem Besitz errungen worden sind.



Der tiefste Unterschied zwischen dem vor- und nachmärzlichen Berlin beruht auf dem Fehlen jedes öffentlichen politischen Lebens in ersterem. Einmal erweckt durch die Alles durchbrausenden Stürme des Völkerfrühlings in jenem Jahre, hat dasselbe auch durch die in dessen Herbst bereits triumphierende Gegenrevolution nicht mehr erstickt und getötet werden



können. Bis zum März 1848 eine der unpolitischesten aller deutschen Hauptstädte, ist Berlin seitdem eine der politischesten geworden und es geblieben in allem Wechsel und Wandel der Zeiten und Anschauungen. Das alte Berlin unter dem patriarchalischen Regiment Friedrich Wilhelms III., wie wir es aus den ernsten und satirisch-humoristischen Lebensbildern der Sittenschilderer in der langen Friedensperiode von 1815 bis 1840 kennen, war eigentlich schon vor dem März verstorben. Der Todestag des „guten alten Königs", der 7. Juni jenes Jahres, war auch der seine gewesen. Der Sohn und Nachfolger dieses Monarchen führte eine „neue Aera" auch für seine Hauptstadt herauf. Seine weithin tönenden Reden bei den Huldigungen zu Königsberg und Berlin riefen überall in Preußen die Geister wach, erregten frohe Hoffnungen und Erwartungen einer neuen glorreichen Epoche des Vaterlandes und seiner Hauptstadt; Hoffnungen auf ein Ende des verknöcherten büreaukratischen Regiments, der Stagnation alles öffentlichen Lebens; auf eine gesteigerte Blüte der Künste und Wissenschaften; auf große äußere und innere Umgestaltungen, zunächst in Berlin; auf eine Erlösung wenigstens von den am schwersten drückenden Fesseln, welche so lange den freieren Aufschwung des öffentlichen Geistes gehemmt und verhindert hatten. Manches in dem Bezeigen und den Anordnungen des Königs, unter Anderm auch die Berufung von alten Größen der Epoche der Romantiker, wie L. Tieck, Schelling, P. v. Cornelius nach Berlin, schien allerdings die Besorgnis zu rechtfertigen, daß die königlichen Bestrebungen viel mehr darauf gerichtet sein würden, die Entwicklung des modernen Geistes zurückzudämmen, als ihr freie Bahn und kräftigen Antrieb gegen neue Ziele hin zu geben. Andere Anzeichen aber schienen wieder dagegen zu sprechen. Der fromme König trachtete zugleich nach dem Ruhm, als geistreich und witzig wie sein unfrommer, nüchterner, großer Vorfahr Friedrich zu gelten. Auch den an Geist und Kenntnissen reichsten Mann seiner Zeit, Alexander von Humboldt, über dessen allen altromantischen Idealen, aller kirchlichen Gläubigkeit und mystischen Träumerei gänzlich abgewandte, echt moderne Sinnesart er sich nicht täuschte, zog er an seinen Hof und zeichnete ihn in der ehrenvollsten Weise aus. Der königliche Spott verschonte nicht das altpreußische, pflichttreue, steifleinene, nüchterne Beamtentum. Den um ihrer Gesinnung willen so lange und böslich



Ludwig Tieck.

heimgesuchten Männern, wie Arndt und Jahn, deren Verbrechen die Begeisterung für ein großes einiges deutsches Vaterland und ihr edles Wirken für die Nährung der gleichen heiligen Flamme und für die Kräftigung des echt deutschen Geistes und Sinnes in den Herzen der Jugend gewesen war, ließ der König Gerechtigkeit werden und entschädigte sie durch neue Ehren für das ihnen zugefügte Leid.

Dem bei seinem Regierungsantritt unter seinen lieben Berlinern herrschenden Geist lag all dies neue Wesen, diese mystische Frömmigkeit, strenge Kirchlichkeit, Romantik, Deutschtümelei im Grunde sehr ferne. Im vormärzlichen Berlin der ersten vierziger Jahre dominierten jene „witzigen Leute, die Gott, die Welt und was sie selbst bedeuten, begriffen längst mit Hegelschem Verstande". In den höheren Beamtenkreisen, deren Angehörige in ganz anderen Anschauungen als denen des gekrönten Romantikers aufgewachsen waren, in einem ganz anderen geistigen Boden wurzelten, in den Kreisen der freisinnigen Universitätsprofessoren, und ebenso in der übrigen gebildeten Gesellschaft Berlins, setzte man den neuen — den altpreußischen, wie den liberalen Traditionen gleich wenig sympathischen — Bestrebungen einen teils stillschweigenden, teils desto beredteren und lauteren Widerstand entgegen. Man gefiel sich in ziemlich boshafter Verspottung alles dessen, was der König und seine Getreuen unternahmen und thaten, auf welchem Gebiete es immer war und wie gut und anerkennenswert es auch sein mochte.


Alex. v. Humboldt.


P. v. Cornelius.

Berlin mit seinen wenig mehr als 300 000 Einwohnern konnte als Hauptstadt in seiner damaligen Gestalt dem hochfliegenden Sinn eines Monarchen, wie dieser, wenig genügen. Seine Phantasie träumte gewaltige, schönheitsvolle Bauten, künstlerische Schmuckanlagen und Monumente, Tempel des religiösen Kultus, der Kunst und Wissenschaft für seine Residenz. Seine eigenen architektonischen und bildnerischen Ideen gedachte er in denselben zum Ausdruck zu bringen. Große Anläufe wurden gemacht. Aber — „eng ist die Welt und das Gehirn ist weit". Wenige von diesen kühnen Plänen gelangten zur vollen Ausführung. Die wirklichen Verhältnisse, die Finanzlage des



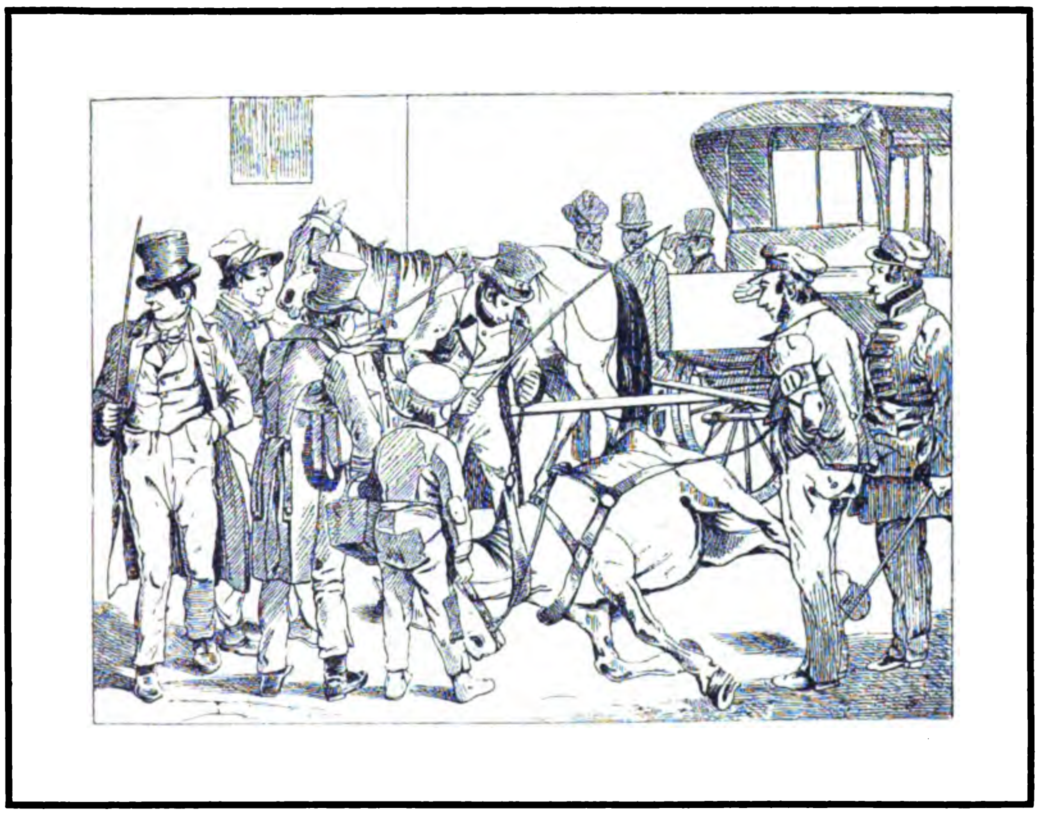
Staates, die eigene Unentschiedenheit ließen die meisten scheitern oder doch nur in verkümmerter Gestalt zur Verwirklichung kommen.

Über all diesen großen Projekten für die Erhebung Berlins zu einer Kunststadt, wie das neue München König Ludwigs von Bayern, blieben freilich die allerdringendsten praktischen Bedürfnisse und Forderungen zunächst unberücksichtigt. Das vormärzliche Berlin, und bekanntlich auch das nachmärzliche bis in die siebziger Jahre hinein, war eine der übelriechendsten, schmutzigsten Hauptstädte Nordeuropas. Zu beiden Seiten der erbärmlich gepflasterten Straßendämme, hart neben den Bürgersteigen, floß oder stand vielmehr der Rinnstein, „die Renne", wie die Berliner ihn nannten, Sammelbecken alles Unrats, aller Schmutzmassen aus den angrenzenden Häusern, der Tummelplatz widerwärtiger Ratten, und duftete unverdeckt gen Himmel. An den Ufern, an dem „schaudervollen Rande" dieser mephitische Dünste aushauchenden, wahren „Höllenflüsse" spielte die Straßenjugend Berlins mit Vorliebe. Gänzlich frei von schwächlichem Schauder vor der Berührung mit der schlammigen Flut zögerten die Buben und Mädchen nie einen Augenblick, ihre Hände tief hinab zu tauchen, um den Ball, die Murmeln oder andere Gegenstände herauszufischen, welche ein unglücklicher Zufall da hinein befördert hatte. Die von dieser Gewohnheit abgeleitete altberlinische Bezeichnung „Rinnstein-Klauer" hatte für die damit Belehnten nichts Kränkendes oder Ehrenrühriges. Auch die kühnste Phantasie des vormärzlichen Berliners hätte sich einen Zustand seiner geliebten Haupt- und Residenzstadt ohne diese schätzbare Eigentümlichkeit der Straßen und „Rennen" und ohne die „rinnsteinklauende" Jugend nicht vorzustellen vermocht.

Das vormärzliche Berliner Pflaster im wörtlichen Sinne des Wortes war das denkbar elendeste, die Verzweiflung der armen Gäule und ihrer Kutscher. In regellosem Durcheinander schienen Steine von der verschiedensten Art und Form, rundliche, eckige, spitze, große und kleine in den aufgeschütteten Sand und Kies gestampft zu sein. Wer aus irgend einem Grunde seine eignen Füße nicht benutzen mochte oder konnte, um sich von einem Punkt der Stadt zum andern über dieses Pflaster tragen zu lassen, war, falls er nicht in eigner oder gemieteter Equipage fuhr, auf das damals einzige öffentliche Verkehrsmittel, die heute noch in ihrer altehrwürdigen Gestalt unverändert erhalten gebliebene Droschke zweiter Klasse, angewiesen. Eine „erster Jüte" kannte und ahnte man im vormärzlichen Berlin so wenig, als die glorreichen Erfindungen der letzten



beiden Jahrzehnte, die Stadtbahn, die Pferdebahn, die Spree- und Haveldampfer. Selbst das Institut des Omnibus trat zum ersten Male, lebhaft bestaunt und besprochen, im Jahre 1843 ins Leben, und zwar zunächst nur auf der einen Linie: Potsdamer Thor—Alexander-Platz. Bald darauf wurde eine zweite zwischen dem Brandenburger Thor und Charlottenburg errichtet. Nach andern vor den Thoren im 1—2meiligen Umkreise gelegenen Vergnügungsorten führten die daselbst auf Fahrgäste wartenden „Kremser", jene großen, vierzehn bis zwanzig Personen fassenden Gesellschaftswagen, die auch von den heutigen Berlinern noch immer mit Vorliebe zur „Landpartie", wie sie sein soll, benutzt werden. So lange noch „eine lumpigte Person" an der Vollzähligkeit ihrer Insassen fehlte, setzten sich die Thor-Kremser ungern in Bewegung. An bestimmte Abfahrtstunden und Fahrtdauer waren ihre Kutscher nicht gebunden. Wer, um nach Stralau und Treptow zu gelangen, den Wasserweg vorzog, mietete an der Stralauer Brücke ein Ruderboot, das ihm mit seinen Fahrtgenossen



Straßenbild Anno 43.
(Nach einer Zeichnung von Th. Hosemann aus „Brennglas, Berlin wie es ist — und trinkt".)

gegen Hinterlegung eines Pfandes von einem Thaler vertrauensvoll mit der beliebigen Anzahl der damals fast ausschließlich gebräuchlichen, plumpen, schweren „Peetzen" überlassen wurde. Im Schweiße des Angesichts hatte man sich die lange Strecke spreeaufwärts nach jenen vielbeliebten Uferorten hin und abends wieder zurück zu arbeiten.

Das Berliner Pflaster war aber nicht nur das denkbar schlechteste; die Stadt war auch selbst mit ihm noch spärlich genug bedacht. Die Potsdamer Straße war noch lange nach dem Tode des Königs von der Brücke ab gegen Schöneberg hin eine schlecht chaussierte Landstraße, ohne Schrittsteine, an welcher, durch breite Zwischenräume von einander getrennt, gleichförmige Häuschen, die, aus der Entfernung gesehen, wie aus der Spielschachtel genommen erschienen, inmitten von Gärtchen standen. Von dem Potsdamer Thor und dem bescheidenen Bahnhof längs der Stadtmauer nach dem Halleschen Thor hin zog sich die von Häuschen innerhalb großer Gärten begrenzte „Hirschelstraße", ein gänzlich ungepflasterter und unchaussierter Sandweg. Sandwege zwischen Getreide- und Kartoffelfeldern, Gemüseäckern und Kirschpflanzungen bildeten die die Potsdamer Straße kreuzenden Gassen: die Lützower Wegstraße, Blums Mühlenweg, den Jacobsschen Weg u. s. w. Eine riesige Sandwüste, hier und da von Birkenwäldchen, Pulverschuppen und kleinen „Tabagien" unterbrochen, dehnte sich im Nordwesten gegen den Vorort Moabit hin, das Paradies der Dienstmädchen und Marktweiber („det Sonntags heeßt et schnieren, nach Moabit spazieren" hieß es in einem damals gesungenen Liede derselben) mit seinen Tanzkneipen und der Menge von Wirtshäusern und Gärten, wo laut Tafelinschrift „Familien Kaffee kochen können", — eine Verheißung, welche für die kleinbürgerlichen Ausflügler immer eine starke Anziehungskraft hatte. Erwartungsvoll saßen Mann und Kinder dann auf den Holzbänken dieser Gärten, während die Mütter auf dem ihnen zur Verfügung gestellten Herde auf das Kochen des Wassers warteten, um den mitgebrachten gemahlenen Kaffee und die unentbehrliche Cichorie hineinzuschütten, aufbrühen zu lassen und die enormen, braunen Bunzlauer Kannen mit der trüben, dünnen, braunen Flut zu füllen, welche, mit der nötigen wässerigen Milch gemischt, die lieben Ihrigen draußen zu erquicken bestimmt war. — Das von der Stadtmauer umhegte weite Gelände des Köpenicker Feldes, welches heute von einem Meer von Häusern bedeckt wird, zwischen denen sich ein Wald von Fabrikschloten erhebt, war bis über 1848 hinaus wirkliches Ackerfeld und überall mit Getreide und Gemüse bestanden. Kahle Sandplätze waren der Königsplatz, an dessen Westseite auf fiskalischem Grunde 1843 das Gebäude des Krollschen Wintergartens errichtet wurde, ebenso der Platz zwischen



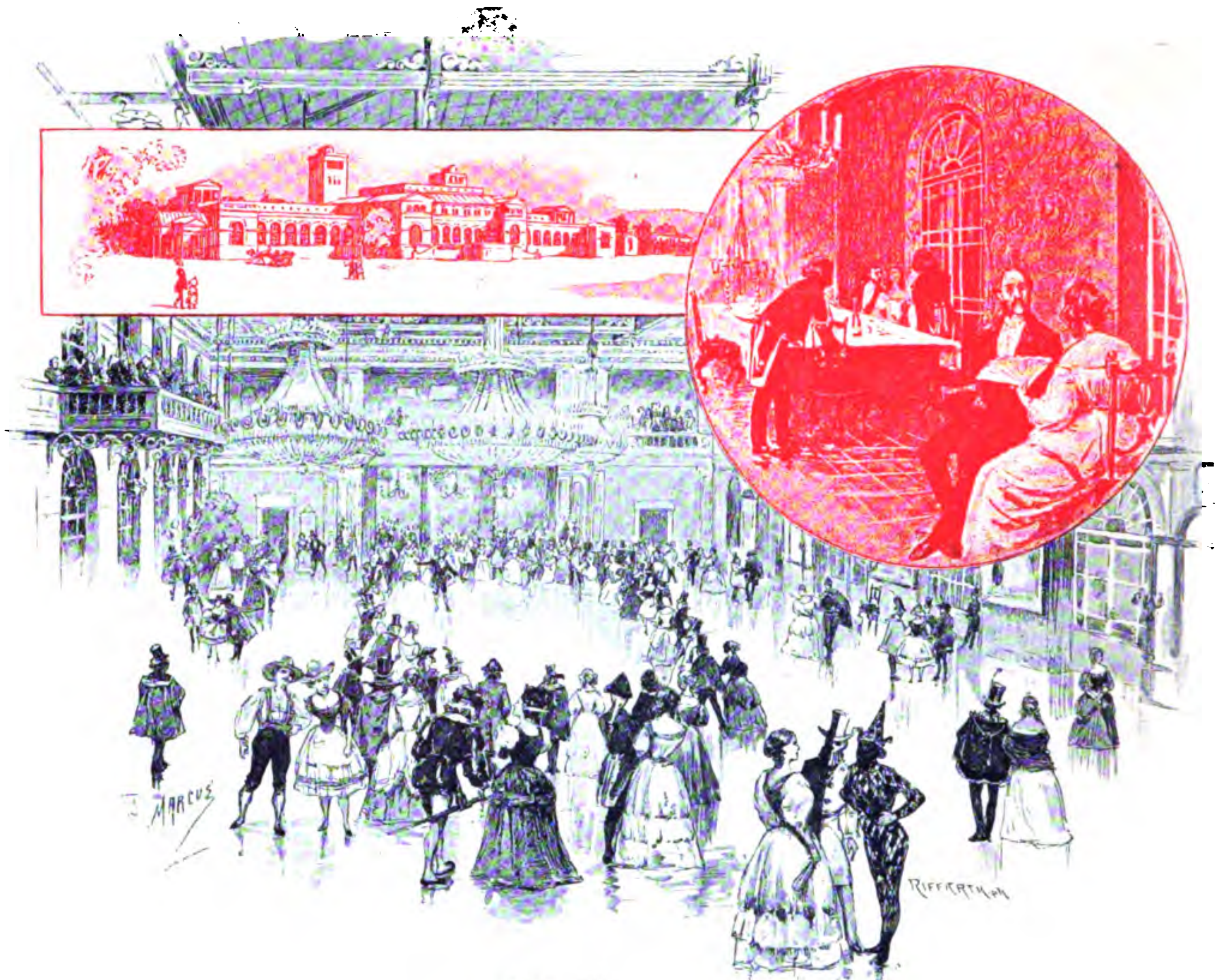
Berliner Köchin am Sonntag



Sonntags in Moabit.
(Nach einer Zeichnung von Th. Hosemann aus „Brennglas, Berlin wie es ißt und trinkt".)

dem Opernhause und dem Königlichen Palais, ebenso der Wilhelmsplatz. Bereiter und Stalldiener ritten auf den beiden letzteren Plätzen Pferde ein. Im Sande des Königsplatzes, welchen nach Norden hin die großen Spreewiesen, Holzplätze und Ablagerungsstätten begrenzten, während sich in der südöstlichen Ecke der hölzerne Zirkus erhob, exerzierten die Truppen und fanden die großen Paraden statt.

Vom Sprengen der Straßen und Plätze wußte man nichts. Wenn es der Regen nicht übernahm, diesem Sande einige Festigkeit zu geben, so lagerten und wehten riesige Staubwolken, schon allein von jenen Plätzen und Wegen aufsteigend, den Athem benehmend, über der Stadt. Die Privathäuser auch längs der Hauptstraßen waren meist kahle, nüchterne, schmucklose Bauten aus Backstein mit bald wieder abblätterndem Stuck übertüncht, zwei bis drei Stockwerke hoch. Die im neuen „Geheimratsviertel" der Köthener, Dessauer und Bernburger Straße aufgeführten galten schon als Muster äußerster Vornehmheit. Der Ruhm der beiden herrlichen architektonischen Denkmäler der Schlüterschen Epoche, des Schlosses und des Zeughauses, mußte für die Ästhetiker und Kunstweisen jener Zeit vollends verblassen bei ihrem Vergleich mit den Schöpfungen Schinkels, des wie ein unfehlbarer Architekturpapst verehrten Beherrschers des Berliner Geschmacks: dem Museum, der Hauptwache, den kleinen tempelförmigen Wachtgebäuden am Potsdamer Thor, der Bauakademie und dem Königlichen Schauspielhause. Zu Friedrich Wilhelms IV. ersten Berliner Bau-Unternehmungen gehörte es, diese gepriesenen modernen Baudenkmäler um neue, nach seinen Ideen und Stülers Plänen ausgeführte, wie das verfehlte Gebäude des Neuen Museums und den Dom



Krolls Wintergarten.

mit dem Campo Santo, zu vermehren. Der Dom ist freilich nie viel über die Millionen verschlingenden Fundamente, die Begräbnisstätte der preußischen Herrscher wenig über die, die Außenseite des Lustgartens verunzierenden, kahlen Ziegelmauern hinausgelangt. Ganz unglücklich gerieten verschiedene kleinere Kirchenbauten, wie diejenige zu St. Matthäi am Tiergarten. Das Berliner Volk in jenen Jahren, 1843 und 44, pflegte die damals eben von Paris herübergekommene Bezeichnung des neuen Tanzes „Polka“ dem Namen jedes Gegenstandes vorzusetzen, der lächerlich, seltsam, kleinlich oder neugebacken erschien. So hatte es dieser Tiergartenkirche sofort den Namen „Polkakirche“ gegeben, der ihr Jahrzehnte lang geblieben ist.

Zu einem neuen Theaterbau in Berlin gab dem baulustigen Monarchen zuerst der im August 1843 erfolgte Brand des Königlichen



Schinkel.



Fundamente des Doms.

Opernhauses Gelegenheit. Es war bis dahin unverändert so geblieben, wie es unter Friedrich dem Großen durch v. Knobelsdorf erbaut worden war, mit nur zwei Logenreihen und einer Galerie in seinem Innern, das mit einer maßvollen, durch die Zeit gedämpften und patinierten Rokokopracht geschmückt erschien. In seiner zur Schau getragenen Pietät für Alles, was der große Friedrich geschaffen, zu dessen Geistesrichtung die seine doch im stärksten Gegensatz stand, gestattete der König bei dem Neubau Abweichungen von jener älteren Gestalt und Dekoration nur im Innern des Hauses, an seiner äußern Gestalt dagegen nur die beiden seitlichen Ausbauten mit der Unterfahrt davor. Bereits im Dezember 1844 konnte das so erneute Haus eingeweiht werden. Giacomo Meyerbeer, welchen der König in seine Vaterstadt aus Paris zurückberufen und mit der Würde des General-Musikdirektors belehnt hatte, war mit der Komposition der von Ludwig Rellstab dafür verfaßten Festoper „Ein Feldlager in Schlesien" beauftragt worden. Schon im alten Opernhause waren seine „Hugenotten", gegen deren Aufführung in Berlin man sich von hoher Stelle her aus kirchlichen Rücksichten lange gesträubt hatte, mit großem Glanz zum erstenmale in Szene gegangen. Für die Rolle der Vielka im „Feldlager" war die von Meyerbeer entdeckte junge blonde Schwedin Jenny Lind gewonnen worden. Von ihrem ersten Auftreten an versetzte ihre Stimme, ihr Gesang das Berliner Publikum in einen Rausch des Entzückens. Der Enthusiasmus nahm in seinen Äußerungen ähnlich groteske Formen an, wie im Vorfrühling 1842 der für Franz Liszt, den großen Klaviervirtuosen, dessen





Franz Liszt.



Döring.

verstorben. Er fand anfangs einen ziemlich mäßigen Ersatz in Hoppé, dann einen desto glänzenderen in Theodor Döring. Eines jugendlichen Helden und Liebhabers, wie diese Bühne ihn in H. Hendrichs seit 1846 besaß, und wirksamerer komischer Kräfte wie Gern, Weiß und Räthling konnte sich keine andere Hofbühne rühmen, ebenso wenig einer Heroine, wie es die Crelinger noch immer war, deren Töchter Bertha und Klara Reich neben ihr als naive und sentimentale Liebhaberin mit gutem Erfolge wirkten.

Allwinterlich gastierte im Königlichen Schauspielhause auch eine französische Künstlergesellschaft während weniger Abende der Woche; sie erfreute sich eben so der Gunst des Hofes, wie jener der vornehmen und der gebildeten Gesellschaft Berlins.

An wahrhaft genialer Begabung, an Feinheit der Beobachtung und Schilderung des wirklichen Lebens, der Schwächen und komischen Seiten der Menschen seiner Zeit war Beckmann, der berühmte Komiker der dritten der im vormärzlichen Berlin existierenden Bühnen: des „Königstädtischen Theaters“ auf dem Alexanderplatz nahe der Königsbrücke über den (nun zugeschütteten) Zwirngraben, selbst jenen drei Stützen des Lustspiels im Königlichen Schauspielhause noch überlegen. Von dem Günstling Friedrich Wilhelms III., R. Cerf, in den zwanziger Jahren gegründet, war diese Bühne dem Schwank, der Posse, dem heiteren Singspiel, anfangs auch der komischen Oper gewidmet. Henriette Sontag hatte hier ihre ersten frischen Lorbeeren erobert. Mit Beckmanns Fortgang nach Wien sank der Stern des Königstädter Theaters rasch. 1849 ging es für immer ein. Unvergeßliche Genüsse danken wir übrigens nicht nur seinen Possen- und Lustspielaufführungen, sondern mehr noch der italienischen Oper, welche dort während jedes Winters seit 1841 Vorstellungen gab.

Mit manchen der größten Künstler und Künstlerinnen ihrer Zeit sind die Berliner zuerst durch diese italienische Oper bekannt geworden: mit der Assandri, der Zoja, der Castellane, der Fodor, mit Tamburini noch in der Zeit seiner ungebrochenen Kraft und Herrlichkeit, und mit der unvergleichlichen, nie wieder erreichten oder gar überstrahlten Meisterin Pauline Viardot. Während der ihrem deutschen Gastspiel an der Königl. Oper voraufgehenden Herbstmonate des Jahres 1846 spielte und sang sie dort alle Hauptrollen ihres italienischen Repertoires mit unbeschreiblicher Vollendung und Wirkung. Diese Zeit ist mir durch sie zu einer der an glanzvollen, tiefen und mächtigen künstlerischen Eindrücken reichsten meines Lebens geworden.

Das Theater und alle Bühnenangelegenheiten standen während dieser Vormärzjahre der Regierung Friedrich Wilhelms IV. nicht mehr völlig so in der ersten Reihe des



Eine der Erwartungen, welche die Berliner vom Regierungsantritt des neuen Königs gehegt hatten, ließ sich in das Wort zusammenfassen: weniger Ballet und mehr Shakespeare. Er theilte nicht die Vorliebe seines Vaters und Vorgängers für das Ballet. Aber daß dessen Pflege unter seiner Regierung vernachlässigt worden wäre, kann niemand behaupten. Hoquet erfand in diesen Jahren seine besten Tanzpoëme für das Opernhaus. Fanny Elslers erlöschender Stern leuchtete hier noch einmal (1842) auf. Die Cerrito, Lucile Grahn, und manche andre bereiteten den Balletfreunden Wonnen, wie sie diese sich nicht schöner wünschen konnten.



Mendelssohn.

Die Berufung Ludwig Tiecks nach Berlin und die Freundschaft des Königs für den alten Großmeister der romantischen Schule legte die Meinung nahe, daß dieser auch nicht säumen würde, seine einstigen Lieblingsträume und Pläne in Bezug auf die Aufführung Shakespearescher Dichtungen zu realisieren und den Berlinern dessen Dramen auf der fast dekorationslosen, nach altenglischem Muster eingerichteten Bühne vorzuführen. Aber es blieb bei dem einzigen Versuch mit dem „Sommernachtstraum", der, in annähernd ähnlicher Weise inszeniert, zum ersten Mal mit Mendelssohns liebenswürdiger Musik (mit der schönen, aber unerträglich affektierten Charlotte von Hagen als Puck) im Winter 1842 im Königlichen Schauspielhause in Szene ging.

Noch eine andere Genugthuung wurde Tieck zu teil: Sein „Blaubart" kam (mit Tauberts Musik) zur Aufführung; freilich nur, um sehr bald wieder zu verschwinden. Gegen solche sehr unschädliche Befriedigungen der poetisch-theatralischen Liebhabereien des Königs, wie diese Vorstellungen und die der Sophokleischen Antigone mit den Mendelssohnschen Chören, richtete sich sofort wieder der boshafte, hämische Spott in der Presse, in der Gesellschaft, im Possen-Couplet, um ihm und dem Publikum die Freude daran zu verleiden.

Die dramatische Alltagsspeise, welche letzterem im Königlichen Schauspiel serviert wurde, bestand neben den Stücken des „klassischen" Repertoires, die noch ohne jeden Hauch von „Meiningerei" inszeniert wurden, in den Dramen und Lustspielen von Iffland, Raupach, Scribe, Charlotte Birch-Pfeiffer, Töpfer, Bauernfeld und den auf der Bühne zugelassenen des sonst so verpönten litterarischen „Jungen Deutschland", Gutzkows und Laubes. Sogar der politische Poet Robert Prutz kam einmal zu Wort auf dieser Hofbühne. Man gab 1844 sein Tendenzdrama „Moritz von Sachsen". Aber die revolutionäre Rede an das Publikum, welche der hervorgerufene Verfasser von den Brettern herab hielt, schloß ihm für die folgenden Zeiten die Pforten dieses Hauses. — Der größte Bühnenkünstler, der Menschen- und Charakterdarsteller im höchsten Sinn, Karl Seydelmann, welcher seine Kollegen Rott, Ed. Devrient, Grun, Lavallade völlig in Schatten stellte, war in der Blüthe der Jahre 1842



Robert Prutz.



Döring.

verstorben. Er fand anfangs einen ziemlich mäßigen Ersatz in Hoppé, dann einen desto glänzenderen in Theodor Döring. Eines jugendlichen Helden und Liebhabers, wie diese Bühne ihn in H. Hendrichs seit 1846 besaß, und wirksamerer komischer Kräfte wie Gern, Weiß und Räthling konnte sich keine andere Hofbühne rühmen, ebenso wenig einer Heroine, wie es die Crelinger noch immer war, deren Töchter Bertha und Klara Reich neben ihr als naive und sentimentale Liebhaberin mit gutem Erfolge wirkten.

Allwinterlich gastierte im Königlichen Schauspielhause auch eine französische Künstlergesellschaft während weniger Abende der Woche; sie erfreute sich eben so der Gunst des Hofes, wie jener der vornehmen und der gebildeten Gesellschaft Berlins.

An wahrhaft genialer Begabung, an Feinheit der Beobachtung und Schilderung des wirklichen Lebens, der Schwächen und komischen Seiten der Menschen seiner Zeit war Beckmann, der berühmte Komiker der dritten der im vormärzlichen Berlin existierenden Bühnen: des „Königstädtischen Theaters" auf dem Alexanderplatz nahe der Königsbrücke über den (nun zugeschütteten) Zwirngraben, selbst jenen drei Stützen des Lustspiels im Königlichen Schauspielhause noch überlegen. Von dem Günstling Friedrich Wilhelms III., K. Cerf, in den zwanziger Jahren gegründet, war diese Bühne dem Schwank, der Posse, dem heiteren Singspiel, anfangs auch der komischen Oper gewidmet. Henriette Sontag hatte hier ihre ersten frischen Lorbeeren erobert. Mit Beckmanns Fortgang nach Wien sank der Stern des Königstädter Theaters rasch. 1849 ging es für immer ein. Unvergeßliche Genüsse danken wir übrigens nicht nur seinen Possen- und Lustspielaufführungen, sondern mehr noch der italienischen Oper, welche dort während jedes Winters seit 1841 Vorstellungen gab.

Mit manchen der größten Künstler und Künstlerinnen ihrer Zeit sind die Berliner zuerst durch diese italienische Oper bekannt geworden: mit der Assandri, der Zoja, der Castellane, der Fodor, mit Tamburini noch in der Zeit seiner ungebrochenen Kraft und Herrlichkeit, und mit der unvergleichlichen, nie wieder erreichten oder gar überstrahlten Meisterin Pauline Viardot. Während der ihrem deutschen Gastspiel an der Königl. Oper voraufgehenden Herbstmonate des Jahres 1846 spielte und sang sie dort alle Hauptrollen ihres italienischen Repertoires mit unbeschreiblicher Vollendung und Wirkung. Diese Zeit ist mir durch sie zu einer der an glanzvollen, tiefen und mächtigen künstlerischen Eindrücken reichsten meines Lebens geworden.

Das Theater und alle Bühnenangelegenheiten standen während dieser Vormärzjahre der Regierung Friedrich Wilhelms IV. nicht mehr völlig so in der ersten Reihe des



allgemeinen Interesses der Berliner Gesellschaft wie in der vorangegangenen Periode. Unklare politische Hoffnungen, Erwartungen, Bestrebungen, mächtig angeregt und genährt durch die leidenschaftliche, pathetische, politische Lyrik und die beißende Satire, welche trotz aller Verbote überall Eingang fanden; besonders auch durch die Leipziger Zeitungspresse, durch die lichtfreundliche und deutsch-katholische Bewegung auf religiös-kirchlichem Gebiet, die radikale philosophische Kritik der Junghegelianer, welche sich gegen jedes herrschende politische und religiöse Dogma und jede bestehende Autorität richtete, um sie aufzulösen, beschäftigten die gährenden Geister besonders von 1844 an mindestens ebenso lebhaft wie Oper, Ballet, Schauspiel und alle Sterne der Bühne oder gar die tendenzlosen Erscheinungen auf dem Gebiet der bildenden Künste.



Rauch.

Diese führten seitab von dem Lärm des öffentlichen Marktes ein bescheidenes Stillleben. In jedem zweiten Jahr wurde in den schäbigen, schmucklosen Sälen und Klassenzimmern des Akademiegebäudes die „Große akademische Kunstausstellung" im September für die Dauer von zwei Monaten eröffnet und das Kunstinteresse des gebildeten Publikums wieder einmal erweckt. In der Zwischenzeit erfuhr und sah man wenig oder nichts von Werken der bildenden Kunst. Chr. Rauch in seinen weiten Werkstätten im Lagerhause, umgeben und wie ein Halbgott verehrt, wie ein strenger Alleinherrscher gefürchtet von einem großen Kreise begabter Schüler, arbeitete an den Viktorien für die Walhalla und an dem Riesenwerk des Friedrichs-Denkmals. Der „alte Schadow", halb erblindet im hohen Alter, hatte die thätige Kunstübung längst aufgegeben und regierte, Stirn und Augen vom großen, grünen Lichtschirm beschattet, die gänzlich verknöcherte Akademie, deren Professoren ein wahres Bouquet talent- und ruhmloser Invaliden bildeten. Von den Früchten der Thätigkeit des herberufenen „gewaltigen" Münchener Meisters Cornelius war zunächst wenig zu spüren. Die Ausführung der Aquarellskizzen Schinkels in Fresko und kolossalem Format auf den Wandflächen der Museums-Vorhalle durch Cornelius' Schüler unter seiner Leitung war gerade keine zur Be-

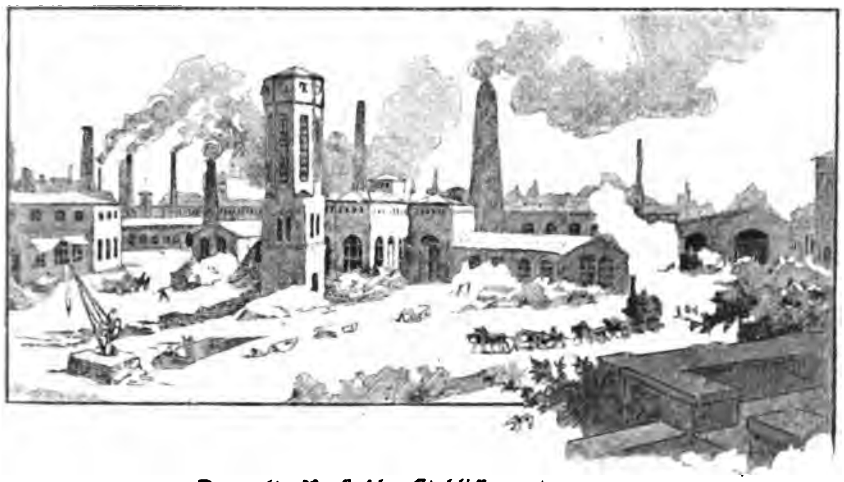


Schadow.

wunderung herausfordernde künstlerische That. Was die namhaftesten Berliner Meister der Malerei, die Karl Begas, Hensel, Kolbe, Holbein, Däge, Wach, v. Klöber an Werken der „großen Malerei" schufen, war nicht eben aufregend. Desto besser rechtfertigte Franz Krüger, der frische, naive Schilderer der Wirklichkeit, der Militär-, Jagd- und Pferdemaler, der glänzende Portraitist in Kreide und Farben, der auf romantische Poesie und tiefsinnige religiöse, historische oder philosophische Ideen in seinen Bildern gänzlich verzichtete, ebenso Fr. E. Meyerheim, der gemütsinnige, mit der Delikatesse der alten niederländischen Kleinmeister malende Schilderer des durch ihn verklärten Lebens der Familie des deutschen kleinbürgerlichen und bäuerlichen Hauses, ihren volkstümlichen Ruf durch jedes neue Bild. Eduard Magnus war neben K. Begas der begabteste, geistvollste Bildnismaler der Berliner Menschen jener Epoche, der fürstlichen Persönlichkeiten, der gefeierten Schönheiten und Berühmtheiten der Aristokratie, der Bühne und der reichen bürgerlichen Gesellschaft. Er hat uns in ihren Bildnissen das beste, wahrste Spiegelbild derselben festgehalten — auch das der großen Bescheidenheit, ja Dürftigkeit und leider auch Geschmacklosigkeit, welche in ihren Wohnungsausstattungen herrschte, während man nach dem Beispiel des Königs doch im Luxus bereits weit über das unter seinem Vorgänger eingehaltene Maß hinausgegangen zu sein meinte.

Des jungen Zeichners und Malers Adolf Menzel Genie, welcher damals (von 1843—49) an der Illustrierung der Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen für den König arbeitete, wurde erst von einer kleinen Gemeinde feinerer, tiefer blickender Kunstfreunde erkannt und gewürdigt. Die bis 1842 die ganze kunstfreundliche Gesellschaft Berlins beherrschende Schwärmerei für die Düsseldorfer Schule und ihre sentimentale, verdünnt romantische Historienmalerei empfing eine dauernde Erschütterung durch die Ausstellung der beiden großen belgischen Geschichtsbilder: die Abdankung Karls V. von L. Gallait und das Kompromiß der Edeln von F. de Biefve im Oktober und November jenes Jahres. Der Anblick dieser ersten Werke der modernen großen Malerei der belgisch-französischen Schule, welche nach Berlin verschlagen wurden, erzeugte eine wahre Geschmacksrevolution bei den Künstlern und dem Publikum, und hat nicht mehr auszulöschende, tiefe, nachhaltige Wirkungen hinterlassen.

Die Großindustrie steckte im vormärzlichen Berlin noch in den ersten Anfängen, ebenso wie die ganze Herrschaft des Dampfes, die Eisenbahnen ꝛc. Vor dem Oranienburger Thor hatten Borsig, Wöhlert, Egells ihre ersten Eisenwerke begründet, die einige hundert Arbeiter beschäftigten. Dadurch wurden jene Nordgegenden an der „Chausseestraße", deren Chaussierung schon am Einnehmerhäuschen endete, um dem tiefen Sande des Weges nach Tegel Platz zu machen, der Sitz der gefürchteten „Maschinenbauer von Berlin", welche später lange als die sicherste und stärkste Garde der Revolution galten.



Das alte Borsigsche Etablissement.

Der Berliner Witz und Spott, der in jener Zeit sich noch nicht seine beständigen illustrierten Preßorgane, wie den Kladderadatsch, die Wespen, den Ulk der späteren Epoche, geschaffen hatte, jener Alles benörgelnde und durchhechelnde, sich Allem und Allen überlegen glaubende Volkswitz, welcher in der, von Beckmann erfundenen und in mustergültiger Vollendung auf der Bühne verkörperten, von Glaßbrenner noch weiter ausgebildeten typischen Figur des „Eckensteher Nante Strumpf" gleichsam personifiziert worden war, ebenso wie der Witz der frondierenden liberalen gebildeten Gesellschaft kehrte damals seine Spitze mit besonderer Vorliebe gegen die Armee. Daß der König bei jedem Anlaß seinem Stolz auf sie, die er nur „mein herrliches Kriegsheer" zu nennen pflegte, den wärmsten öffentlichen Ausdruck gab, reizte diese antimilitärische Spottlust der Berliner nur um so mehr. In seiner persönlichen Erscheinung, seinen Neigungen, seinem ganzen Auftreten hatte dieser Monarch durchaus nichts Militärisches, Kriegerisches, Heldenhaftes. Er stieg nur ungern zu Pferde. Sein Wuchs paßte schlecht zur Uniform. Seine Kurzsichtigkeit, sein inkonsequentes, genialisches, launenhaftes Wesen, welches sich gegen den Zwang der strengen Regel sträubte; seine vorherrschend künstlerische Sinnesrichtung; der Mangel straffer, entschlossener, wortkarger Männlichkeit in seiner Natur — alle diese Eigenschaften ließen ihn nie zum eigentlichen Soldaten werden.



Aber eine wichtige, einschneidende Reform dankt ihm trotzdem das preußische Heer; und gerade jener künstlerische und romantische Sinn des Königs war es, welcher ihn zu derselben bestimmte. Im Jahre 1843 führte er die neue Uniformierung der Armee, den Waffenrock, den Helm, und bei den Kürassieren die hohen Reiterstiefel ein. Ich vergesse nie die große Parade am Tempelhofer Felde im Sommer jenes Jahres, auf



Parade am Tempelhofer Feld.



welcher die Gardetruppen zum ersten Mal in diesen neuen Trachten vor ihrem Kriegsherrn vorüberzogen. Wir begrüßten damals diese Veränderung mit wahrer Freude. Die frühere Uniformierung schien recht eigentlich dazu erfunden, die freie Entfaltung männlicher Schönheit, Gelenkigkeit und Kraft zu hemmen und einzuschnüren. Die neue Uniformierung schaffte darin gründlichen Wandel. Offiziere und Mannschaften sahen wie ausgetauscht aus in ihren neuen Helmen, um die Taille gegürteten Waffenröcken; die Soldaten mit dem kurzen römischen Schwert an der Hüfte, der Patronentasche vorn am Gurt; die Kürassiere mit dem niederen Metallhelm und den faltigen, hohen, wuchtigen Reiterstiefeln. Aber sofort richtete sich der tendenziöse Spott auch gegen diese offenbar ebenso zweckgemäßen und wohlthätigen, als malerischen Verbesserungen. Heines Verse in Bezug auf die neue Uniform: „es fehlt (dem Helm) nicht die Pointe, die Spitze, das mahnt ans Mittelalter so schön, an Edelknechte und Knappen, die in dem Herzen trugen die Treu und auf dem Hintern ein Wappen" — sie waren bald in Aller Munde.

Im Gardeoffizier sahen die damaligen Berliner wenig mehr als eine vom Königthum verhätschelte Puppe, die keinen andern Zweck zu haben schien, als zu paradieren, den gemeinen Soldaten zu quälen und herunterzuhunzen, den Bürger zu brüskieren, den Frauen und Mädchen die Köpfe zu verdrehen, säbelklirrend auf dem Berliner Pflaster einherzustolzieren und während der Frühlings- und Sommertage stundenlang auf der schmalen Terrasse von Kranzlers Konditorei an der Ecke der Friedrichstraße und der Linden die bespornten Füße gegen die Eisenstange des Geländers gestemmt, zu sitzen, Gefrorenes zu löffeln, mit schnarrender Stimme wenig schmeichelhafte Bemerkungen über die Vorübergehenden mit den Kameraden auszutauschen, bei Jagor in dem Nachbarhause mit der goldenen Sonne über dem Hausthor und bei Sala Tarone Sekt zu trinken und im Winter Austern zu schlürfen. Den heutigen Berlinern, welche den preußischen Offizier von so ganz anderen Seiten kennen gelernt und meistens allen Grund haben, ihn als Muster des Taktes, der ernsten, vornehmen, gemessenen Haltung zu schätzen, ihn jedes auffällige, herausfordernde, öffentliche Auftreten und Benehmen scheuen, perhorreszieren und bei Kameraden strenge rügen sehen, wird es kaum möglich, sich ein Bild zu vergegenwärtigen, wie es diese, mit sich räkelnden, Eis essenden Gardelieutenants dicht und ausschließlich besetzte Kranzler-Terrasse in jenen vormärzlichen Zeiten in den Mittags- und Abendstunden der Sommertage darbot. Sie bildete denn auch den Gegenstand der ersten oder zweiten lithographierten Karrikatur, welche in Berlin nach der im Winter 1841—42 durch königliche Entschließung erfolgten Befreiung der Karrikaturzeichnungen von jeder Zensur, veröffentlicht wurde. Diese hatte einen ungeheuren Erfolg und wurde in vielen tausend Exemplaren verkauft.

Was für die Berliner von heute die Wiener Cafés sind, waren für die vormärzlichen gewisse mit Lesekabinetten verbundene Konditoreien. Der meist recht schlechte Kaffee

und noch schlechtere Thee wurde von ihren fast ausschließlich männlichen Besuchern viel weniger begehrt und genossen, als das süße Gebäck. Die Berliner, Alte und Junge, waren passionierte Kuchenesser. Zu Kranzler ging man zum Genuß von Süßigkeiten ohne jeden Nebenzweck. Gegenüber, bei Spargnapani, in den heute von Dressels Restaurant eingenommenen, aber gründlich umgestalteten Räumen, bei Stehely neben der Salomon-Apotheke in der Charlottenstraße am Gensdarmenmarkt, bei Giovanoli an der Ostecke der Charlotten- und Behrenstraße und bei Courtin in der Königstraße neben dem Hauptpostgebäude suchte man vor allem Zeitungslektüre. In Bezug auf Umfang und Reichtum an Zeitungen waren die Lesekabinetts dieser vier, von den „Journaltigern" zumeist besuchten Konditoreien einander ziemlich gleich, nicht minder auch hinsichtlich der Enge, Dumpfheit, Luft- und Lichtlosigkeit ihrer Räume, wenn das letztgenannte Lokal darin auch allen anderen noch über war.

Jedes der viere hatte sein besonderes Stammpublikum. Bei Spargnapani saßen und verzehrten ihre Zeitungsnahrung, ihre Süßigkeiten, ihre Schokolade, ihren Kaffee und Thee vorzugsweise die jüngeren Gelehrten, die liberalen Studierten, die jungen Ärzte, Juristen, Referendarien, Kandidaten der Philosophie, besonders aber die in Berlin verweilenden Russen, Polen, Franzosen und andre Ausländer. Nur in dem einen Hinterzimmer war leise geflüstertes Gespräch erlaubt, und dort auch hörte man zuweilen nachmittags das Klappern von Dominosteinen und Schachfiguren. Stehelys vier Zimmer waren das Hauptquartier der Litteraten und Journalisten, aber auch das mancher Berühmtheiten des Katheders. Sehr häufig konnte man in den Nachmittagsstunden Professor Lachmann, den großen Philologen, Lepsius, den Erforscher Ägyptens, Hotho, den philosophischen Kunsthistoriker und Ästhetiker, den unter dem Namen „der Kunst-Rohr" in den Ateliers der ersten Maler und Bildhauer wohlbekannten Kunstenthusiasten Herrn v. Rohr, welchem die Akademie die wohlthätige Rohrsche Stiftung dankt, ihren Kaffee nehmen sehen und ihre laute, lebhafte Debatte über gelehrte und politische Fragen hören. Diese Herren verließen selten das erste große Zimmer, vor dessen Rückwand sich der lange Ladentisch, das mit allem Backwerk besetzte Büffet, hinzog. In dem seitlich angrenzenden und im Hinterzimmer fanden sich die liberalen Korrespondenten auswärtiger und Feuilletonisten der wenigen Berliner politischen und belletristischen Zeitungen zusammen, Rutenberg, E. Meyen, genannt „das Oppositiönchen", der lange Saß, Hieronymus Truhn, der Musiker und geistreiche Musikschriftsteller, u. A. — In der Konditorei von Giovanoli, hinter deren Ladentisch der Herr des Geschäfts — wie alle diese Berliner Konditoren ein französischer Schweizer — einer der drolligsten Käuze, dem Eintretenden sein verbindliches „Guten Morj'n", dem Fortgehenden sein „Empfähl mich" zuschnarrte, wurde der meiste Kaffee getrunken. Hier bildeten die Geheimen Räte, die Staatshämorrhoidarien das Stammpublikum. In dem langen, dunklen, an einem engen düsteren Hof gelegenen Hinterzimmer der Courtinschen Konditorei aber sah man kaum

jemals andere Gestalten, als die der Geschäftsleute aus der Königsstadt, die Männer von der Berliner Börse, deren Bedeutung und deren Thatenfeld damals noch ziemlich bescheidene waren. Das Geschlecht der eleganten und unverschämten jungen und älteren Börsianer hatte sich in jenen vormärzlichen Zeiten Berlins noch nicht entwickelt. Auch die großen kühnen Spekulanten mit weltumfassendem Blick und Unternehmungsgeist fehlten noch.

Unter den zahlreichen andern Konditoreien, welche nicht um ihrer Lesekabinetts willen besucht wurden, genoß die von Fuchs, Unter den Linden, in der Nähe des Durchgangs der Kleinen Mauerstraße, eines ganz besonderen Ruhmes um ihrer vielbewunderten Ausstattungspracht und ihrer winterlichen Weihnachtsausstellungen willen. Die aus kleinen Rauten und Glasplättchen zusammengesetzten Spiegelwände und Decken der Innenräume gaben denselben vorzugsweise ihren hochgepriesenen Glanz. Nicht mit Unrecht stand diese Konditorei im Ruf einer Liebesbörse. Die feineren Kokotten des damaligen Berlin, — das im Punkt der Unsittlichkeit, der Freude am und der reichlichen Gelegenheit zum liederlichen Leben, im Verhältnis zu seiner so viel geringeren Einwohnerzahl, dem heutigen, vielgeschmähten entschieden überlegen war, — bewiesen für diese Fuchsschen Räume eine entschiedene Vorliebe. Wessen Herz nach dem Anblick dieser Damen und nach dem Anbändeln einer Bekanntschaft mit ihnen verlangte, der konnte ziemlich sicher sein, hier während gewisser Tagesstunden nicht vergebens suchen zu müssen.

Für die Lesekabinetts der Konditoreien erstand im Jahre 1846 eine gefährliche Konkurrentin in der von Dr. Julius gegründeten „Zeitungshalle". Sie lag in dem ersten

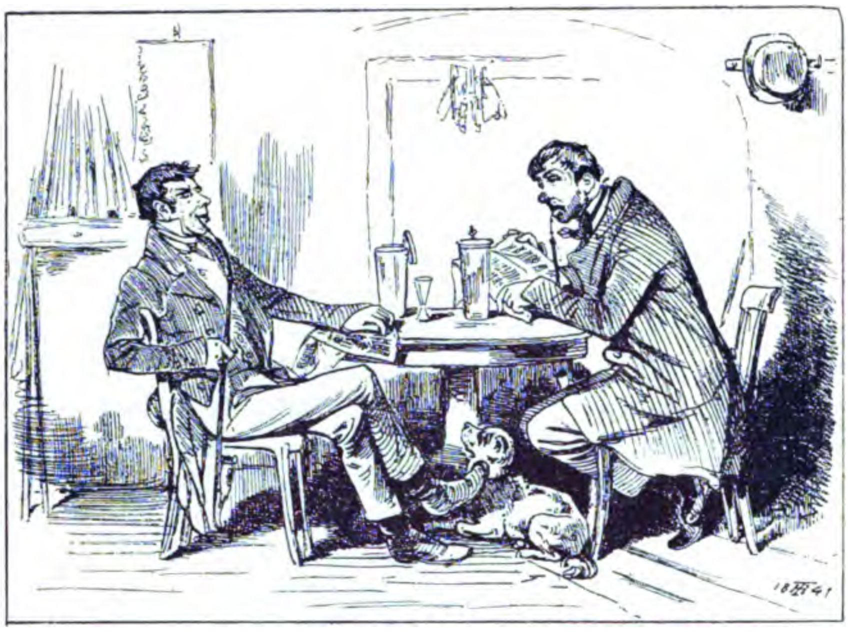


Weihnachtsausstellung in der Konditorei von Fuchs.

Geschoß des Eckhauses der Jäger- und Oberwallstraße, in welchem sich heute das Kleidermagazin von Louis Landsberger befindet. Hier strömte mehr und mehr Alles zusammen, was an der großen Bewegung der Geister gegen die herrschenden Gewalten in Staat und Kirche lebendigen Anteil nahm, sie trug und verbreiten half. Die Zeitungshalle wurde das Hauptquartier der Wortführer aller oppositionellen Parteien in Berlin, nicht nur der Lese-, sondern auch der Sprech- und Diskutiersaal derselben – ein Herd der politischen, und später der revolutionären Agitation. Während der hocherregten Tage vor und nach dem Zusammentritt des ersten vereinigten Landtages in Berlin im April 1847 wurden hier die Berichte über die Sitzungen und die Reden der dort zumeist in die Öffentlichkeit tretenden parlamentarischen Größen Preußens immer gleich nach dem Erscheinen von einzelnen Männern, von einem zum Katheder erhobenen Stuhl oder Tisch herab, der ganzen sich um sie scharenden Versammlung laut vorgelesen, und von dieser mit stürmischen Akklamationen begleitet und unterbrochen. Es bedurfte hier keiner Anregung durch Getränke, um erhöhteStimmungen herbeizuführen. Auf leibliche Erquickung, Speise und Trank, auch von der bescheidensten Gattung, mußte man in der Zeitungshalle verzichten. Ihren Namen übertrug ihr Begründer Dr. Julius auch auf die von ihm herausgegebene politische Zeitung. Diese war eine der ersten, welche der bisherigen Alleinherrschaft der beiden alten Zeitungen, der Vossischen und der Spenerschen, und deren ausschließlichem Einfluß auf die öffentliche Meinung Berlins ein Ende machten, die erste Berliner Zeitung, welche auch die moderne äußere Form der großen französischen Journale, mit dem Feuilleton unter dem Strich, angenommen hatte.

Der Genuß des Bieres, namentlich des „echten", nahm nicht entfernt den breiten Platz, wie gegenwärtig, unter den Freuden und Lebensgewohnheiten der vormärzlichen Berliner ein. Als das angestammte Nationalgetränk derselben galt noch immer das Weißbier, die kühle Blonde. In den ersten vierziger Jahren thaten sich verschiedene „Bayerische Bierstuben" auf. Das dort verzapfte Gebräu hatte mit wirklichem Bayerischen nur eine sehr geringe Ähnlichkeit. Irgend eine reizvolle, anziehende, behagliche Einrichtung und Ausstattung der betreffenden Lokalitäten zu beanspruchen, kam niemandem bei. Desto eifriger und allgemeiner waren die Wirte und Unternehmer darauf bedacht, ihren Gästen den Aufenthalt durch ein nie seine Wirkung verfehlendes lebendiges Mittel angenehm zu machen. Fast alle ließen das Getränk durch Schenkmädchen kredenzen, unter welchen solche von großer Schönheit, Anmut und freundlichem Bezeigen oder herzgewinnender Liebenswürdigkeit durchaus nicht selten waren.

Um der reizenden Schenkerinnen willen vor allen berühmt waren um die Mitte der vierziger Jahre die Bierstube von Flüggen und die von Wasmund in der Leipzigerstraße. In der von Scheible in der Markgrafenstraße, Ecke der Französischen, in deren schmucklosen verräucherten Räumen sich bis zum Revolutionsjahre hin abends und nachts eine Gesellschaft der erlesensten jüngeren „Ritter vom Geist" von allen Nationen zu-



In der Bayrischen Bierstube.
(Nach einem Original von Th. Hosemann aus „Brennglas, Berlin wie es ist — und trinkt.")

sammen zu finden pflegte, fungierte als Oberkellnerin Fanny, die Schwester der Wirtin, ein echt bayerisches Kind, welche, im Gegensatz zu den Kellnerinnen anderer Kneipen jeder körperlichen Schönheit entbehrend, es doch allen diesen Männern der Wissenschaft und Kunst von glänzendem Talent (ich nenne nur Th. Bruns, Müller-Strübing, Dr. Brüggemann, Melchior Meyer, Berthold Auerbach, Hermann Heidel, Th. Kalide, Turgenjew und, ihnen gelegentlich einmal zugesellt, A. Herzen und Bakunin) durch die eigentümliche treuherzig-naive Anmut ihres Wesens wahrhaft angethan hatte und gleichsam zur „Familie" gehörte, oder als eine Art Ehrenmitglied dieses Männerkreises angesehen war.

Drüben die Weinstube von Lutter und Wegner war, wie schon in den zwanziger und dreißiger Jahren und wie sehr viel später noch, auch damals das Lieblingslokal der Bühnenkünstler, der Schauspieler des nahen Königlichen Theaters. Für diese war sie durch die bekannten Sitzungen Ludwig Devrients mit dem Kreisler-Hoffmann für immer zur heiligen Stätte geweiht, und jeder Mime fühlte sich hier, seinen Sekt schlürfend, als Geist von deren Geist.

Eine ganz anders geartete Gesellschaft sah die Hippelsche Weinstube in der Friedrichstraße, nahe der Dorotheenstraße, abends in ihren Räumen beisammen. Sie war aus den sogenannten „Freien", den meist hochgebildeten männlichen und weiblichen jugendlichen Bekennern und Jüngern der „absoluten Kritik" gebildet. Theoretisch hatten diese mit dem ganzen „überlieferten Kram von Staat, Religion, Sitte, Ehe, Familie" reinen Tisch gemacht. Sie scharten sich verehrend um den sehr viel ernsteren und tieferen großen kritischen Messias, Bruno Bauer, und dessen Bruder Edgar und ließen es auch an, freilich ziemlich schwachen, Anläufen nicht fehlen, ihre Theorie in die Praxis des Lebens einzuführen.

Viel reichlicher als gegenwärtig war das vormärzliche Berlin mit großen öffentlichen Wirtsgärten der



Weinstube von Lutter und Wegner.



Ludwig Devrient.

allerschönsten Art innerhalb der Stadt wie außerhalb ihrer „Accisemauern" gesegnet. Wo heute die Eichhornstraße in die Potsdamerstraße mündet, öffnete sich damals der Eingang zu dem weiten Möwesschen Blumengarten, der sich, das ganze Gebiet der Eichhorn-, Schelling- und Linkstraße bedeckend, nach Westen bis an den von Weiden beschatteten Landwehrgraben (den Vorgänger unseres Schiffahrtskanals) und nach Süden bis zur Potsdamer Eisenbahn erstreckte. In ihm fanden in geschützter Halle an jedem Mittwoch zuerst jene populären Konzerte mit klassischem Programm (bei einem Eintrittspreis von 25 bis 50 Pfennigen) statt, welche die Instrumentalwerke der großen Meister allem Volk vertraut und immer lieber und lieber machten.

Musikdirektor Liebig ahmte dann dies Beispiel mit großem Erfolge im „Hennigschen Wintergarten" (an der Stelle des heutigen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters) vor dem Oranienburger Thor nach.

Hinter den ersten Häusern der heutigen Viktoriastraße (vom Tiergarten aus) befand sich das Gitterthor des riesigen Kemperhof-Konzert- und Kaffeegartens, der zur Seite des großen Bendemannschen Gartens mit seinen prachtvollen alten Baumalleen und Blumenbeeten das Terrain der westlichen Viktoriastraße bis zum Landwehrgraben einnahm. An der Tiergartenstraße lagen, von ähnlich weiten, baumreichen Konzertgärten bis zu derselben Grenze an ihrer Rückseite umgeben, mit ihren Kaffee- und Restaurationssälen die Gebäude des Odeums und des Hofjägers. Im Garten des letzteren, der schönste und weiteste von allen, fanden die berühmten Militär-Monstrekonzerte statt, welche eine der volkstümlichsten, in der Erscheinung groteskesten Gestalten Berlins, der Militärmusikdirektor Wieprecht, leitete. Zu Tausenden scharten sich die „Zaungäste" an solchen Tagen vor dem niedrigen Holzgitter, welches diesen Garten (dort, wo heute die Friedrich-Wilhelmstraße mündet) von der Tiergartenstraße absonderte, um den von Wieprechts Taktstock entfesselten Tonfluten zu lauschen. Freilich schrieb man diesem Taktstock auch die ominöse Gabe zu, Regenwolken selbst über den reinsten Sommerhimmel heraufzuziehen und deren Schleusen zu öffnen. Ein Wieprechtsches Monstrekonzert im Hofjäger ohne einen Regenguß wollte kein Berliner je erlebt haben.



In nächster Nachbarschaft von diesem prachtvollen Konzertgarten dehnten sich bis zur heutigen Lichtensteinallee an der Nordseite die von dem nun längst zugeschütteten Graben am Tiergarten begrenzten Wiesen von Albrechtshof, an deren Südseite einige als



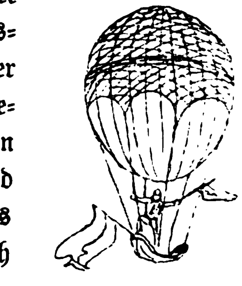


als Sommerwohnungen vermietete Häuschen und zwischen diesen das jenen Namen führende Gehöft mit dem bis zum Landwehrgraben reichenden großen Wirtsgarten aus. Dorthin und nach dem benachbarten Blücher- oder Moritzhof am Eingange der heutigen von der Heydtstraße, an dessen niedriges Häuschen sich ein ebenso ausgedehnter Kaffeegarten schloß, zog die gute bürgerliche Gesellschaft Berlins an Sommernachmittagen und Festmorgen besonders gerne, um dort „saure Milch“ mit aufgestreutem geriebenen Schwarzbrot und Zucker aus grünen Glasſatten zu genießen.

Im Moritzhof gaben sich außerdem zahlreiche Professoren, Beamte und liberalkonservative Schriftsteller gegen fünf Uhr ein Rendezvous zum gemeinsamen Nachmittags-Kaffee. Der jetzige Zoologische Garten und der Seepark bildeten bis 1844 einen wahren Urwald, ein einziges eminent malerisches Dickicht, das von wenigen Wegen und Fußpfaden durchschnitten war und den Namen „die Fasanerie“ führte.

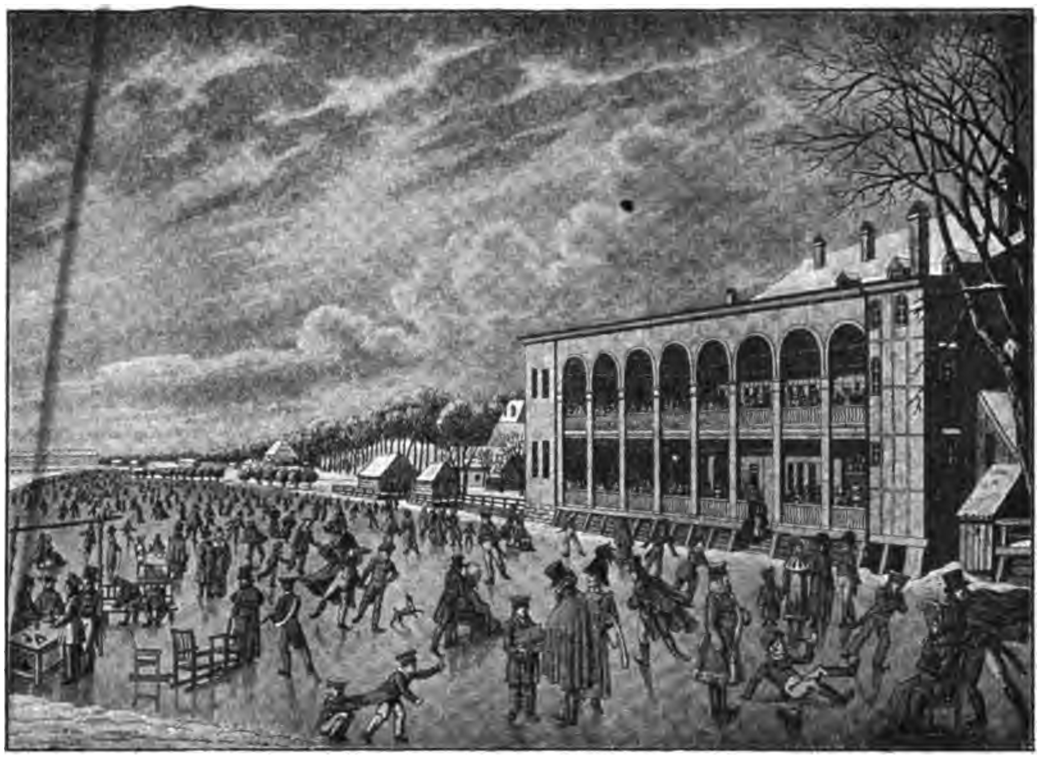
Andere große aber primitive Wirtsgärten dehnten sich damals auch hinter den Zeltetablissements aus, noch andere fand man vor dem Halleschen Thor (in der baumreichen Schlucht des „dustern Kellers“ und im Tivoli mit seiner Rutschbahn auf dem Kreuzberge) und im Osten auf dem Terrain der jetzigen Wallnertheaterstraße (Buchés Blumengarten).

Auch für die öffentlichen Winterfreuden der vormärzlichen Berliner war, abgesehen von den Theatern und den „echten Bierhallen“, kaum weniger reichlich gesorgt als heute. Die Subskriptionsbälle zwar waren noch nicht eingeführt und die ehemaligen, im Schauspielhause veranstalteten, königlichen Redouten hörten schon in den ersten Jahren der neuen Regierung auf. Aber man tanzte mit nicht geringerer Passion als heute bei Kroll, im Mehlhause, im Mielentz'schen Saal und, falls man nicht zu strenge in Bezug auf die moralische Untadligkeit der Damen dachte, mit nicht geringerem Vergnügen in der Villa Bella, der Villa Colonna und im „Colosseum“, dem Vorgänger des „Orpheums“ berüchtigten Andenkens. Man lief Schlittschuh nicht nur auf dem Tiergartensee und bei der Rousseauinsel, auf der Oberspree bis Saatwinkel und dem Rummelsburger See, sondern auch auf den überfluteten Getreideäckern am linken Ufer des „Grabens“, das nun die Häuser des Schöneberger Ufers, der Magdeburger, Genthiner und Lützowstraße bedecken, und auf den weiten „Gräfschen Wiesen“ zwischen der heutigen Händelstraße, der Spree und dem Schloßgarten von Bellevue. Aber diese Lust war bis zum Winter 1843—44 doch nur eine halbe. War doch bis dahin keinem weiblichen Wesen in Berlin der Gedanke gekommen, daß die Eisbahn mit ihrer schönsten aller Winterfreuden für die Mädchen und Frauen ebenso gut









Eisbahn hinter den Zelten.

wie für die Knaben und Männer geschaffen seien. Jene glaubten auf derselben einzig auf die passive Rolle beschränkt zu sein, sich von diesen im kleinen Stuhlschlitten über die glatte Fläche hinschieben zu lassen. An einem schönen Frosttage jenes Winters aber erschien die Gattin des sardinischen Gesandten, Gräfin Rossi, die niemand anders war als Henriette Sontag, die einstige weltberühmte Sängerin, auf der Gräfschen Wiese, legte Schlittschuhe an die elegant chaussierten kleinen Füße und glitt mit den männlichen Läufern um die Wette geschickt und graziös über die weite Bahn. Diese kühne That erregte ungeheueres Aufsehen. Aber sie wirkte wahrhaft befreiend, den Bann eines thörichten Herkommens brechend. Bald sah man das Beispiel von hunderten junger Damen befolgt. Unsere Eisbahnen sind seitdem zu einem Schauplatz der hübschesten, bewegten, lebendigen Bilder, der reinsten entzückendsten Freuden, zum „Quell der Wonne", der Gesundheit und gesteigerten Lebenskraft auch für die weibliche Jugend geworden, und der Eislauf auf ihnen für die Männer zum verdoppelten Genuß.

Die Genüsse des gesellschaftlichen Verkehrs in der bürgerlichen Bevölkerung, welche das eigene Haus und die Häuser der Bekannten boten, waren unvergleichlich einfacher und bescheidener als heute. In den feiner gebildeten Familien nahmen die Abendgesellschaften in den ersten vierziger Jahren noch häufig die Form des „ästhetischen Thees" an. Der Spott, die Satire der Humoristen des vorigen Jahrzehnts hatte den Berlinern die Lust daran nicht verleiden können. Auch das Lesen von Stücken mit verteilten Rollen gehörte zu den sehr beliebten gesellschaftlichen Genüssen in solchen Häusern, falls nicht das Musikmachen und Musikhören jeden andern verdrängte. In geselligen bürgerlichen Familien von weniger litterarischen oder künstlerischen Neigungen


Obsthändlerin

nahmen die harmlosen Gesellschaftsspiele noch den ersten Rang unter den der abendlichen Unterhaltung dienenden Veranstaltungen ein. Die Beköstigung der Gäste ging über den gereichten Thee mit dünnen Brötchen, und bei festlichen Gelegenheiten über einen warmen Braten und Kompott, Tischwein oder Punschbowle selbst in wohlhabenderen Häusern kaum hinaus. Die Überzeugung von der unabweislichen Notwendigkeit der Sommerreise, des Ferienaufenthalts im Bade, an der See oder im Gebirge hatte damals nur ein verschwindend kleiner Teil der Gesellschaft gewonnen. Selbst reiche Familien sah man für die Hochsommerwochen sich mit einer Sommerwohnung in — Albrechtshof, in der Tiergartenstraße, oder Pankow begnügen. Andere mieteten — eine Laube in einem der Gärten im Frankfurter Gärtnerviertel, am Matthäi-Kirchplatz, am Kreuzberg oder in Schöneberg zur sommerlichen Benutzung. Diejenigen aber, für deren Etat und Lebensgewohnheiten auch dieser bescheidene Luxus schon zu groß erschien, fanden ein hinreichendes Maß von Sommerfreuden und Auffrischungen in jeweiligen Landpartien nach dem Grunewald, nach Saatwinkel, Tegel, Schönhausen oder in einer Ruderfahrt nach Stralau und Treptow zum Land- und Wasserfeuerwerk.

Jeder Genuß aber, welchen Männer und Jünglinge im Wandeln oder Stehen auf dem Pflaster wie auf den Sandwegen des vormärzlichen Berlin zur Winter- oder Sommerzeit finden mochten, wurde der großen Mehrheit von ihnen durch ein Ge- oder Verbot verringert, über dessen Nachachtung die grünen Gensdarmen, die Vorgänger unserer blauen Schutzmänner, unnachsichtig wachten. In Berlin durfte in der freien Luft nicht geraucht werden! Vom Eckensteher und „Angstarbeiter" bis zum Staatsminister, General und „Reichsunmittelbaren" hinauf war jeder diesem Gesetz unterworfen; und jeder wünschte dasselbe. Unter allen Freiheiten, welche in den Märztagen erobert wurden, ist keine widerspruchsloser seitens aller Parteien begrüßt worden, als die Rauchfreiheit. Unter allem alten Plunder, welcher damals abgethan wurde, ist keiner so unbeklagt bei Seite geworfen worden, als jenes thörichte Verbot. Auch in den schlimmsten Zeiten der Reaktion, welche unserem Volk so viele, bereits für sicheren festen Besitz gehaltene Märzerrungenschaften wieder entwunden hat, ist einzig die des Rauchendürfens in freier Luft in keinem Augenblick der gleichen Gefahr ausgesetzt oder bedroht gewesen. Selbst „Bismarck war ja auch dafür!"







Schönen, guten Tag! Wie gehts? Nun, wie bekommt Ihnen das Leben in unsrer Reichshauptstadt? Wie gefällt Ihnen das Berliner Pflaster? Nicht wahr, vorzüglich, herrlich! Und was soll ich Ihnen heute zeigen? Haben Sie die Börse schon gesehen? Das wäre schon der Mühe einer kleinen Studie wert. Sie müssen wissen: seitdem der Krieg den politischen Schwerpunkt von Paris nach Berlin verschoben, die Münzeinheit und die Goldwährung das Vertrauen zu Deutschland gehoben, die Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen und die zentrale Lage Berlins die internationale Bedeutung der Berliner Börse gesteigert hat, nimmt Berlin eine dominierende Position auf dem Weltmarkte ein!

Also wir werden uns nachher die Börse ansehen! Aber wohl vorbereitet und gründlich, denn wir sind Deutsche. Lassen Sie mich daher unterdessen zu Ihrem Professor avancieren, der Ihnen in der gemütlichen Raehmel'schen Weinstube am Gendarmenmarkt bei einem Glase vorzüglichen Rotweins vorher zu Ihrer Information ein kleines Kolleg lesen wird. Wir haben noch vollkommen Zeit; ein wundervolles Stammfrühstück wartet unser, bewährte Börsenmänner werden sich zu demselben dort schon eingefunden haben, mein Gedächtnis nötigenfalls unterstützen und uns nachher nach der Burgstraße begleiten. Ich erzähle Ihnen zunächst die Geschichte der Börse. Denn

jede Einrichtung, jede Gemeinschaft, welche im öffentlichen oder im gesellschaftlichen Leben zu einiger Bedeutung gelangt, hat heutzutage ihre Geschichte und legt Wert darauf, eine solche zu haben. Führt nicht selbst jeder kleine Verein, der kaum über den engen Kreis seiner Angehörigen hinaus bekannt wird, seine Vereinschronik? Wer weiß, was aus dem kleinen Anfang wird? Alles hat seinen Anfang, und aller Anfang ist schwer. Aber ist das Kind nachher erwachsen, so sonnt man sich im Glanze seines fröhlichen Gedeihens und blickt gern auf die Zeit seiner Hilflosigkeit zurück, in welcher man noch nichts von ihm hatte, als Sorgen. Und bei festlichen Gelegenheiten holt man die alten Aufzeichnungen hervor und sattelt seinen Pegasus, schreibt Festschriften und hält Festreden. . . .

Obgleich nun die Börse heute kein Stiftungsfest feiert, will ich doch die Schicksale derselben kurz Revue passieren lassen, damit Sie auf dem Berliner Pflaster recht heimisch werden. Man sieht doch mit ganz andern Augen, wenn man die Genesis der Dinge kennt. Aber wo soll ich anfangen? Was wissen Sie überhaupt schon von der Börse? Weiter nichts, als daß daselbst viel Geld gewonnen und verloren wird. Entschuldigen Sie mein Lächeln; ich bin überzeugt, daß es vielen Leuten so geht. — Also ab ovo! Sind Sie des trocknen Tones satt, so unterbrechen Sie mich, bitte.

Die Nützlichkeit des persönlichen Zusammenkommens von Käufer und Verkäufer, die für den Kleinverkehr die Märkte hervorrief, ist auch dem Großverkehr von jeher einleuchtend gewesen — und insofern reichen die Anfänge der Börse ins früheste Altertum zurück. In der neueren Zeit sind aus ursprünglich formlosen Zusammenkünften geregelte Institutionen geworden, die teils durch direkte staatliche Gesetzgebung, teils durch Gewohnheitsrecht und Selbstverwaltung ihre festen Normen erhielten.

Der Name Börse trat erst im 16. Jahrhundert auf. Er soll aus Brügge stammen und vom Wahrzeichen des Versammlungsgebäudes herrühren. Les bourses de Lyon 1549, Toulouse 1549, Rouen 1566 waren die ersten gesetzlich organisierten Börsen Frankreichs. In England entwickelte sich die Börse ganz unabhängig vom Staat. Ich weiß nicht, wann man ihre früheste Organisation annehmen soll; jedenfalls war u. a. das Stock Exchange Coffee-House im 17. Jahrhundert schon von großer Bedeutung.

Von Hamburg liest man, daß es schon im 16. Jahrhundert Börsenplatz war, die Geschichte der Börsen von Frankfurt und Leipzig reicht dagegen nur bis ins achtzehnte zurück. Jetzt nennt man „Börse" allgemein den Ort, wo Bankiers, Unternehmer und Rheder oder deren Vertreter direkt oder durch Makler und Kommissionäre Handelsgeschäfte machen. Unter Börse versteht man auch die Gesamtheit der diese Geschäfte abschließenden Personen. Die Börse hat Haltung, Stimmung, Tendenz, heißt in der Geschäftswelt, welche im Börsensaale zusammenkommt: sie neigt zu dieser oder jener Art, Geschäfte zu machen. In gewissen Städten befindet sich in dem Börsengebäude eine Art Kasino und innerhalb der Kaufmannschaft eine geschlossene Gesellschaft, welche

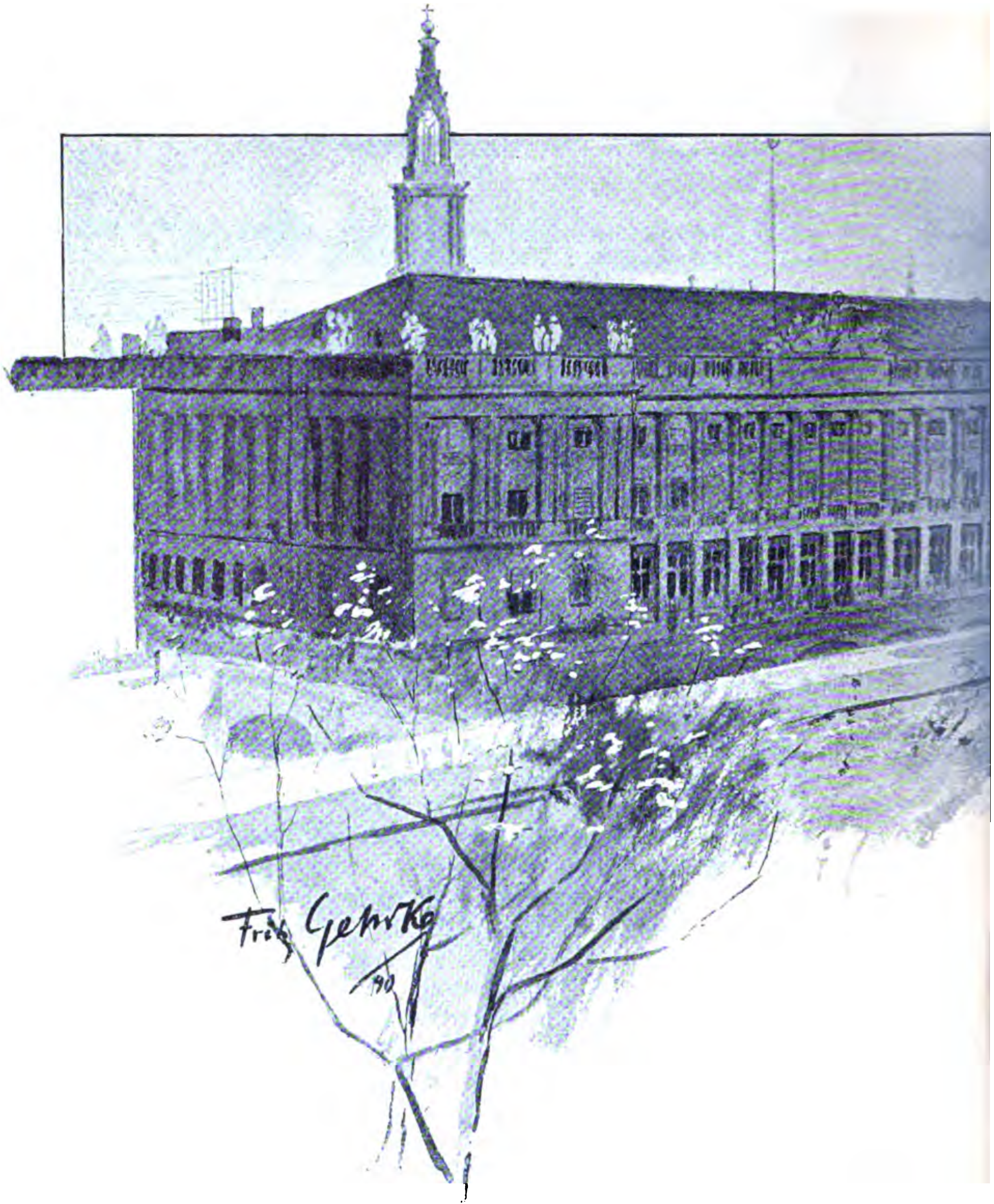
die Kasinoräume in der Börse benutzt. In denselben werden auch Bälle gegeben, und der Backfisch hofft, daß er bald „zur Börse gehen", d. h. zum erstenmal auf den „Börsebällen" werde auftreten dürfen. Da fröhnt denn auch wohl manch ein Herr von hohem Stand, vielleicht dieser oder jener General a. D. jeden Abend dem Börsenspiel, d. h. er gewinnt oder verliert im Börsenkasino seine Whistpoints.

Durch die großartige Ausdehnung des modernen Aktienwesens und die außerordentlich gestiegene Kreditbedürftigkeit aller Staaten hat das Geschäft in Wertpapieren an den Hauptbörsen alle andern Zweige an Wichtigkeit überholt, und mit Börse schlechthin ist meist die Effektenbörse gemeint.

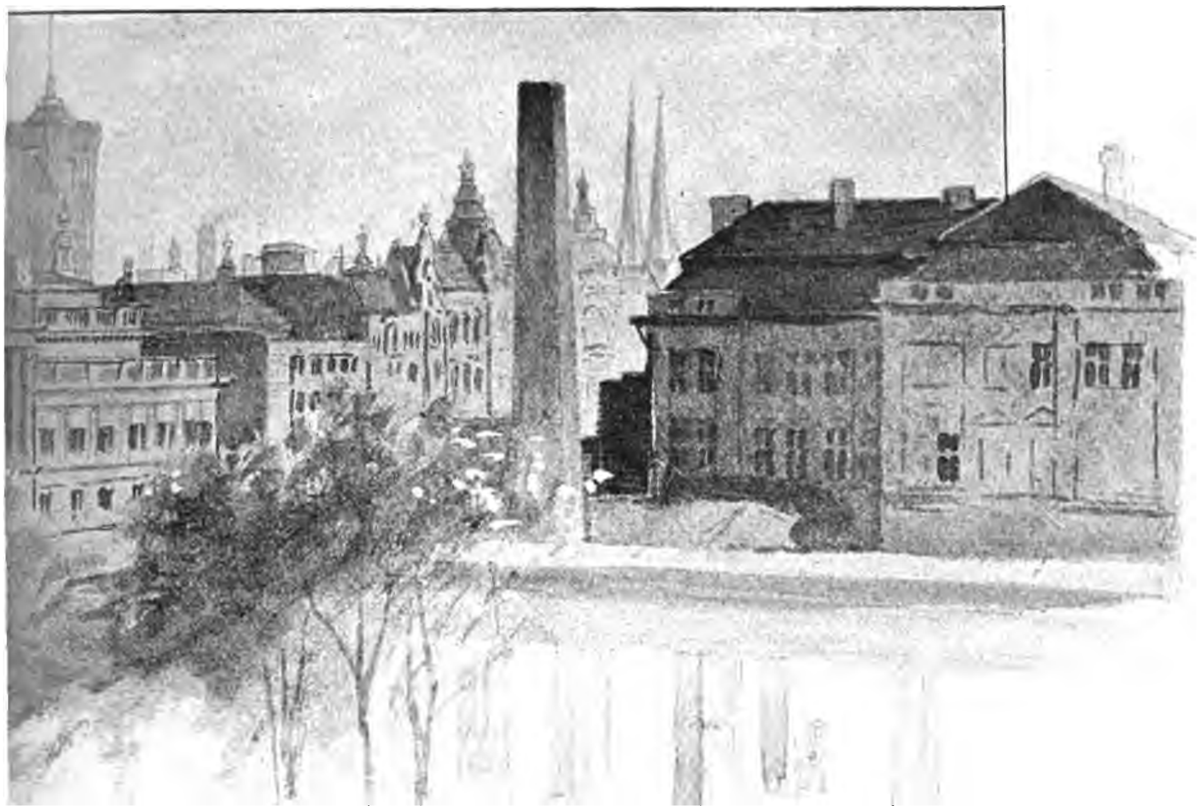
Daneben bestehen die natürlichen Vorteile des Börsenverkehrs auch für alle übrigen Geschäftsgebiete, und in großen Städten findet man daher selbständig ausgebildete und von einander getrennte Börsen für die Haupthandelszweige: z. B. Getreidebörse, Steinkohlenbörse, Seeversicherungsbörse (London), Petroleumbörse, Baumwollbörse (New York) Buchhändlerbörse, Garnbörse (Leipzig). Es giebt Spezialbörsen an kleinen Plätzen, die der Mittelpunkt irgend einer besonderen Industrie oder Produktion sind. Es giebt Privatbörsen, die es der Spekulation ermöglichen, auch außerhalb der gewöhnlichen Börsenzeit die große Beweglichkeit der Kurse auszunutzen. Es giebt Winkelbörsen: freie Versammlungen kleiner Spekulanten, Sonntagsbörsen: einen sogenannten „Privatverkehr" in besonderen Lokalen. Schließlich giebt es eine „Vorbörse", und dies geheimnisvolle Wort bedeutet für uns das Frühstück, welches wir jetzt einnehmen wollen. Vorbörse heißt jeder Frühschoppentisch der Börsenbesucher, wo immer er auch sich befinden mag.

Ich mache Sie sogleich mit den Stammgästen der alten Weinhandlung bekannt. Zuvor will ich nur eine Flasche des vorzüglichen Chateau Y3 bestellen, welchen wir hier Reisewein nennen, und will den Oberkellner — eine Perle von Oberkellner — behufs der festen Bestandteile unseres Dejeuners zu Rate ziehen. Bald wird auch der ehrwürdige Charakterkopf des Besitzers der Weinhandlung in der Thür erscheinen. Wir sind ein wenig zu pünktlich gewesen, noch niemand hier! Der thätige Kaufmann gönnt sich nicht so viel Zeit zum Frühstück, wie ein aktiver Musensohn. Nehmen wir auf diesem einfachen bequemen Nußbaumsofa mit Rohrgeflecht Platz. Ich trinke Ihr Wohl und fahre in meiner Instruktion fort.

Das Spreestädtchen in des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse lag als Weltstadt sozusagen noch in den Windeln, als seine älteren Schwestern: Paris, London, Wien, schon stattlich herangewachsen und als Hauptstädte großer und mächtiger Reiche, sowie als Mittelpunkte eines blühenden, weithinreichenden Handels bekannt und genannt waren. Immerhin ist aber auch die Berliner Börse sehr viel älter, als der Uneingeweihte gemeiniglich glaubt. Schon seit dem Jahre 1696 besaß die Berliner Kaufmannschaft, welche damals in die beiden Gilden der Tuch- und Seidenhandlung



und der Materialhandlung zerfiel, eine als „Börse", d. h. als regelmäßiger Versammlungsort zur Erledigung kaufmännischer Geschäfte dienende Räumlichkeit im damaligen „Amt Mühlenhof" am Mühlendamm. Es war der älteren Generation noch hinlänglich bekannt; für die jüngere wird es bald nur noch eine im Namen fortbestehende, historische Er=



innerung bilden. Heute haben wir keine Zeit mehr. Ich werde Ihnen vielleicht auf unseren weiteren Wanderungen über das Berliner Pflaster bei Gelegenheit diese handelsgeschichtliche Stelle zeigen. Das Amt Mühlenhof muß aber doch als Börsenlokal recht unzulänglich gewesen sein, denn bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sah sich die Berliner Kaufmannschaft nach einem neuen Heim für ihre mittäglichen Geschäftsversammlungen um. In der That glückte es ihr durch rasches Erfassen einer sich darbietenden günstigen Gelegenheit, ein für die damaligen Verhältnisse ungewöhnlich stattliches, eigenes Haus zu erwerben.

In dem Garten, welcher sich früher an Stelle des Lustgartens von dem alten Schlosse bis zur jetzigen Friedrichsbrücke hin ausbreitete, war schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts, zu den Zeiten des Großen Kurfürsten, ein damals nicht wenig imponierendes Gebäude errichtet worden, welches in seinem unteren Stockwerk eine mit Muscheln ausgelegte Grotte, in seinem oberen einen namentlich zur Sommerszeit von der kurfürstlichen, später königlichen Familie öfters benutzten Speisesaal enthielt. Nach dem Regierungsantritt des sparsamen Soldatenkönigs hörte diese Verwendung auf. Der Lustgarten wurde zur place d'armes, d. h. zum Exerzier- und Paradeplatz einge-

richtet, und die Grotte nebst einem Theil der ursprünglich von dort bis nach dem Schlosse führenden, später abgebrochenen Arkaden wurde dem „Tapeten-Manufakturisten" Jean Barraband, vermuthlich einem französischen Refugié, zu Geschäftszwecken überlassen.

Dieses Geschäft kann aber dort nicht allzulange bestanden haben, denn schon 1738 wandte sich die Berliner Kaufmannschaft unter Hinweis auf das leerstehende Grottengebäude an den König mit der Bitte um Errichtung „einer Börse zur Bequemlichkeit ihres Handels". Der König resolvirete hierauf in Gnaden durch Ordre vom 9. April 1738, daß die Grotte im Lustgarten zur Börse „aptirt", auch die Summe von 500 Thalern (!) dazu bewilligt werden sollte.

König Friedrich Wilhelm I. starb bald darauf, und unter seinem großen Sohne und Nachfolger machten sich alsbald Bestrebungen geltend, das Grottenhaus, oder wenigstens Theile desselben, wieder für andere staatliche Zwecke zu reklamieren. Friedrich der Einzige entschied aber, daß sein hochseliger Vater das Grottenhaus der Kaufmannschaft als Börsengebäude geschenkt habe. — Damit waren die kommerziellen Korporationen im Besitz eines eigenen Heims und hielten dort unbehelligt mehrere Jahrzehnte hindurch ihre Berathungen und Börsenversammlungen ab. Allein

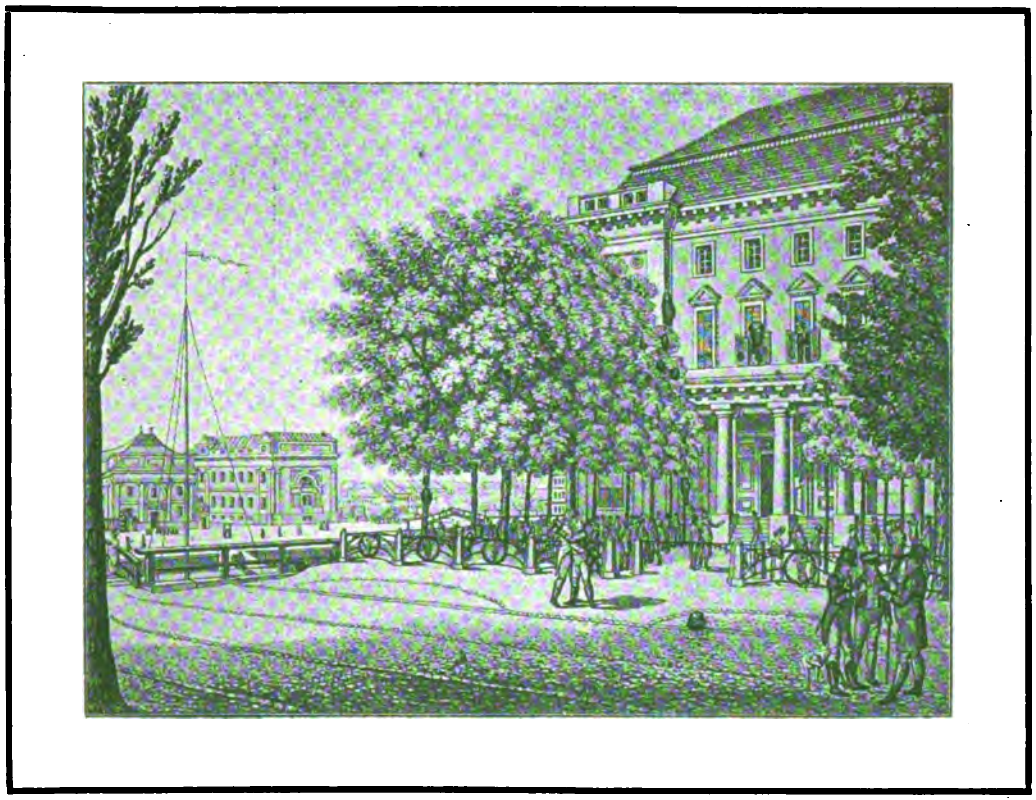
„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Auch das Grottenhaus, die Börse, hatte keinen ewigen Bestand im Zeitenwechsel. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde es immer baufälliger, sodaß die Berliner Kaufherren die zwar unangenehme, aber gleichwohl dringende Nothwendigkeit vor sich sahen, behufs eines Neubaues tief in die Tasche zu greifen. Als praktische Leute und nüchterne Rechner machten sie natürlich vorher noch den Versuch, die Baulast auf den Staat, oder, wie es damals hieß, auf die Königliche Domänenkammer abzuwälzen. Jedoch hatten die in diesem Sinne geführten Unterhandlungen keinen Erfolg, und die Kaufmannschaft beschloß nun, nach dem alten Grundsatz zu handeln: „Wenn schon, denn schon".

Was sollte, wenn man doch einmal auf eigene Kosten baute, ein bloßer Nothbehelf, wie es ein Umbau des alten Gebäudes gewesen wäre? Nichts davon; wie gesagt: „Wenn schon, denn schon!" Der Börse wurde ein zeitweiliges Unterkommen in Miethsräumen geschaffen, das alte Börsengrundstück durch Zukauf vergrößert und ein völliger Neubau ins Werk gesetzt, dessen Grundstein am 29. September 1800 feierlichst gelegt wurde. Oberbaurath Bacherer leitete den Bau, welcher schon nach zwei Jahren seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Das auf diese Weise entstandene Gebäude ist dasjenige, welches der Berliner die „alte Börse" nennt, und das Sie seit Ihrem Herumtreiben auf dem Berliner Pflaster gewiß auch schon flüchtig gesehen haben. Wir werden, sobald wir ausgetrunken haben, auf dem Wege zur jetzigen, zur „neuen" Börse dort vorbeikommen. Wir nehmen unsern

Weg durch die Französische Straße, am Opernhause vorbei über die Linden und über den Lustgarten. Wie lärmt und strömt das Leben um diese Zeit durch die Verkehrsadern der Kapitale! Berlin heißt Soldatenstadt, Militärkolonie! Sehen Sie etwas



Alte Börse.

davon? Nur hin und wieder eine Schildwache, eine Ordonnanz — voilà tout. Aber geschäftliche Bewegung nimmt man überall wahr; Hasten und Drängen von Handel und Wandel überall. Sie werden den Superlativ davon an der Börse sehen und dann glauben, daß Berlin anstatt eines Truppenlagers, wie man Ihnen eingeredet, ein Hauptplatz des Weltmarktes ist. Sie fragen, wozu überhaupt eine Börse? Je nun, sie bringt die Ausgleichung von Kapitals-Angebot und Nachfrage mit möglichst geringem Aufwande von Mühe und Kosten zu Stande, sie ermöglicht die rasche Erledigung jedes, auch des bedeutendsten Geschäftes, sie macht die authentischen Feststellungen der Kurse; sie gestattet vor allem, nicht bloß gegen Baar oder „per Komptant" behufs endgiltiger Erwerbung Geschäfte zu machen, sondern auch Spekulationsgeschäfte

abzuschließen, bei denen man nicht des Besitzes wegen kauft oder verkauft, sondern vielmehr baldmöglichsten vortheilhaften Wiederverkauf oder Wiederankauf im Auge hat. Je größer der Zudrang, je breiter die Basis des Marktes, je leistungsfähiger der Handel, desto größer werden die technischen Schwierigkeiten hinsichtlich der Aufrechterhaltung eines schnellfließenden Verkehrs. Diese zu heben, ist Sache einer rationellen Börsenorganisation; denn Zeit ist Geld! Die komplizierte Geschäftsmaschine muß geölt und im Gange gehalten werden, und das erreicht die Börse namentlich durch eine immer weiter gehende Arbeitstheilung des Vermittlerdienstes. Aber sie braucht dazu auch einen geschützten Ort und ausreichenden Platz, und dazu sollte auch das alte, jetzt so friedliche, von Bäumen umrauschte Gebäude, gegenüber dem Denkmal Friedrich Wilhelms III. dienen, das wir hier vor uns haben. Sein Hof oder Vorgarten ist jetzt von unberührtem, üppigem grünem Rasen bedeckt. Es erinnert an einen ehrwürdigen, invaliden Pensionär, dem die neue Zeit über den Kopf gewachsen ist, und es nimmt sich in der Umgebung des Domes, des Museums, der altväterischen Marktbuden und des scheußlichen rothen Fontänentriebwerkes an der Friedrichsbrücke, mit seinen bescheidenen Dimensionen, seiner niedrigen Freitreppe und seinen eingebauten Arkaden noch alterthümlicher aus, als es in Wirklichkeit ist.

In der That hat es bis vor nicht gar langer Zeit denselben Zwecken gedient, wie jetzt der monumentale moderne Prachtbau jenseits der Spree, welchen wir alsbald näher in Augenschein nehmen werden. Die „alte Börse" verkörpert ein gut Stück aus der Geschichte des Wachsens und Emporblühens der Hauptstadt zu ihrer jetzigen Größe, soweit Industrie und Gewerbe, Geschäftsthätigkeit und Handel an diesem Emporblühen beteiligt sind. Die Kaufmannschaft von Berlin glaubte, als sie stolz das alte Gebäude an der historischen Stelle des Lustgartens anno 1802 einweihte, ein sehr stattliches, auf lange, lange Jahre hin ausreichendes Heim zu besitzen. Aber die mächtig aufstrebende geschäftliche Entwickelung Berlins vollzog sich viel schneller, als die Handelsherren sichs träumen ließen. Immer mehr dehnte sich das Börsengeschäft aus. Zu dem Fondshandel, welchem ursprünglich das neue Gebäude ausschließlich diente, trat bald auch der börsenmäßige Produktenhandel, und schon nach kaum einem halben Säkulum war mit den Räumen des alten Börsenhauses kein Auslangen mehr. Nichts vergegenwärtigt besser den Aufschwung, welchen in Berlin der Handel und der Börsenverkehr — gewissermaßen die Konzentration des ersteren — in jenen fünfzig Jahren genommen, als der Gegensatz des alten Börsenhauses zu dem neuen in der Burgstraße.

Kommen Sie; gehen wir über die Friedrichsbrücke; sehen Sie sich dabei den venezianischen Prachtbau Hitzigs an! Scheint es nicht, als habe die Façade der alten Börse dem Entwurf der neuen zum Vorbilde gedient, als sollte die solide Gediegenheit des Bauwerks ein Abbild sein der aus bescheidenen Anfängen emporgewachsenen, aber eben deshalb auf desto sichreren Grundlagen fußenden Berliner Großkaufmannschaft?

Am 16. Mai 1860 wurde in Gegenwart des damaligen Prinzregenten der Grundstein zur neuen Börse gelegt; Baumeister Hennicke stellte sie bis zum 28. September 1863 fertig; eine Million Thaler kostete die Ausführung.

In der Zwischenzeit hatte man sich mit verschiedenen Mietsräumen beholfen: dem sogenannten Diorama, an dessen Stelle jetzt das Gewerbemuseum steht, und der Ressource von Theerbusch in der Oranienburger Straße.

Die Erwartung, etwas für lange Jahre Zureichendes geschaffen zu haben, wurde aber diesmal noch viel schneller getäuscht, als bei dem früheren Neubau. Die Ereignisse von 1864 bis 1871 begründeten die Weltstadtstellung Berlins und führten jene trotz aller schlimmen Einzelkonsequenzen in gewissem Sinne doch großartige Zeit herbei, welche man als „Gründerzeit" bezeichnet. Die Gründerzeit war es, welche im Zeitraum von wenigen Jahren alles das in Berlin schuf, was in anderen Großstädten unter günstigeren allgemeinen Verhältnissen zwar viel früher, aber auch viel langsamer, in ebensoviel Jahrzehnten, wie hier bei uns in einzelnen Jahren entstanden war. Natürlich fand diese in mancher Hinsicht überschnelle Entwickelung gerade im Börsenverkehr ihren stärksten äußeren Ausdruck, und so wurde auch das neue Börsenhaus bald wieder zu eng; ein neuer Anbau, dem ursprünglichen Bauwerk an räumlicher Ausdehnung kaum nachstehend, wurde angefügt und dem Produktenhandel zur ausschließlichen Benutzung überwiesen. Und heute? Heute ist die Parole schon wieder: Mehr Raum! und das Feldgeschrei heißt Neubau! Die „Beteiligten", die „Eingeweihten", die „Maßgebenden" erörtern, sagt man, bereits ernstlich einen Plan, wonach der gesamte gegenwärtige Börsenbau ausschließlich für den Fondsmarkt in Anspruch genommen und der Produktenhandel auf eigene, anderweitig zu beschaffende Räumlichkeiten angewiesen werden soll.

Wie gesagt, bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein zerfiel die Berliner Kaufmannschaft in zwei Gilden. Einer dieser beiden Gilden, deren jede ihre besonderen Satzungen und Rechte hatte, mußte jeder Berliner Kaufmann angehören, wenn er auch nicht Tuch- oder Seidenhändler war oder ein Materialgeschäft betrieb, wie wir uns heute ein solches vorstellen. Es liegt aber auf der Hand, daß bei der im Grunde bestehenden, völligen Gemeinsamkeit der Interessen beider Gilden eine Trennung, wie sie von früher her bestand, immer unzuträglicher wurde, je mehr der fortschreitende Aufschwung des Handels eine gemeinsame, kräftige Vertretung der kaufmännischen Interessen notwendig machte. Obgleich einige an der Vergangenheit hängende, philiströs-konservative, engherzige Fanatiker der „guten alten Zeit" dagegen waren, so ward doch schon am 2. März 1820 unter freudiger Zustimmung der großen Mehrheit der jüngeren Generation die königliche Verfügung erlassen, welche die beiden getrennten Gilden aufhob und sie zu einer „Korporation der Berliner Kaufmannschaft" vereinigte. Dieselbe erhielt gleichzeitig im „Statut der Kaufmannschaft zu Berlin" ihre neuen Satzungen. Darum wird der

2. März noch heute als der eigentliche Geburtstag der Korporation betrachtet und als solcher gefeiert. Das Statut vom Jahre 1820 gilt, wenn auch je nach den fortschreitenden Bedürfnissen mehrfach verändert und revidiert, in seinen Grundzügen noch heute, namentlich soweit es nach Rechten und Pflichten den Kaufmann vom Gewerbetreibenden scheidet.

Doch da sind wir schon vor dem großen grauen Gebäude der neuen Börse, das seine gewaltigen Säulen in der Spree spiegelt. Vor demselben, auf seiner Freitreppe und unter den Arkaden sind bereits dichte Gruppen im eifrigen Handeln begriffen. Lebhaft werden alle Neuigkeiten besprochen, Geschäfte abgeschlossen und von den mit Notizbuch und Bleistift dabeistehenden Vermittlern zur Notierung genommen. Sehen Sie sich diese eleganten Equipagen an! Ich kenne die Besitzer nicht, aber ich wette, ein Teil der schönen Gespanne und der „chic" aussehenden Wagen ist in Händen von Sommermillionären. — Was ein Sommermillionär ist? Nun, an der Börse kann man schnell und viel gewinnen, wenn man sich aufs Geschäft versteht und das nötige Glück dazu



Kleinhandel unter der Säulenhalle vor der Börse.



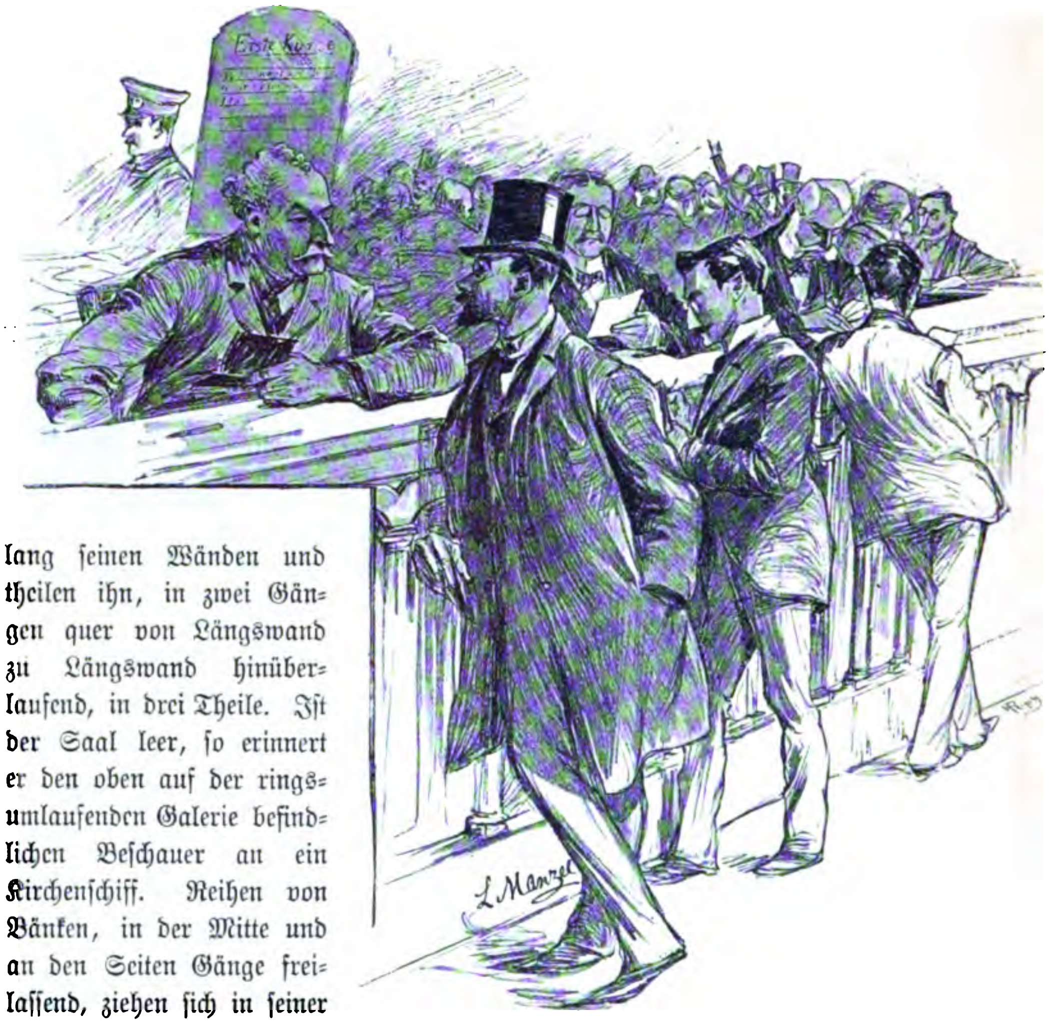
hat, aber umgekehrt auch eben so schnell und eben so viel wieder verlieren. Verdankt man gewandten Operationen plötzliche Reichtümer, dann fährt man eben nicht mehr Droschke. Wohl denen, deren Börsenglück nicht minder dauerhaft ist, als das Coupé, zu welchem jenes ihnen — oft in fabelhaft kurzer Zeit — verholfen!

Steigen wir nun zu dem Perron hinter den Säulen der Façade hinan, auf welchen die Haupteingänge zur Börse münden. Ein paar alte Frauen halten hier ein vielseitiges Lager von kleinen Gebrauchsgegenständen zum Verkauf: Streichhölzer und Apfelsinen, Chokolade und Notizbücher, Pfefferkuchen und Blumen, „Naute" und zeitweilig „Mazze" und alles mögliche andere. Sie machen ein ganz gutes Geschäft, denn es liegt ja so nahe, daß derjenige, welcher Hunderte und Tausende soeben umgesetzt, nicht um ein paar Pfennige feilscht.

Immer mehr Vehikel, privaten und öffentlichen Charakters, bringen die Geschäftswelt heran, immer zahlreicher strömen die handelskundigen Männer zu Fuß herbei, und auf sausendem Dreirad fliegen Depeschenboten und Ordresträger der Firmen zur Börse.

Werfen Sie jetzt Ihre Cigarre fort — sehen Sie, da hat sie schon einer der kleinen Stummelsammler aufgehoben! — Und nun treten wir ein. Siemerings Marmorstatue Kaiser Wilhelms I. blickt uns ernst entgegen und lenkt unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick von dem Treiben rings um uns ab. Wir werden vorwärts geschoben, denn der Zudrang wächst mit jedem Augenblick. Hier braucht man nicht, wie früher in Paris, am Tourniquet Entree zu zahlen. Die Börse ist jedem dispositionsfähigen, unbescholtenen Manne zugänglich, falls nicht sein Konkurs noch im Arrangement befindlich und ein Akkord noch nicht erzielt ist. Will man bloß als Zuschauer hier auftreten, so läßt man sich durch einen regelmäßigen Börsenbesucher einführen. Die Erlaubnis zum Eintritt wird auf die allereinfachste Weise dadurch erwirkt, daß man den Namen des Besuchenden in ein zu diesem Zwecke am Eingange der Börse ausliegendes Buch einschreibt.

Legen wir in der geräumigen Garderobe ab, wo an nummerierten und abonnierten Haken alle möglichen Ueberzieher neben allen möglichen Hüten, Stöcken und Schirmen freundnachbarlich ihren zeitweiligen Aufenthalt genommen haben. Und nun hinein in den riesigen, 70 m langen, 27 m breiten und 20 m hohen Saal, schon gefüllt mit geschäftigen Kaufleuten! Geschmackvolle Bogenlicht-Lampen hängen von seiner kassettierten Decke herab, Säulen aus poliertem Granit umgeben ihn ent-


Die vereideten Makler.

lang seinen Wänden und theilen ihn, in zwei Gängen quer von Längswand zu Längswand hinüberlaufend, in drei Theile. Ist der Saal leer, so erinnert er den oben auf der ringsumlaufenden Galerie befindlichen Beschauer an ein Kirchenschiff. Reihen von Bänken, in der Mitte und an den Seiten Gänge freilassend, ziehen sich in seiner Längsrichtung hin; im Mittelgange sind Schranken angebracht, die sogenannte Corbeille, hinter welchen die vereideten Makler ihren Sitz haben.

Was ein Makler ist? Nun, ein sensale, ein courtier, ein broker, ein Unterhändler, welcher Geschäftsgelegenheiten gewerbsmäßig nachweist, Abschlüsse 2c. vermittelt und dafür Bruchtheile eines Prozentes oder mehr vom Geldbetrage des betreffenden Geschäfts als seine Courtage oder Sensarie erhält. Der beeidigte oder Handelsmakler ist verpflichtet, über die von ihm abgeschlossenen Geschäfte ein Maklerjournal zu führen und eine Abschrift der bezüglichen Einzelposten desselben: den Schlußzettel, den handelnden Parteien als Urkunde des Geschäftsabschlusses zu übergeben. Die vereidigten Makler haben zwar eine „Bestallung", aber keineswegs ein ausschließliches Privilegium zur Geschäftsvermittlung; ihre Sache ist besonders auch die Feststellung amtlicher Börsenpreise, die bei Rechtsstreitigkeiten in Frage kommen können.

Jene Nischen zwischen den Säulen entlang den Wänden des Saales — in den dunkelsten von ihnen brennen Lampen — sind zu ganz ansehnlichen Preisen an die großen Firmen vermiethet, und dort lassen sich deren Vertreter allmittags nieder. Ueberhaupt giebt es keinen Platz auf den zweisitzigen Bänken mit der gemeinschaftlichen

Mittellehne oder auf den Subsellien am Fuße der Säulen, welcher nicht für ein hübsches Sümmchen einem bestimmten Hause reserviert wäre. Die kleinen, weißen Porzellanschilder auf beiden Seiten der Rückenlehne tragen die Namen der Miether.



Die Nische Bleichröder.

Hier unten im Saale, mitten unter dieser lärmenden Menge ist die Übersicht natürlich weit geringer. Das eigentliche Geschäft hat noch nicht begonnen; man geht hin und her, man horcht hierhin und dahin. Hören Sie dort das laute Gelächter? Da hat der Geheimrat X. eben wieder einen seiner köstlichen Witze vom Stapel gelassen, deren er täglich eine neue Auflage mit hierher bringt. Dort, in der hintersten Abteilung, deren Fenster nach der Neuen Friedrichstraße hinausgehen, während die beiden andern Drittel des Saales ihr Licht von dem mit Gartenanlagen geschmückten, als Sommerbörse dienenden Hof empfangen — dort hinten hört man Hochrufe. Wahrscheinlich ist bei irgend einem Börsenmitgliede ein freudiges Familienereignis perfekt geworden, und die Freunde des glücklichen Vaters äußern in dieser Form ihre Teilnahme. Sie finden das laut? O, da hätten Sie die Börse früher sehen sollen, bevor die Ältesten der Kaufmannschaft gegen den Unfug einschritten. Da heftete man einem wohlbeleibten Herrn an den hinteren Rockknopf das Plakat: „Achtung, Dampfwalze!" Da bildete





man, weit zurücktretend, um einen der Börsenbesucher einen Kreis, in dessen Mitte er, von allen Seiten groß angesehen, plötzlich allein verblieb. Und dieser Kreis erweiterte sich unter unauslöschlichem Gelächter überall dort, wohin der Unselige sich aus demselben zu retten versuchte, bis das arme Opfer kollegialischen Übermutes, alle Würde preisgebend, rot vor Zorn, seine ganze Haltung verlor. Manchmal heftete man auch jemandem einen langen Schweif aus Papier auf den Rücken, den der Betreffende in seinem Geschäftseifer nicht sogleich bemerkte und zum allgemeinen Gaudium durch den ganzen Saal schleifte. Lassen Sie sich folgende uralte und „oberfaule", aber wahre Geschichte erzählen: Herr Z., einer von den Leuten, die, weil sie empfindlich sind, allgemein geneckt werden, kommt zeitig, eilig und wichtig auf die Börse, horcht hierhin und dorthin, wittert herüber und hinüber, unterhält sich mit diesem und jenem, mischt sich in die dichter und dichter werdenden Gruppen und zieht aller Augen durch ein sauberes Packetchen auf sich, welches aus seiner hinteren Rocktasche heraus neugierig in die kaufmännische Welt hineinlugt. Es dauert natürlich nicht lange, so hat irgend ein übermütiger Nichtsnutz ihm das Packet unbemerkt aus der Tasche gezogen, und man hat im engsten Kreise der Verschworenen die unschuldweiße Hülle geöffnet. Allein man hat statt des erwarteten Frühstücks, welches man hohnlachend heimlich zu teilen und zu verzehren gesonnen war, ein frisch geschossenes Rebhuhn in dem Papier gefunden, das der Eigner vielleicht auf dem Wege zur Börse in einem Delikatessenladen erspäht und als Leckerbissen für den Mittagstisch sich beigelegt hat. Was damit anfangen? Man überlegt nicht lange. Das Huhn wandert alsbald über das Buffet in die Küche des Börsenrestaurants und kehrt im Verlaufe der Börse — das heißt diesmal innerhalb der Zeit, welche

das Börsengeschäft in Anspruch nimmt, also zwischen 12 und 3 Uhr mittags, — schön braun gebraten und wieder fein säuberlich eingepackt in die Tasche des ahnungslosen Besitzers zurück. Alles war gespannt, was der Erfolg dieses lustigen Streiches sein würde: ein Rebhühnerfrühstück, ein komischer Mißtrauensausbruch an falscher Stelle zur Freude der Herren Attentäter, eine launige Revanche? Nichts dergleichen. Die Quittung über das gebratene Rebhuhn war — ein Prozeß! Können Sie es da der Ältestenschaft verdenken, wenn sie sogenannte Allotria nicht mehr duldet? Derlei Scherze passen aber auch gar nicht mehr in das großartige Getriebe der neuen Zeit. Früher erschienen die Inhaber der ersten Firmen persönlich an der Börse und erledigten hier die „Aufträge" durch persönliches Eingreifen. Dies Prinzip hat man im Laufe der Zeit mehr und mehr fallen lassen, und nur vereinzelt noch sind die Chefs der größten Firmen und die Direktoren der Banken aktiv börsenthätig. Dadurch ist die gegenseitige gesellschaftliche Annäherung der Börsenbesucher und das Patriarchalische des früheren Verkehrs eingeschränkt, der Boden für dergleichen Scherze verloren gegangen.



Es wird stetig lauter und lebendiger. Immer eilfertiger laufen die Geschäftseifrigen hin und her, immer rücksichtsloser schiebt man jeden, der im Wege steht, bei Seite. Der Tanz um das goldene Kalb beginnt, obgleich alles, wie man sagt, schon „feststeht", obgleich man sich über die „Haltung" bereits völlig „schlüssig" ist, die Maklerbanken alles abgemacht und die Verbündeten alles im Verlauf der „Vorbörse" vereinbart haben.





Drüben erscheint soeben der Depeschenbote, ein vielgewandter Beamter, der die Augen überall hat und jeden in dieser riesigen Menge sofort aufzufinden versteht. Hier sind auch schon meine Depeschen. Nehmen Sie eins dieser blauen Blätter — es steht nichts Wichtiges darin —, legen Sie es in dieses alte Börsennotizbuch, das ich eigens zu dem Zwecke mitgebracht habe; zücken Sie den daran befindlichen Hülsenbleistift und machen Sie ein geschäftliches Gesicht. Wenn Sie jemand fragt, wie Laurahütte steht, oder wie viel Bochumer Sie schon gekauft haben, so antworten Sie stets: Ich weiß nicht. So. Jetzt sehen Sie ganz echt aus, nun kommen Sie, ich werde Ihnen die einzelnen Gruppen zeigen.



Also im ersten Saaldrittel Bergwerks- und Eisenbahnaktien, sowie der Kassa- und „Frankomarkt", im zweiten die übrigen Werte, im dritten Produktenmarkt! Nun aufgepaßt! Wir schlendern herum; auf alle hervorragenden Persönlichkeiten werde ich Ihren Blick lenken.

„Markuse!" erschallt plötzlich eine Stimme durch den Saal, „Markuse!" „Hier!!" antwortet es zurück, und ein Finger erhebt sich über der vielköpfigen Menge. „Hier noch russische Noten!" ruft es aus einer dichten Gruppe. „Matayer u. Comp.!" läßt sich eine suchende Stimme vernehmen. „Hier!" antwortet's lachend dicht nebenan. „Ach! Wie geht's? Sagen Sie 'mal . . ." und die Geschäftsleute stecken die Köpfe zusammen und konferieren mit leiser Stimme eifrig weiter.



Dann erfolgt in größter Hast eine eilige Bleistiftnotiz, und ein Geschäft über Hunderttausende, wenn nicht gar Millionen, ist abgeschlossen. Man hat hier eben Vertrauen zu einander, so groß wie nirgend anderswo. Niemals oder doch nur wunderselten ist aus dieser einfachen Art des Geschäftsverkehrs ein Prozeß entstanden. Ist man ja einmal verschiedener Ansicht, so begiebt man sich in das schmucklose Zimmer der Sachverständigenkommission, welcher ein Ältester präsidiert, und dort wird ohne Protokoll unwiderruflich zu gunsten der einen oder der anderen Geschäftspartei entschieden. Niemandem fällt es ein, sich gegen die Entscheidung dieser Herren aufzulehnen. Man hat das Vertrauen, und so ersetzt die Kommission das Gericht.

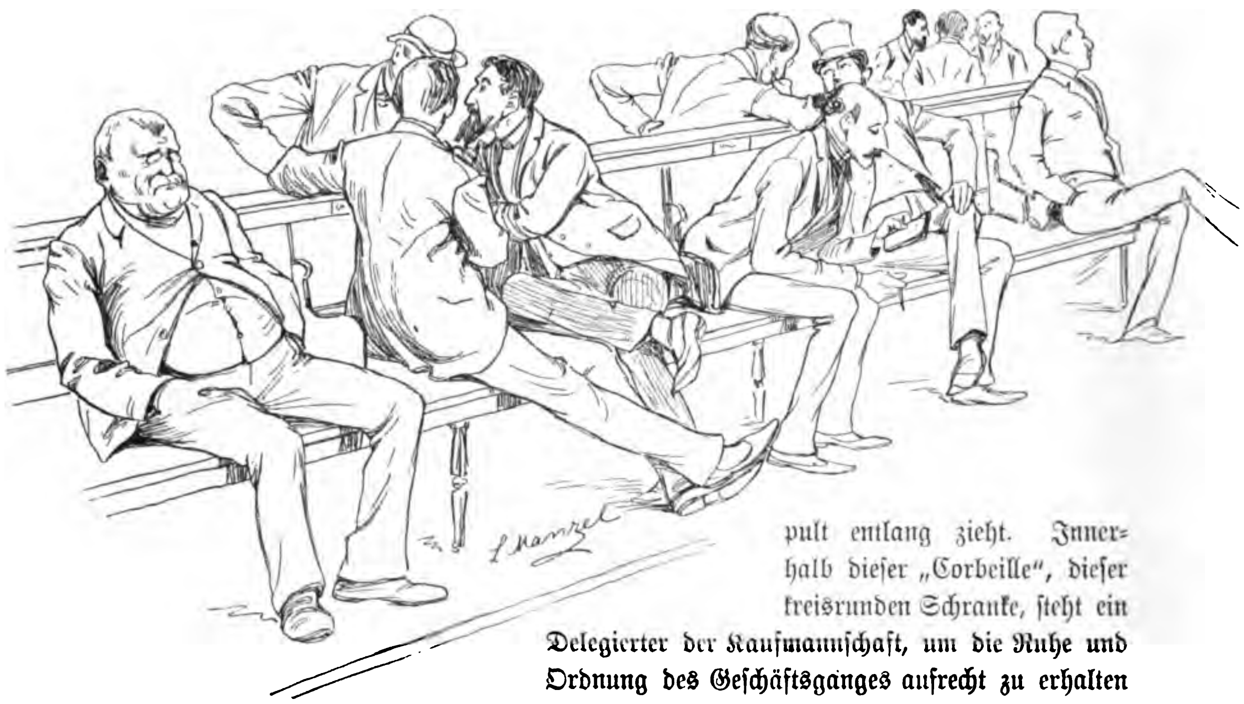


Werfen wir noch einen Blick auf die so einfache, so unglaublich schnell und sicher arbeitende Kurszetteldruckerei neben dem Gerichtszimmer, wo die vereideten Makler die offiziellen Kurse zusammenstellen und wo diese Kurse sofort unter die Presse wandern, und treten wir wieder hinaus in den großen Saal. Sie finden es jetzt recht lebendig hier! Aber ich gebe Ihnen die Versicherung: was ich Ihnen heute zeige, ist nur eine sogenannte stille Börse. Da kommt schon wieder der Depeschenbote und sein Konkurrent, der Telephonbote. Diesmal handelt es sich um eine Nachricht, welche dem kannegießernden Spießbürger als von ungeheurer Tragweite erscheinen würde. An der Börse rührt sich nichts; ein anscheinend hochwichtiges Vorkommnis macht keinerlei Eindruck. Aber oft entsteht umgekehrt hier eine Panik infolge einer Depesche, welche man draußen für gänzlich harmlos hält. Die Börse ist das empfindlichste Organ; tausend Fäden laufen hier zusammen, große Ereignisse werfen hier ihre Schatten voraus; die Börsianer sind die feinfühligsten Diplomaten. Mit Recht spricht man von der Börse als dem Barometer, das alle Wandlungen der politischen, finanziellen und volkswirtschaftlichen Lage zu erkennen giebt, auf die leisesten Verschiebungen der Konjunkturen reagiert. Man versteht in diesem Falle unter „Börse" ganz speziell die Effektenbörse.

Sehen Sie dort hinten jene plötzliche Bewegung? Beobachten Sie, wie rücksichtslos auf einmal so viele nach einem Punkte drängen? Da hat ein Spekulant eine wichtige Depesche bekommen; nehmen wir an, sie enthalte etwas über die Arbeiterbewegung, oder einen Preisumschwung, oder einen Todesfall. Er hat seine Operationen danach eingerichtet, hierauf seinen guten Freunden eine vertrauliche Mitteilung ins Ohr geflüstert; jetzt zeigt er seine Nachrichten öffentlich und erregt Sensation.

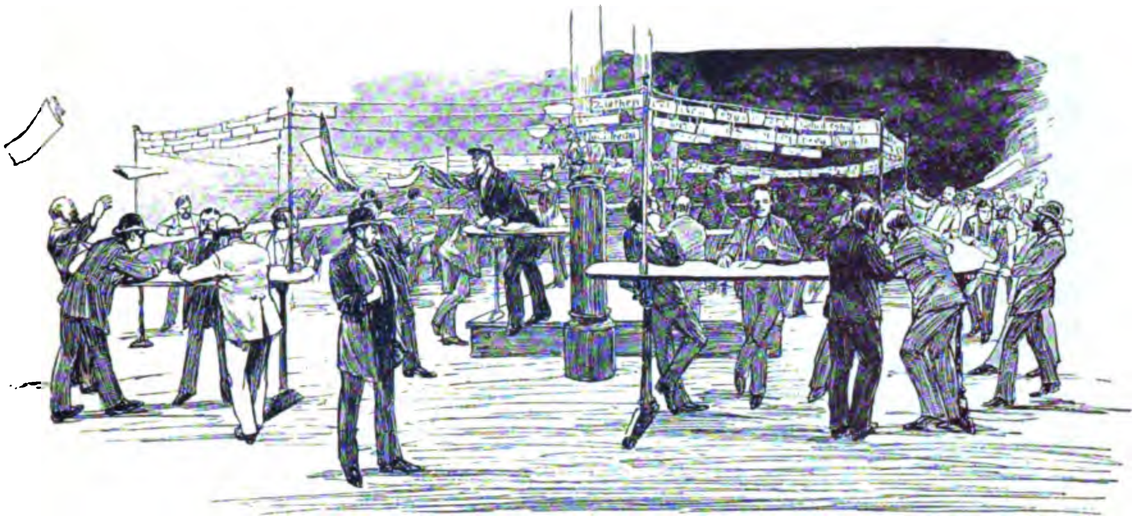


Wir begeben uns jetzt nach der Getreideabteilung, in welcher schon Spuren von Warenproben umherliegen. Aus dem benachbarten „Kündigungszimmer" ertönt der Schall einer Glocke. Folgen wir ihm; er ruft uns mit vielen Anderen in einen quadratischen, ziemlich dunklen Raum, in dessen Mitte durch eine hohe Barriere ein Kreis abgesperrt ist und an dessen Wänden sich eine Art Schreib-



pult entlang zieht. Innerhalb dieser „Corbeille", dieser kreisrunden Schranke, steht ein Delegierter der Kaufmannschaft, um die Ruhe und Ordnung des Geschäftsganges aufrecht zu erhalten und zweifelhafte Fälle durch seine Autorität zu entscheiden. Neben ihm verteilt der sogenannte „Briefschmeißer", ein Mann von staunenswerter Gewandtheit, die Kündigungsbriefe an die Firmen, welche rings an jenem Gitter ihre Abonnementsplätze haben, und an die Spekulanten, welche dahinter sich drängen. „Kündigen" heißt an der Börse soviel als „Ankündigen". Jedes Produkt muß von demjenigen, welcher es feilbietet, innerhalb einer gewissen, durch die Glocke begrenzten Zeit „gekündigt" werden. Kündigt z. B. ein Spekulant eine Schiffsladung russischen Weizens, so läuft der Kündigungsbrief von ihm zur nächsten auf die Ware reflektierenden Firma, welche das Getreide vielleicht ohne ein Korn gesehen zu haben, weiter verkauft; und dann wandert der Brief wieder weiter, durch so und so viel Hände, immer von neuem gekündigt, d. h. ausgeboten, bis die Glocke ertönt und in die anzeigende Tafel an Stelle des Wortes „Weizen" das Wort „Roggen" oder „Hafer" oder sonst etwas geschoben wird. Es handelt sich dabei natürlich oft um die Frage einer Sekunde, ob eine Kündigung vor dem ersten Glockenschlag geschehen ist oder nicht, und wer infolgedessen im thatsächlichen Besitz des betreffenden Getreidekahns bleibt. Hierbei giebt die Stimme des Herrn im Zylinder, der innerhalb des Rondels steht, den Ausschlag, und niemandem fällt es ein, dagegen zu protestieren. Daß es in diesem Raume oft heiß hergeht, kann man sich wohl denken, wenn aber die Zeit nicht so diktatorisch knapp bemessen wäre, würde das Kündigungsgeschäft unbegrenzte Zeit in Anspruch nehmen.

In einem unweit gelegenen Raume werden die Depeschen auf höchst bequeme und der Riesenhaftigkeit des Verkehrs entsprechende Weise befördert. Journalist wie Kauf=



Das Kündigungszimmer.

mann schreiben hier ihre Telegramme an kleinen, durch Milchglasfenster in Front und Flanke gegen Einsicht gedeckten Pulten, auf denen Formulare schon bereit liegen. Das Manuskript wird einfach in einen mit dem Namen des Handlungshauses oder der betreffenden Zeitung versehenen Kasten geworfen, aus welchem es direkt in die Hände des Telegraphenbeamten im Souterrain gleitet. Die Abrechnung mit der Post erfolgt, wie die meisten Börsengeschäfte, nicht au comptant, sondern zu Ultimo. Ist die Börse belebt, so ist das Depeschenzimmer der Tummelplatz regsten Lebens, herrscht in ihm ein unglaubliches Drängen und Drücken, Rennen und Laufen, ab und zu, hin und her. Im Jahre 1888 gingen an der Berliner Börse rund 370 000 telegraphische Depeschen aus und ein, also täglich im Durchschnitt 1240, und diese Zahlen stiegen im Jahre 1889 auf 440 000 resp. 1490. Noch stärker wird natürlich das Telephon für die Zwecke des Börsenverkehrs herangezogen. Wie Spinnwebfäden laufen die Telephondrähte von allen Seiten auf dem Dache des Börsengebäudes zusammen; weit über 100 „horchsichere" Zellen sind während der Börsenstunden unausgesetzt förmlich belagert, und zahlreiche Einzelzellen stehen außerdem den größeren Firmen zur Verfügung. Mit Recht müssen sich die letzteren diesen Vorteil ein hübsches Stück Geld kosten lassen. Die Börse zieht für eine solche Einzelzelle ein jährliches Standgeld von 500 Mark ein; die an die Telephonverwaltung zu entrichtende laufende Anschlußgebühr beträgt 150 Mark für das Jahr.

Was wollen aber solche bescheidene Zahlen besagen gegenüber den nach vielen Millionen zählenden Umsätzen jedes einzelnen Börsentages! Je riesiger der Verkehr anschwoll, desto intensiver mußten alle neueren Errungenschaften der Wissenschaft und Technik Hilfsmittel zu dessen Bewältignng bieten, in desto größerem Umfange mußte die

Börse zur Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs, ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt, diese heranziehen.

Heute ist der Sturm und Drang im Telephon- und im Telegraphenzimmer ziemlich gering. Heut hielt ein Schutzmann auf einem Schimmel die Wagen vor der Thür in Ordnung, und der Aberglaube der Spekulanten empfängt neue Rechtfertigung: Die Börse ist flau; der Schimmel hat das Geschäft verdorben. Dieser Schutzmannsschimmel ist nämlich kraft einer zwar nicht altehrwürdigen, aber darum nicht minder hochgehaltenen Börsentradition das böse Verhängnis der Spekulanten.

Wer dieses Treiben und Hasten, dieses Geräusch vieler Stimmen, dieses eigentümliche Licht nicht gewöhnt ist, der fühlt sich auf der Börse leicht nervös angegriffen. Aber es giebt einen Ort, dessen raffinierte Hilfsmittel wohl imstande sind, uns wieder neu zu beleben. Hier, von der Produktenbörse wie von der Fondsbörse gleichmäßig bequem zu erreichen, befindet sich das Restaurant mit seinen zwei köstlichen, wundervollen Buffets, auf denen die fertigen Frühstücksherrlichkeiten prangen, wo alles vorhanden ist, was den Gaumen kitzelt, die Zunge reizt und die Kehle letzt. Kosten Sie, und sei es nur „der Wissenschaft halber", jene berühmten belegten „Salzstengel", genießen Sie eins dieser vorzüglichen Fleischpastetchen! Sie werden gestehen müssen, daß der Börsenmann zu leben weiß. Hier schlürft der Bankdirektor sein Glas Madeira, hier stürzt der ewig durstige „junge Mann" seinen Schnitt Patzenhofer hinunter; hier zieht der Handelsrichter beim flüchtigen Imbiß seine amüsanten Vergleiche, giebt der Kommerzienrat seine Bonmots aus, kolportiert der Prokurist die neuesten Redensarten und Börsengleichnisse.

Aber die Männer der Börse leben nicht nur, sondern sie lassen auch leben, und vor allen Dingen helfen sie dem lieben Nächsten bereitwillig, schnell und oft mit ganz bedeutenden Mitteln. Man ahnt im Lande nicht, welche Summen auf der Börse für wohlthätige Zwecke gezeichnet werden und wie viel goldener Balsam schon von dem verrufenen „Giftbaume" auf brennende Wunden geträufelt ist, wie viel Thränen die „Jobber" schon getrocknet haben.

Die Börsianer geben leichten Herzens, mit vollen Händen gern und reichlich, ohne große Ansprüche auf Wiedervergeltung und ohne viel Aufhebens von ihrer Großmut zu machen.

Und nun, frisch gestärkt, noch einen Streifzug durch die übrigen Räumlichkeiten! Achten Sie bei dieser Gelegenheit einmal recht genau auf die Musterkarte männlicher Exterieurs, die Sie hier finden. Studieren Sie einmal diese Nasen, diese Platten, diese verschiedenartigen „Pedale", die Brillen und Nasenklemmer, die Frisuren und die Anzüge! Neben dem ehrwürdigen, eleganten alten Herrn drängt sich der malpropre, dreiste kleine Jüngling, der einmal ein großer Mann werden will. Wie kontrastiert mit jenem kummervollen Antlitz eines frühzeitig gealterten, nervös und überarbeitet aussehenden

Mannes die strotzende Kraft und das blühende Leben, das frische Gesicht und das strahlende Auge seines Konkurrenten! Dort schleicht ein Krüppel durch die Menge; aber auf seinem elenden Körper sitzt ein intelligenter Kopf, und seine erfolgreichen Spekulationen lassen ihn und Andere seine Mißgestalt vergessen. Der hat das Haupt mit dem Zylinder bedeckt, jener zeigt einen tadellosen Scheitel, ein dritter seinen dunklen Krauskopf; hier ein langer schäbiger Überzieher, da ein knappes, modernes Jacket, dort ein feierlich schwarzer Gehrock, lange Manschetten und riesige Manschettenknöpfe.



Betrachten Sie einmal die tausend Bleistifte, die hier geschwungen werden. Der Bleistift ist gewissermaßen der Kommandostab der Börse. Sie sehen goldene und silberne Hülsen, Bleifedern mit Mechanik guter und schlechter Konstruktion, neben dem opulenten Graphitzylinder von ansehnlichem Querschnitt erscheint der sparsam bis ans äußerste Ende verbrauchte Westentaschenstummel, und das riesige Bismarckblei zeigt sich in der Nachbarschaft des dünnen Tanzkartencrayons. Schwarze, gelbe und rote, runde und eckige Stifte kritzeln da in Notizbüchern von tausendfach verschiedener Form, Farbe und Ausstattung, um beim Erlisten, Erraffen, beim Wetten und Wagen das Glück zu erjagen.





Von der Galerie herab schauen einzelne Spekulanten aufgeregt dem



Leben und Treiben zu und geben ihren Beauftragten rätselhafte optische Telegraphenzeichen.

Am meisten Graphit wird im Journalistenzimmer verbraucht. Dort sitzen an vielen Tischen in bester Kollegialität die Redakteure und Berichterstatter der verschiedensten Blätter beisammen, friedfertig und eifrig ihrer Arbeit obliegend, und nebenan, im Kurszimmer, vereinigt das Diktat des Kurszettels sie alle an der großen ellipsoidalen Tafel.

Doch steigen wir hinauf in die höheren Regionen der Börse. Dort liegt der Sitzungssaal der Ältesten, geschmückt mit den Bildern der preußischen Könige. Das jüngste derselben ist ein vorzügliches Porträt Kaiser Wilhelms II. in Garde du Corps-Uniform von Anton von Werner, ein Geschenk des Herrn Kommerzienrat Ernst Mendelssohn-Bartholdy. In diesem Saale beratschlagen die Ältesten über das Wohl und Wehe der Kaufmannschaft von Berlin. Nebenan befindet sich das sogenannte Verkehrszimmer. Dort hängen die lebensgroßen Ölgemälde der Börsenpräsidenten vom Jahre 1795 an, mit Berger und seinem Nachfolger Schulz beginnend. 1821 war W. C. Beneke am Ruder; es folgten Fr. H. Kauffmann, Jos. Mendelssohn, H. Conrad, H. C. Carl, T. E. Baudouin, T. E. Conrad, dann wieder ein Franz Mendelssohn, und gegenwärtig fungiert Herr Adolph Frentzel als erster, Wilhelm Herz als zweiter und Johannes Kaempf als dritter Präsident. Die Ausstattung dieser Räume, sowie des Kommissariatszimmers ist einfach und würdig. Nirgends fehlt der traditionelle grüne Tisch mit den obligaten riesigen Tintenfässern. Für jeden Würdenträger der Kaufmannschaft steht ein Armsessel bereit.

Gehen wir von diesen Räumen, über die Galerie hinüber, nach der anderen Seite des Saales, so gelangen wir in das Lesezimmer der Börse, einen großen, nicht übermäßig hohen, mit vornehmster Eleganz stilvoll eingerichteten Raum, welcher über der


Geheimrat von Bleichröder.

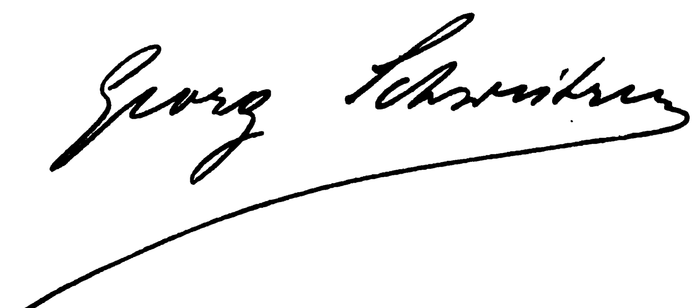
Restauration liegt, wo üppige Teppiche jeden Schritt bis zur Lautlosigkeit abdämpfen, wo Sessel von ausgesuchtester Bequemlichkeit zum behaglichen Studium aller Zeitungen und Journale der Welt einladen.

Ja, Gottlob! Sie ist gut imstande, die Berliner Börse, und sie wird es hoffentlich nicht nur bleiben, sondern sich stetig in erfreulicher Weise weiter entwickeln!

Bei der Bildung der einheitlichen Korporation der Kaufmannschaft aus den früheren beiden Gilden, also im Jahre 1820, zählte die der Tuch- und Seidenhandlung 421, die der Materialhandlung 531 Mitglieder. Die neugebildete Korporation umfaßte zu Anfang des Jahres 1821 im ganzen 1070 Köpfe. Entsprechend dem politischen Stillleben Preußens in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ging auch die wirtschaftliche Entwickelung seiner Hauptstadt damals nur langsam vorwärts. Die Kaufmannschaft zählte 1830 erst 1081, 1840 nur 1113 und 1850 endlich 1270 Angehörige, dann schnellte die Zahl der Mitglieder bis 1860 auf 2147 in die Höhe, von 1860 bis 1870 allerdings wieder bis auf 1682 zurück, allein diesem Rückgange in der Zahl stand ein bei weitem erheblicherer Aufschwung an Bedeutung und innerer Kraft gegenüber. Die vorwärtsstrebenden, kräftigen Elemente hatten im gemeinsamen Interesse, namentlich bei der Ausführung des Börsenbaues in der Burgstraße, Lasten übernommen, welche die schwächeren nicht mittragen konnten oder wollten. In der Korporation konzentrierte sich seitdem die Berliner Großkaufmannschaft im weiteren Sinne des Wortes, welcher namentlich auch alle diejenigen Mitglieder mit inbegriffen wissen will, die mit dem Börsenverkehr in Verbindung stehen. Letzterer, der bis dahin neben dem eigentlichen kaufmännischen Geschäftsbetriebe verhältnismäßig bescheiden einhergegangen war, trat seit Anfang der sechziger Jahre mehr und mehr in den Vordergrund, und der Aufschwung, welchen seitdem die Berliner Börse im Verlaufe von wenig mehr als zwei Jahrzehnten genommen hat, ihre Entwickelung vom bescheidenen, im Auslande kaum beachteten Lokalmarkte zum internationalen Kapitals-, Wechsel-, Geld- und Produktenmarkte allerersten Ranges ist nahezu ohne Gleichen in der Geschichte der kaufmännischen Institute aller Länder der Erde. Während im Jahre 1821 an der Berliner Börse nur 16 vereidete Fonds- und 21 Warenmakler thätig waren, war die Zahl derselben 1870 auf 37 bezw. 35 angewachsen, und 1890 zählt die Berliner Börse bereits 81 vereidigte Fondsmakler neben 30 Produktenmaklern. Anno 1821 wurden an der Berliner Börse außer den Wechsel- und Geldkursen nur 11 Fondskurse notiert, 1870 von letzteren bereits 309, und jetzt, im Jahre 1890, ist ihre Zahl bis auf 1166 gestiegen.

Was die Gesetzgebung über die Börse anbelangt, so bestimmt das preußische Handelsrecht, daß die Gründung von Börsen, sowie die Aufstellung, Abänderung oder Ergänzung der Börsenordnungen der Genehmigung des Handelsministeriums bedarf. Diese Ordnungen werden vom Börsenvorstande entworfen, der durch die Ältesten oder Vorsteher der Korporation der Kaufmannschaft oder der Handelskammer repräsentiert wird.

Aber, mein Gott, Sie hören mir ja gar nicht mehr zu! Das kommt davon, wenn man ins Dozieren verfällt. Ich merke, Sie sind müde. Es ist auch mittlerweile drei Uhr geworden, und bald wird das Glockenzeichen ertönen, welches den Schluß der Börsenstunden verkündet. Heute wird es wohl kaum nötig werden, die Schelle unmittelbar am Ohr übereifriger Geschäftsmenschen zu schwingen, wie das an lebhafteren Tagen wohl vorkommen soll. Kommen Sie, wir wollen zu Mittag speisen. Wir eilen an den Gruppen kleiner Spekulanten vorbei, die draußen den Schluß der Börse abwarten, weil sie nicht Zutritt in den Saal haben und ihre kleinen „Aufträge" durch einen „jungen Mann" vermitteln lassen müssen; vorbei an den Verkäufern von Brillanten, Goldschmuck und Antiquitäten, welche sich jetzt herandrängen, um ihre Waren denjenigen anzubieten, von deren Gesichtern sie abzulesen glauben, daß sie einen guten Tag gehabt haben; vorbei an den Kutschen, in deren Fond jungverheiratete Frauen ihrer Eheherren warten. Sehen Sie in jenem eleganten Coupé die schöne Frau J*? Ihre reizende Toilette ist funkelnagelneu, wie das Coupé, wie der ganze Reichtum des Herrn J*, der dort seinem jungen Weibchen so zärtlich schon von der obersten Treppenstufe herab entgegenwinkt. — Wie, Sie sehen nicht einmal hin? Ah — Sie denken nur noch an Ihr Mittagessen und drängen ungeduldig gegen den Schloßplatz zu, um Ihren Pferdebahnanschluß nicht zu verpassen. Nun wohlan, so scheiden sich für heute unsere Wege auf dem Berliner Pflaster; lassen Sie sich's wohl bekommen und denken Sie, daß Sie nicht der Einzige sind, dem der erste Besuch an der Börse — Appetit gemacht hat!



Aus dem Garnisonleben Berlins.



Bei der feierlichen Kaiserkrönung des Selbstherrschers aller Reußen, die vor einigen Jahren stattfand, hielten sich verschiedene französische Journalisten von Bedeutung auf der Durchreise nach Moskau mehrere Tage in Berlin auf. Es war sehr interessant, die Urteile dieser Herren über die Kaiserstadt an der Spree in ihren Pariser Blättern nachzulesen — am interessantesten aber, daß kein Einziger verfehlte, den Schwerpunkt seiner Karakteristik Berlins auf das militärische Leben und Treiben im Weichbilde unserer Residenz zu legen. „Berlin ist die Soldatenstadt par excellence,“ schrieb u. a. der „Figaro“, und der „Gaulois“ meinte spöttisch, Berlin stände permanent „im Zeichen der Parade“. Das ist natürlich übertrieben — welcher Pariser Journalist übertriebe nicht! — aber im Kernpunkt haben die französischen Herren doch so ziemlich das Richtige getroffen: in keiner anderen Welt- und Großstadt spielt der Soldat eine so hervorragende Rolle, wie in Berlin. Und das scheint uns erklärlich — zum mindesten in Zeitläufen, in denen der Deutsche gezwungen ist, die Hand zur Abwehr an den Säbelknauf zu legen . . . .

Wie unser kaiserlicher Herr, der Tradition getreu, „sein erster Unterthan“ ist, so ist er auch „sein erster Soldat“. Seit Preußen ein stehendes Heer besitzt, haben es die Herrscher des Landes immer geliebt, bei allen Gelegenheiten Uniform zu tragen. Es giebt wohl nur Wenige in Berlin, die den Kaiser einmal im Bürgerkleide gesehen haben. Man kann sich den hohen Herrn kaum anders denken als in der Uniform — im Waffenrocke der Generalität, in der roten, goldverschnürten Attila der Leib-Garde-Husaren oder im weißen Koller der Gardes du Corps. Daß er die geschmackvolle Attila seiner Garde-Husaren, denen er selbst einst als Oberst und Kommandeur vorgestanden hat, mit Vorliebe trägt, ist bekannt, doch auch die Uniformen anderer Regimenter legt er häufig auf seinen vielfachen Inspektionsreisen an — selbst in dem sonst nur selten getragenen roten Paraderocke der Gardes du Corps haben diejenigen ihn sehen können,





denen es vergönnt war, die Kaiserfahrt nach dem Bosporus mitzumachen und die Majestäten nach dem großen Thronsaal des Dolma Bagdsche zu Konstantinopel zu begleiten.

Die Gardes du Corps, die unter den früheren Monarchen bei größeren Feierlichkeiten den Hatschier=Dienst im Schlosse zu versehen hatten, werden in letzter Zeit nur noch vereinzelt dazu benutzt. Die neu uniformierte Schloßgarde=Kompagnie und die erst vor Kurzem ins Leben gerufene Leibgarde der Kaiserin sind an ihre Stelle getreten. An den Flügelthüren im Schlosse stehen dann lang aufgeschossene, stattliche Gestalten in reich bordierten Schooßröcken und blendend weißen Gamaschen — breitspurig, wie einst zu Zeiten Friedrich Wilhelms I., des „Soldatenkönigs", — gleichsam aus Erz gegossen. Sie sehen prächtig aus, diese Schloßgardisten, in ihrer monumentalen Haltung, und es mag wahr sein, was man sich bei Gelegenheit der letzten Anwesenheit des Schahs von Persien in Berlin erzählte, — daß der „König der Könige" beim Betreten des weißen Saals gestutzt haben soll, als er einen dieser Gardisten in regungsloser Versteinerung an der Thüre aufgepflanzt sah. Der „König der Könige" hielt den riesigen Mann vielleicht für eine überlebensgroße, bemalte Statue, und er tippte deshalb, um sich von der Richtigkeit seiner Wahrnehmung zu überzeugen, mit dem Zeigefinger an die unbewegliche Gestalt — da aber kam dem unglücklichen Gardisten unwiderstehlich das Niesen an, und bei diesem fürchterlichen Geräusche eilte der Nachfolger des Artaxerxes schleunigst über die Schwelle zum weißen Saal. Nun wußte er, daß die Statue lebte. Si non é vero, é ben trovato . . . .

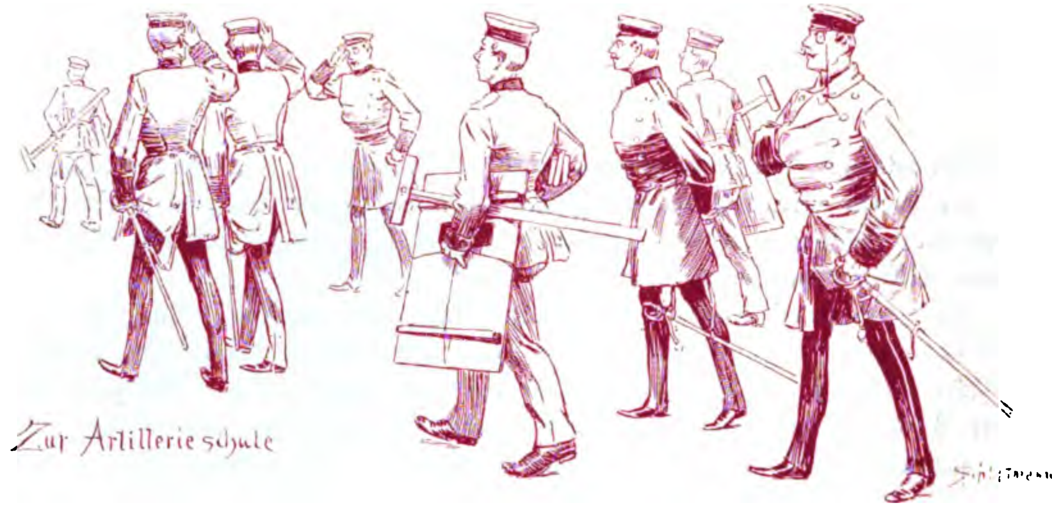
Die Garnison Berlins ist bedeutend. Außer fünf Garde=Infanterie=, fünf Garde=Kavallerie= und zwei Garde=Feld=Artillerie=Regimentern sind in der Landes=Hauptstadt noch ein Garde=Pionier= und ein Garde=Train=Bataillon garnisoniert, ferner das reitende Feldjäger=Corps, die Leib=Gendarmerie und die Schloßgarde=Kompagnie; dazu kommen noch die zahlreichen Mitglieder der drei Departements des Kriegs=Ministeriums, des Generalstabs, der General=Inspektionen, der Intendantur des Garde=Corps und der drei Garde=Divisionen, des Gouvernements und der Kommandantur, der Kriegs=Akademie, der Artillerie= und Ingenieur=Schule, der Zentral=Turnanstalt und der verschiedenen

Depot-Verwaltungen und Kommissionen. Da kann es natürlich nicht Wunder nehmen, wenn den Herren Vertretern der französischen Presse aufgefallen ist, daß sie alle zehn Schritt einem Soldaten begegneten, zumal es bei uns nicht wie in Frankreich Sitte ist, daß das Militär außer Dienst Zivil tragen darf.

Zur Physiognomie Berlins gehört nun einmal das zweifarbige Tuch, und es würde uns wohl verwunderlich vorkommen, wenn unsere Residenz einmal ganz plötzlich von allen Soldaten entblößt werden, wenn wir im Theater, auf dem Rennplatz und in der Gesellschaft die eleganten Gestalten unserer Garde-Offiziere und im auf- und niederwogenden Straßenleben die stämmigen Erscheinungen unserer Grenadiere und Füsiliere missen sollten. Und was würden unsere Dörthen und Karolinen wohl sagen, wenn kein bunt bekleideter Arm sie mehr am freien Sonntage hinaus in die Hasenhaide und in das Gewühl des Tanzbodens führen wollte! —



Dem aufmerksameren Beobachter, welchem das ruhelose und hastige Auf und Ab in den Straßen der Hauptstadt Gelegenheit zu allerhand kleinen Studien giebt, dürfte es bald auffallen, daß auf dem Pflaster Berlins je nach den verschiedenen Stadtteilen und nach den Tageszeiten, ja selbst nach der Jahreszeit, die Waffengattungen zu wechseln pflegen. Draußen, nach dem Königsplatze zu, wo das Generalstabs-Gebäude seine stattliche Front erhebt, und in den angrenzenden Straßenzeilen, bis über den Tiergarten hinaus, bis in das W.-Viertel hinein, sieht man beispielsweise in den frühen Vormittagsstunden und dann wieder in der Zeit zwischen zwei und vier Uhr fast nur Herren mit karmesinroten Kragen am Waffenrocke und gleichfarbigen breiten Gallons an den Beinkleidern. Das sind die Gelehrten der Armee, die Schüler Waldersees, die Stützen des Generalstabs. Fast Alle im kräftigsten Mannesalter stehend, unterscheiden sie sich schon im Aeußeren von ihren jüngeren Kameraden, die, das Monocle im Auge und den Schnurrbart keck aufgewirbelt, die Linden hinabschlendern. Der Zug seligen Jugend-Uebermuts, der das Zeitalter in die Schranken fordert, ist bei den Herren vom Generalstabe einem gewissen gediegenen Ernste gewichen. Auch die schlicht-vornehme Uniform trägt dazu bei, diesen Eindruck zu erhöhen. Mit raschen Schritten, zuweilen eine Mappe oder ein Aktenstück unter dem Arme, sieht man diese Nachfolger Moltkes durch die Straßen eilen, dem Ziele entgegen, das sich unweit der Siegessäule in mächtigem Quadrate erstreckt. Die meisten Generalstäbler wohnen in der Nähe des Generalstabs-



Gebäudes — und der allezeit gern spottsüchtige Volksmund hat deshalb auch diese Stadtteile in Rücksicht auf die karmesinfarbigen Kragen, Aufschläge und Paspeln der Offiziere — die „Himbeer-Plantage" getauft. Warum nicht! Wenn nur immer reife Früchte auf dieser Plantage gedeihen, aber auch Früchte, die dem Feinde bei passender Gelegenheit den Appetit zu verderben im Stande sind!

Ein anderes Bild entwickelt sich zu den ungefähr gleichen Tagesstunden in den westlichsten Bezirken des W.-Stadtteils — nach Charlottenburg zu. Hier steht nämlich, einen riesigen Platz umfassend, das bald nach dem letzten Feldzuge neu aufgeführte Gebäude der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule, in der die Offiziere der Artillerie und des Pionier-Korps einen Kursus zu absolvieren haben. Im Gegensatz zu der „Himbeer-Plantage" hat man diese Stadtgegend unfreundlicher Weise den „Kirchhof" getauft, weil die dunklen Röcke der schmucken Leutnants von der „Bombe" und der verwandten Waffengattung mit ihren schwarzsammetnen Kragen und Ärmelpatten an die düstere Farbe der Trauer erinnern. Schmeichelhaft ist das Bild nicht und hübsch auch nicht, aber der Volksmund ist oft recht lose — und der Chronist muß auch einmal eine Bosheit notieren, wenn sie karakteristisch ist — karakteristisch in diesem Falle freilich nur in äußerlichster Weise, denn im Grunde genommen haben die jungen Herren, die so emsig, von ihren büchertragenden Burschen gefolgt, die Straßen durchmessen — abgesehen von ihren dunklen Waffenröcken — recht wenig an sich, was an den Kirchhof, an vergrämte Mienen und an die Ruhe des Todes erinnern könnte. Die Herren Leutnants sind erst vor kurzem zum Regimente gekommen, und aus jeder Linie ihrer jugendlichen Gesichter strahlt der Frohsinn ihrer dreiundzwanzig Jahre. Man lausche nur einmal ihrer Unterhaltung, wenn sie nach den Hörsälen schreiten. . . . „Kommst Du heute Abend mit in die ‚Schöne Helena', Felseck?" — „Ich gehe zum Tanz zum Geheimrat Ypsilon! Du, der hat eine Tochter — allerhand Hochachtung!" — „Wie schwer?" — „Fünfzigtausend Thaler bar auf den Tisch!" — „Gratuliere!" — „Nicht nötig; habe erst zweimal mit ihr getanzt." — „Tanzt sie

gut?" — „Sie lümmelt sich ein bischen auf den Zügel — aber sonst leidlich!" — „Kannst mich bei Ypsilons einführen, Felseck!" — „Mit Vergnügen; man speist auch famos dort — beim letzten thé dansant floß der Roederer wie die Panke!" . . . . Fünf Minuten später sitzen die lustigen Herren aufmerksam hinter ihren Büchern und schreiben den Vortrag nach.

In der Dorotheenstraße, so ziemlich im Zentrum der Stadt, liegt die Kriegs-Akademie, dieser Gegenstand der Sehnsucht jedes ehrgeizigen Leutnants: die erste Stufe zum Generalstabe! Es giebt freilich auch unter den Leutnants diesen und jenen, dem die Trauben zu hoch hängen oder zu sauer dünken — und diese Schlaufüchse in Uniform pflegen ihre Kameraden von der Kriegs-Akademie gern als „Streber" oder „Büffler" zu bezeichnen. Und es gab auch eine Zeit, da es in manchem sehr vornehmen Regimente von oben herab belächelt wurde, wenn ein junger Offizier sich für die Akademie vorbereiten wollte und sich von der Geselligkeit ein wenig zurückzog, um sich mehr den Büchern widmen zu können. Das ist heute anders geworden. Man hat keinen Grund mehr, von „berühmt dummen" Regimentern zu sprechen wie ehemals — es giebt wohl keinen Truppenteil in der Armee, der nicht ein oder das andere Jahr einen Abgesandten in das stattlichste Haus der Dorotheenstraße schickte. Wenn man um die Mittagsstunde an der Kriegs-Akademie vorübergeht, kann man in aller Eile die besten Uniformstudien machen. Durch das geöffnete Mittelportal flutet ein Strom von Offizieren aller Waffengattungen. Alle Farbentöne schmelzen hier zusammen, wie die bunten Tupfen auf einer Maler-Palette. Die Infanterie ist selbstverständlich am zahlreichsten vertreten, und unter den roten Kragen sieht man auch manchen mit den goldenen oder silbernen Gardetressen. Dann folgen ihrem Stärkeverhältniß nach die Artillerie und das Ingenieurkorps und schließlich die Kavallerie, die in früheren Jahren weniger zahlreich auf der Akademie vertreten war, in neuerer Zeit jedoch ein recht stattliches Kontingent zu den Besuchern dieses Instituts stellt. In Laienkreisen ist noch vielfach die Ansicht verbreitet, daß unsere schneidigen Herren von der Kavallerie das weite Feld der Wissenschaft mit seinen zahlreichen Hürden und Hindernissen am liebsten umreiten, statt es sattelfest zu „nehmen". Aber das ist eine irrige Meinung. Die Zeiten sind längst vorüber, in denen der junge Reiteroffizier seinen ganzen Stolz im Pferdesport, im näselnden Tonfall der Stimme und im Schnarren des „r" finden wollte. Man achte nur auf den Schwarm von Kavalleristen, der tagtäglich die Kriegs-Akademie besucht, und sehe sich die Herren in den Hörsälen an! Der rote Husar mit dem blühenden, lebenslustigen Gesicht und den keck blitzenden Augen, den man noch gestern auf der Rennbahn in Charlottenburg über den grünen Plan fliegen sah, ist in die Geheimnisse der russischen Grammatik vertieft — der stattliche Premier von den Gardes du Corps, der des Abends aus der Zirkusloge die Pirouetten der schönen Miß Mestris durch das Monocle bewundert, lauscht hier aufmerksamen Ohrs dem Vortrage seines Geschichtsprofessors. . . . Wie viele flotte,

junge Kavalleristen sind nicht schon durch den Portikus der Kriegs=Akademie zu höchsten militärischen Ehrenstellen aufgerückt — Stellungen, die man nicht nur durch regelrechten Sitz der Beinkleider, durch das Schnarren des „r“ und ein geschicktes Einkneifen des Monocles zu erreichen pflegt.

Neben der Kriegs=Akademie ist besonders für die Offiziere der Provinzial=Regimenter die Zentral=Turnanstalt das Ideal, das ihnen in ihren Träumen verlockend vorschwebt. Für den jungen Leutnant, der hinter den Mauern von Militsch oder Pasewalk — diese kleinen, gemütlichen Garnisonen haben im Uebrigen auch ihre guten Seiten — sich wie ein gefangener Löwe dünkt, der sich nach den Oasen der Wüste und dem Felsgebirge sehnt, ist Berlin, das schöne, göttliche, einzige Berlin, immer und immer der Brennpunkt alles Hoffens und aller Wünsche. Wer sich im Kopfe nicht stark genug fühlt, die Akademie zu erreichen, spürt wenigstens genugsam Kraft im ritterlichen Arme, der Zentral=Turnanstalt ein leuchtender Heros zu werden. Aus allen Zonen des Reichs strömen sie herbei, die starken Mannen des Heeres, um sich in Berlin am Barren zu schwingen und am Reck ihre Kraft zu erproben. Der Dienst ist nicht schwer oder doch nur, wenn man nach dem verlängerten Abend einmal nicht recht ausgeschlafen hat — und Berlin ist so wunderschön, so sehr viel schöner als Militsch, Pasewalk und Züllichau, wo es kein elektrisches Licht giebt und kein Theater und keine Friedrichsstraße, und wo man immer gleich die Brummbaßstimme des Obersten hören muß, wenn man einmal vergnügt über die Stränge schlägt. Und das will man doch auch dann und wann . . .

In den tausenderlei Momentbildern, die das Straßenleben der Hauptstadt in ununterbrochenem Wechsel bietet, spielt die Uniform immer eine hervorragende Rolle.



Das Tempelhofener Feld

Der Berliner ist von Natur aus eine neugierige Seele, wie fast jeder Großstädter, und gewinnt sich auch im ärgsten Drange der Geschäfte immer noch eine Spanne Zeit für seine Spezial-Belustigungen ab. Seine Haupt-Spezialität ist aber seine Vorliebe für das Militär. Jede Truppenkolonne, die mit Ratam und Bumbum durch die Straßen zieht, hinaus nach dem Tempelhofer Felde, um vor dem Höchstkommandierenden zu manövrieren, oder nach dem Schlosse zum Abholen der Fahnen, wird von Schwärmen schaulustiger Berliner begleitet. An der Spitze der Musik trabt die Jugend — johlend, pfeifend, singend — zu Paaren oder in ganzen Reihen, stramm marschierend wie die ihnen folgende Truppe — und rechts und links und hinterher ziehen Ströme von Menschen. Wer weiß nicht, wie viel Tausende bei jeder Parade das Tempelhofer Feld besuchen, um durch die wallenden Staubwolken, in drückender Hitze, zusammengekeilt und zusammengedrängt, hier und dort eine Reihe blitzender Helme auftauchen zu sehen und dem Getöse der Geschütze, dem Knattern des Kleingewehrfeuers zu lauschen! „Militärtoll" nannte kürzlich ein französisches Blatt unsere guten Berliner ein wenig ungalant — und ein gewisser Rausch überkommt sie wirklich, wenn mit klingendem Spiel die „Maikäfer" einherrücken, wenn die „Bombe" durch die Straßen rasselt oder die Fanfaren der Kavallerie ertönen und der dicke Paukenschläger der Gardes du Corps sein dumpfes Bumbum erschallen läßt . . . Industrie und Handel haben längst aus dieser Soldaten-Passion des Berliners Kapital geschlagen, und auch die Bühne hat geglaubt, sie nicht umgehen zu können. Die Offiziersstücke der Herren von Moser und von Schönthan, von Eduard Jakobson, Nataly von Eschstruth und anderen mehr oder weniger großen Geistern haben Jahre lang volle Häuser gemacht, und einzelne Typen aus diesen Komödien sind — wie der famose Reif-Reiflingen aus Moser's „Krieg im Frieden" — sogar erstaunlich populäre Figuren geworden. In einem sogenannten Spezialitäten-Theater Berlins wurde mehrere Winter hindurch eine Pantomime aufgeführt, die mit dem Aufziehen der Wache am Brandenburger Thor abschloß — und kein Dramendichter hat sich je eines solch' rauschenden Erfolges zu rühmen gehabt, als dieser Schlußeffekt des spekulativen „Choreographen" ihn fand. Auch in der Litteratur bevorzugt der Berliner — de gustibus non disputandum — die sogenannten Soldaten-Geschichten und Soldaten-Humoresken; man frage einmal in den Leihbibliotheken nach, wer mehr gelesen wird: Spielhagen und Fontane oder Winterfeld, Wald-Zedtwitz, Dewall und Hackländer — und man überzeuge sich an den Ständen der Bahnhofs-Buchhändler von der mächtig angewachsenen Litteratur der Soldaten-Geschichten. Freilich, Früchte, wie die „Majors-Geschichten" Hans Hopfens oder die „Schöne Helena" des Barons von Roberts gedeihen auf diesem Zweige der Litteratur nicht alle Tage!

Der fortschreitende soziale Entwickelungsgang des deutschen Volkes hat in den letzten Jahrzehnten die Kluft, die früher den Offiziersstand und das Bürgertum trennte, erheblich überbrückt — und der praktische Reformeifer des jetzigen Kaisers wird in dieser

Beziehung auch weiterhin wahrscheinlich noch manche Wandlung schaffen. Es giebt gegenwärtig wohl kaum einen öffentlichen Ort, kaum ein vom besseren Bürgerstande besuchtes Vergnügungs-Etablissement, dessen Frequenz dem Offizier in Uniform verboten wäre. Das war ehemals nicht so, und es ist als ein erfreuliches Zeichen der Zeit zu begrüßen, daß sich diese alten Verhältnisse gewandelt haben. Selbst die kleineren Possentheater Berlins, in denen man sich nach des Tages Ernst und Arbeit über harmlosen Unsinn satt lachen kann, sind der Offiziersuniform nicht mehr verschlossen. Im Allgemeinen sieht man die Offiziere der Berliner Garnison am meisten im Schauspielhause und



in der Oper, wo ihnen nach bestimmten Normen Freiplätze zur Verfügung gestellt werden, ferner in der Friedrich Wilhelmstädtischen Operette, im Berliner Theater Ludwig Barnays und im Zirkus Renz. Auch im letztgenannten Institut sind ihnen gewisse Begünstigungen eingeräumt. Es ist selbstverständlich, daß das Interesse der Kavallerieoffiziere für den Zirkussport ein besonders reges ist; die Logen sind stets gefüllt mit den glänzenden äußeren Erscheinungen dieser Herren, die mit den meisten hervorragenderen Mitwirkenden des Zirkus persönlich bekannt sind. Die gleiche Passion führt hier zur Annäherung. Ich entsinne mich, daß eine große Anzahl Vertreter unserer vornehmsten Regimenter zugegen war, als vor Jahren ein berühmter Schulreiter mit einer ebenso schönen wie gefeierten Verwandten des alten Renz vor den Altar trat; Fürsten und Grafen standen dem Zirkuskinde zur Seite . . .



Wie innig verwachsen unser Offizierkorps mit dem Gesellschaftsleben ist, dem es in gewisser Weise Kitt und Gefüge giebt, Politur und Glanz, ist bekannt. Im Mosaikbilde unserer Gesellschaft sind die Offiziere die farbigen Steinchen, die dem Muster seine eigenartige Leuchtkraft verleihen. Es mag wenige Berliner Salons geben, in denen man die Uniform gern vermißt — und das ist um so begreiflicher, als der Offizier zum Mindesten immer ein anregender und unterhaltender Gesellschafter und ein — perfekter Tänzer ist. Nun ja — auch der Tanz spielt eine sehr gewichtige Rolle im gesellschaftlichen Dasein und wird diese vermutlich so lange spielen, bis wir, was kaum abzusehen ist, uns zu der Auffassung Alt-Chinas emporgeschwungen haben: der Tanz sei eine Arbeit, kein Vergnügen . . .



Auch das, was die Mauern der Kasernen umschließen, gehört füglich mit zum Berliner Pflaster — und so sei es mir zum Schlusse verstattet, den Leser im Fluge und gewissermaßen aus der Vogelperspektive in die Heimstätten unserer braven bunten Jungen blicken zu lassen. Freilich kann ich nur Guckkastenbilder bieten, denn wollte ich eine Geschichte des Soldatenlebens im Frieden schreiben, so bedürfte es Bände . . . Das ist der Kasernenhof. Kahle Mauern von allen Seiten, aber flutendes Leben innerhalb derselben. Drüben werden Rekruten gedrillt. Die Unteroffiziere wettern, und der jüngste Leutnant steht gelangweilt daneben und denkt an den Kotillon vom Abend vorher. Auf der anderen Seite findet Monturappell statt — „Lumpenparade" nennt man das unpoetisch. Da darf kein Knopf fehlen und kein Nagel auf der Stiefelsohle — es ist merk-



würdig, was der Herr Hauptmann für ein scharfes Auge besitzt und wie leicht ein Stäubchen am Rockkragen und ein Fleck auf der Ärmelpatte dem sonst so sanguinischen Mann die Galle ins Blut treiben kann! . . Nebenan, im Gehege der Dragonerkaserne, kommen wir gerade zu einer Reitstunde zurecht. Ach herrjeh, wie sitzen die Kerle zu Pferde! Der stämmige Vizewachtmeister, der den Unterricht leitet, findet kaum Worte, sein Mißfallen über diese Karrikaturen der alten goldenen Centaurenzeit zu äußern. Er hat bereits aus allen Gebieten des menschlichen Wissens Vergleiche herangezogen, um seinen Zöglingen die ganze Richtigkeit ihrer Reiterkunst vorzuhalten — nun versagt ihm das Wort: seine „Kasernenhof-Blüten", wie die Münchener „Fliegenden Blätter" die rednerischen Knalleffekte unserer Exerziermeister nennen, sind welk geworden. „Hürden herein!" — Aha, der Herr Vizewachtmeister versteht es, seinem Grimm freien Lauf zu geben, auch ohne ihn in Worte zu kleiden! Er läßt seine reitende Rotte Korah „springen", und das ist für die ganze sattellockere Gesellschaft ungefähr so viel, wie der Eintritt ins Fegefeuer . . . Im Hofe der Artilleriekaserne werden die Lafetten und die Protzwagen gewaschen. Das an den Rädern herabrieselnde Wasser bildet kleine Bäche im weißgrauen Sande. Alle Mann sind wacker bei der Arbeit — morgen findet Besichtigung statt, da darf kein Fleckchen am Holz und am Metall zu sehen sein! — In der gedeckten Reitbahn haben die Offiziere Reitstunde unter der Leitung eines Stabsoffiziers. Da gehts etwas friedlicher zu, als beim Herrn Vizewachtmeister und seiner Rotte Korah — aber auch hier fällt manches energische Wort — im militärischen Leben ists 'mal nicht





anders. Die „Nasen" wachsen schnell, doch sie entstellen nicht sehr, weil sie eben oft gar zu schnell wachsen . . . Schnedderedbeng! — was ist denn das? — Aus den geöffneten Fenstern des Kasinogebäudes tönt ein laut schallendes Hoch. Oben in den geschmackvoll ausgestatteten Räumen der Offiziersressource findet ein „Liebesmahl" statt. „Liebesmahl" — seltsame Benennung, die an altheidnische Opfergebräuche erinnert — oder auch an die geheimen Zusammenkünfte der ersten Christen in den Katakomben vor den Thoren Roms — an Mysterien allerlei Art! Aber es ist nicht so schlimm mit dem Geheimnisvollen bei unseren militärischen Liebesmahlen — Friedrich Wilhelm III. hat, irre ich nicht, diese Bezeichnung für die fröhlichen kleinen Feste innerhalb des intimeren Kreises der Offiziere erfunden. Die Liebesmahle sind Zweckessen — und um einen Zweck des Essens ist man nie verlegen. Jeder Geburtstag, jedes Avancement, jede Versetzung, jeder Schlachttag, jede Hochzeit — nun, es wird eben Alles gefeiert, was sich einigermaßen feiern läßt und was der hochlöblichen Tischkommission wert erscheint, mit Bowle oder Schaumwein begossen zu werden. Der deutsche Schaumwein hat nämlich seit einigen Jahren den theuren französischen Champagner aus den Offiziers-Kasinos merklich verdrängt. Der Kaiser selbst hat bei verschiedenen Gelegenheiten den Wunsch ausgesprochen, man möge die deutsche Ware bevorzugen — und das ist denn auch geschehen, nachdem man hie und da in den reicheren Regimentern den Schauer verwunden hat, statt Roederer und Pommery greno Matthäus Müller und Geisenheimer Schaum über die verwöhnte Zunge gleiten zu lassen. Auch das war ein Schritt zur Rückkehr in einfachere Verhältnisse — und seit dieser Zeit ist noch manch weiterer Schritt gethan worden. Man weiß, mit welcher Bestimmtheit der Kaiser den Wunsch ausgesprochen hat, daß aus der Lebensführung seiner Offiziere jede Übertreibung des Luxus verbannt werde . . .



So wäre ich denn am Endpunkt meiner kleinen Schilderung angelangt. Doch nein — noch nicht ganz! Einen wichtigen Faktor im Garnisonleben auf dem Berliner Pflaster hätte ich beinahe vergessen: die deutsche Burschen=



Herrlichkeit! Ich meine aber nur den Offiziersburschen in all seiner Herrlichkeit, der in dämmernder Morgenfrühe auf dem Hofe über dem Rock seines Vorgesetzten die Knute — recte Klopfpeitsche — schwingt, der über die Kinder seines Herrn besser wacht als die treueste Amme, der das Einkaufen in der Markthalle so gut versteht, wie die perfekteste Köchin, der Stiefelputzer, Silberdiener, Groom, Reitknecht und Wartefrau in einer Person ist — der zu dem „Mädchen für Alles“ das einzige männliche Seitenstück in dem „Mann für Alles“ geschaffen hat! — Heil einem guten Burschen! Er ist das notwendigste Möbel in einem Offiziers-Haushalt, und er kann sich voll Stolz seiner Unentbehrlichkeit bewußt sein, wenn er des Sonntags Abends an Dörthens Arm auf den Tanzboden zieht, um dort aller Welt durch die Würde seines Auftretens und die feinen Zigarren aus seines Herrn bester Kiste zu imponieren. Er liebt es, die äußeren Gewohnheiten seines Gebieters zu kopieren — freilich nur dann, wenn der letztere nicht zugegen ist — und läßt sich gern von seinen Kameraden mit dem Namen seines Herrn anreden. Er hat auch seine kleinen Schwächen wie andere große Männer, aber er zeigt sie nur, wenn er sich in weiter Entfernung von gewissen strengen Augen befindet . . . Auf der Straße ist der Offiziersbursche gemeinhin dadurch von anderen Soldaten zu unterscheiden, daß er fast immer Etwas trägt: ob es nun Schlittschuhe sind, oder Bücher, oder die neuen Hosen des Herrn Obersten, die er vom Schneider geholt hat — mit leeren Händen sieht man ihn fast nie auf dem Pflaster Berlins, diesen wackeren und unermüdlichen „Mann für Alles“.

Fedor von Zobeltitz.

